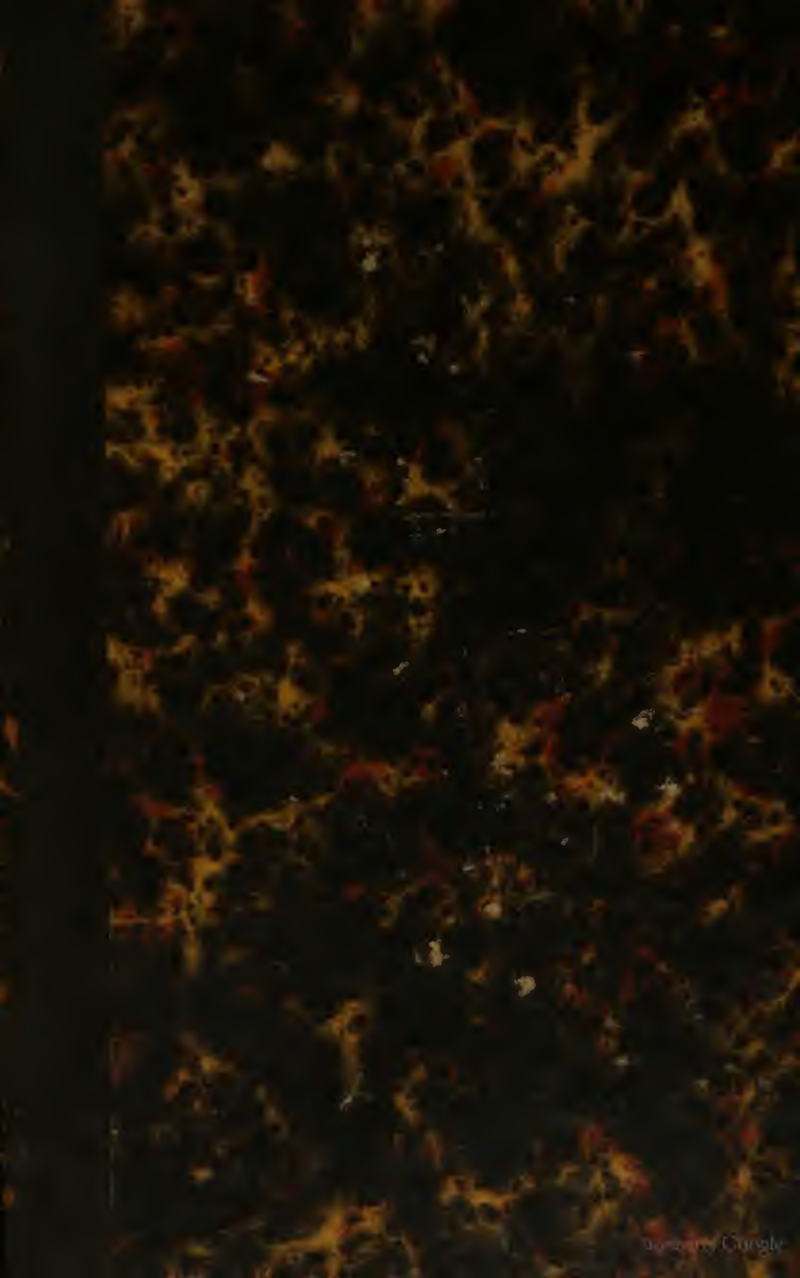




Rom am Rhein.

Erster Band.

Rom am Rhein.

Roman aus der Gegenwart

von

einem Gläubigen.

Erster Band.

Bonn.
Rheinische Verlagsanstalt.
1861.

Vorwort.

Der Autor erklärt, um allen Misverständnissen von vornherein vorzubeugen, daß die Menschen, welche in diesem Romane auftreten, nicht Träger bestimmter Persönlichkeiten, sondern in poetischer Bestimmtheit erfaste Typen und Vertreter allgemeiner Ideen sind. Aus dem vollen, zerstreuten Menschenleben sind sie freilich zusammengelesen: denn der Dichter kann seine Gestalten nicht auf dem Monde suchen.

In erster Linie steht der sittliche Zweck. Doch glaubt der Autor, daß die freie Entfaltung poetischer Schönheit wenig dadurch verkümmert ist. Eine bestimmte Tendenz muß nun einmal der politisch-sociale Sittenroman haben, von dem W. H. Riehl mit Recht behauptet, daß derselbe die populärste und zukunftreichste Dichtungsform der Gegenwart, und daß die Zeit da ist, wo Statsmänner zu ihrer Instruktion auch Romane lesen müßen!

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Ein Halfenball.

Vater Rhein nimmt mitten zwischen zwei rheinischen Städten, in kurzer Entfernung von beiden das Flüßchen Z** in seine Arme; aber trotz lebhaftern Wellenschlags und rascherer Strömung gelingt es dem treuen Alten erst nach geraumer Zeit, dem schmutzigen Landkinde die Spuren des sumpfigen Bodens, der sein Waßer trübt, abzuwaschen.

Folgst Du, teurer Leser, dem Autor den Lauf des Flüßchens entlang, etliche Meilen landeinwärts, so führt unser Weg zuerst an der Stadt X** vorüber. Die alte Römerstadt, und spätere freie Reichsstadt, deren tapfre Bürger mehr als einmal die Stürme der

Feinde Deutschlands, besonders der Spanier, siegreich von ihren Mauern abschlugen, ist jetzt eine traurige Landstadt. Nur der schöne bizantinische Dom verkündet noch die alte Herrlichkeit, während am Fuß dieser hehren Kathedrale schmutzige Juden um Vieh schachern und schnapsrote Makler in Korn wuchern. — Weiter gehts durch fruchtbare Aecker, üppige Wiesen, freundliche Dörfer bis zu einem Bächlein, welches so klein ist, daß wir es fast übersehn. Aber dieß gibt den Namen einem aus dem Flußtal östlich nach der rheinischen Metropole hin aufsteigenden fruchtbaren Landstrich, der eine Hauptkornkammer des Niederrheins ist.

Hier stehn wir auf höchst merkwürdigem historischen Boden. Wenn irgendwo im deutschen Bereich, so können wir hier fromme Betrachtungen über die ersehnte deutsche Einheit anstellen, ohne, wie anderorts, meist mit schmerzlicher Verzweiflung zu enden. Hier ist der weltgeschichtliche Segen der napoleonischen Invasion recht sichtbar. Vor Napoleon konnte man in dieser Gegend kaum ein Par tausend Schritt wandern, ohne eines andern reichsunmittelbaren geistlichen, oder welt-

lichen Herrn Gebiet zu beschreiten. Junker und Pfaffen, sonst oft in Hader und Zwist, reichten sich die Hände, einmütig in Ausbeutung des Lands und Bedrückung des besitzlosen Volks. Dieses ging bettelnd von Kloster zu Schloß, von Schloß zu Kloster und dankte Gott, daß die feisten Mönche und übermütigen Junker ihm von ihrem Ueberfluß den Abhub und die Brocken zuwarfen. Noch jetzt, nach mehr als 50 Jahren wirkt diese jahrhundertlange Gewöhnung, wie ein Fluch aus alter Zeit, im Volk nach. Sieht man doch noch heute, an gewissen Wochentagen, in den Ortschaften und Gehöften jener Gegend ganze Bettlerscharen „terminieren," ohne, daß es einem Bürgermeister gelänge, diesem Unfug zu steuern. Auch machte uns ein uralter Herr unsrer Bekanntschaft, der in jungen Jahren noch oft mit den Mönchen wacker gezecht, die feine Bemerkung, er glaube in manchen dieser Bettlergesichter deutlich die schönen, markierten Züge längst entschlafner, aber zur Zeit lebensfroher Klosterbrüder wiederzuerkennen.

Der reiche Grundbesitz der Klöster wurde damals gewöhnlich von hörigen Pächtern verwaltet, welche man

„Halfen" hieß, weil sie vielleicht die Hälfte der Erzeugnisse des reichen Bodens an die Klosterspeicher abzugeben hatten.

Durch Napoleon wurde dieser ganze Besitzstand geändert. Die Klöster wurden säkularisiert, das Eigentum der kleinen Herrn, der Junker, welche, wie die Emigranten, vor der Revolution und ihrem großen Kinde, dem Welteroberer, Reißaus nahmen, wurde eingezogen. Die reichen Güter, einzelne hunderttausende Taler wert, wurden für etliche tausend Franks versteigert. Das Eigenthum kam aus der toten Hand in die lebende.

Jetzt kauften gerade die Halfen, jene Dienstmannen und Pächter der Klöster, deren Grund und Boden deshalb um ein Spottgeld, weil die spärlichen wolhabenden, aber im Vorurteil alter verrotteter Zustände ergrauten Leute meist weder klug, noch kühn genug waren, das weltliche Besitztum der Kirche anzusteigern, was ihnen teils sündlich, teils gefährlich schien. Die Halfen kauften die Klostergüter. So wurden die Knechte zu Herrn.

Aber Knechte haben knechtische Gesinnung. Auch bei den heutigen Halfen, den Kindern und Enkeln jener Klosterknechte, zeigt sich dieselbe noch in hohem Grade. Während sie im Verkehr mit gebildeten Städtern scheu und unterwürfig sind, herrschen sie tirannisch auf ihren Höfen. Sie „plagen sich" redlich. Aber treu ihrem Wahrspruch: „Geld und Gut will einen kargen Herrn," geht all ihr Sinnen und Trachten darauf aus, den Schatz in der Truhe zu mehren. Sie knausern und knickern, markten und feilschen um die sicher eingescheunten Ernten, wuchern auch in kleinen Summen durch Vermittlung schlauer Juden mit den Kornwürmern in Stettin, Berlin und Köln, was sie als kleine Aufregung einer Lotterie lieben, bei der sie meist verlieren. Dabei sind sie grob und herrisch gegen ihr Gesinde, welches sie nicht selten schlechter füttern, als ihre Schweine. Der Volksmund rächt sich dafür durch manches böse Wort:

„De Buer is ä Bies, (Beest, Tier)
Hä verköft de Botter un friß dä Kies (Käse)."

Die Bildung der Meisten ist mangelhaft. Kaum,

daß sie ein Jahr oder zwei in einer der rheinischen Städte der Militärpflicht genügt, kehren sie in die Einsamkeit ihrer Höfe zurück, gehen ihren gesunden Geschäften nach und zittern nur vor Krieg und Hagelschlag. Sie lesen das „X * er Blättchen," selten die „Kölnische Zeitung," die ihnen zu liberal *) und zu teuer ist, wol aber das ultramontane Achener „Echo der Gegenwart." Auch findet man in ihrer Bibliothek außer spezifisch katholischen Tendenz-Schriften aus dem Borromäus-Leseverein noch wol Brockhaus' Konversations-Lexikon. — Das Einzige, was sie aus den alten Zuständen überkommen, ist das zähe Festhalten am Katholizismus in seiner schroffsten, unduldsamsten Form. Der einzige Fortschritt, den sie mit der Gegenwart machen, ist, daß sie mit dem düstersten modernen Ultramontanismus durch Dick und Dünn gehen und eine neue Dreschmaschine kaufen.

Nicht aber, als ob die Halfen sich völlig und immer in der Einsamkeit ihrer Höfe begrüben. Nicht

*) Ach, wie ists möglich denn! Anm. des Setzers.

bloß, daß sie von Zeit zu Zeit in die Stadt fahren, um ihr Korn zu verkaufen, wenn das „X — r Blättchen“ günstige „Konjunkturen“ zeigt. Zwei bis dreimal im Jahr findet auch in dem Saal eines günstig gelegenen Wirtshauses ein großer Ball statt. Wer denselben aber mit den Augen eines Städters ansehen wollte, würde sich sehr teuschen. Es gehört ein durch längere Beobachtung geübtes Auge dazu, um all die geheimen Triebfedern zu erkennen, welche diese reiche Halfen-Gesellschaft bewegen. Denn solch ein Ball ist zugleich Börse, Schaustellung, Heiratsbüreau, Neuigkeitskram, Trinkgelag und Tanzvergnügen. —

Es war ein wundervoller Herbstnachmittag des Jahres 1855. Das Flüßchen schlängelt sich ruhig, von einer endlosen Doppelreihe deutscher Pappeln begleitet, durch die weite Fläche des Wiesenbereichs. Auf dem Spiegel des Flüßchens und der grünen Matte liegt warmer Sonnenschein. Unter den friedlich weidenden Kühen schnattern zahllose Gänse ihre Freude über das schöne Wetter. Ihnen antworten die Raben aus den Pappeln in zustimmenden knarrenden Baßtönen. Am lieb-

lichsten aber klingt in diesem Konzert der Sopran der tausend und aber tausend Stare, deren violett und goldgrün schillerndes Gefieder überall durchschimmert, wie Diamanten auf einem Königsmantel. Sie folgen den Kühen auf Schritt und Tritt, mit den klaren, klugen Augen um sich blickend, auf und niederflatternd und die dem Vieh lästigen Insekten als Leckerbißen wegschnappend. Da erscheint über ihren Häupten ein Reiher, ein Falk schwebt vom fernen Wald her heran. Plötzlich, mit tausendstimmigem Gesang erhebt sich die Sprehen-Schar, gleich einer Wolke und sucht Schutz im dichten Laub der Pappeln. Dort aber kommen sie in lebhaften Streit mit den ehrbaren Schwarzröcken, die bereits gleich nach Mittag im Schatten Platz genommen und unter traulich breitem Geschwätz zur Verdauung des am Morgen genossenen Gewürms Siesta halten. —

Auf dem dicht am Flüßchen sich fortschlängelnden Fußpfade kamen in lautem, oft von fröhlichem Lachen unterbrochnen Gespräch zwei junge Mädchen daher. Sie mochten beide etwa achzehn Jahre zählen. Sonst waren sie ganz verschieden. Die Eine war eine volle

Blondine. Ihr Gesicht war unbedeutend, aber nicht unangenehm, die Stirn niedrig. Die kleinen grauen Augen streiften prüfend und wolgefällig über alle Teile ihres Anzugs. Denn sie war sorgfältig geputzt. Ihr grellrotes, großblumiges Kleid forderte die Sonne heraus. Ein großes, goldnes Kreuz hieng an ihrem Halse dessen Hautfarbe nicht tadellos war. Die Andere war größer, schlank und zart, ihr Anzug einfach und geschmackvoll. Das Penseekleid mit kleinem, gefälligen Muster stach vorteilhaft gegen das glänzend schwarze Haar und die schneeweiße Haut ab. Ihre großen, blauen Augen blickten klar und ruhig, bald in den tiefen, wolkenlosen Himmel, bald in die idillische Landschaft, während die Freundin ihr mit ungemeiner Zungengeläufigkeit und lebhaften Handbewegungen im niederrheinischen Platt zuerst von den Einzelheiten ihres Anzugs erzählte, wobei sie das Kleinste nicht vergaß, auch nicht die „Watte“ (Baumwolle) — sie hatte fünfzehn Pfennig gekostet — womit sie die Rundheit ihrer stattlichen, wenn auch noch nicht ganz entwickelten Büste vollendet, dann von ihrem Hof, von den Nachbarn und

den neuesten Skandälen der nächsten Dörfer und Höfe, endlich von den jungen Männern der Gegend, die sie alle einem strengen Urteil unterwarf, obgleich ihr keiner von allen ganz gleichgiltig schien, außer Einem, mit dem sie ein für allemal nicht mehr tanzen zu wollen erklärte, wenn er, wie bisher, keine „Hängeschen" (Handschuhe) anzöge; denn er habe „so schweeßdige Hänk" (so schweißige Hände), und verdürbe damit die neue „Taille" ihres Kleids. — Dann sprach sie beiläufig den Namen „Rainer" aus. Blitzartig wetterleuchtete es plötzlich in den vorher so ruhigen Augen der Andern. Eine sanfte Röte überflog ihr Gesicht.

„Ja, Marie," schloß die Redselige, „Rainer Hütten ist da. Er hat Vakanz in Bonn. Unsere Trinett hat ihn gesehn, wie er durchs Feld ritt. Er dient als Einjähriger bei den Husaren und studiert dabei. Er hat seine Uniform angehabt. Trinett sagt, wie er dahergeritten, hätte sie ihr Lebtag keinen schönern Jungen gesehn, außer Eurem Hubert!"

„„Ich glaube, er ist vorgestern gekommen,"" sagte

Marie scheinbar gleichgiltig. „„Findest Du ihn auch schön, Stina?““

„Ich weiß nicht, früher war er mir zu blaß und mager. Sie sagten, er hätte zuviel studiert auf dem Gymnasium. Er war ja mal ein ganzes Jahr krank zu Hause. Sie haben ihn auch bloß studieren lassen, weil er so schwache Knochen hat. Sein Bruder, der Eduard, ist mir viel lieber. Das ist schon ein tüchtiger Halse. — Aber das weist Du ja besser, als ich, Marie. Er wohnt bloß eine halbe Stunde von Euch ab, und damals ist er ja alle Tage bei Euch auf dem Hof gewesen.“

„„Ich erinnere mich. Aber die Landluft hat ihm gut getan. Er war bald wieder gesund und gieng zu seinem Studium zurück.““

„Aber in der Vakanz war er mehr auf Eurem Hofe, als seinem. Sie sagen, er hätt ein Aug auf Dich, Marie.“

„„Ich kann Dir versichern, Stina, daß er dießmal noch nicht bei uns war. Sonst kam er auch bloß zum Hubert.““

„Ach ja, Dein Bruder Hubert, der jetzt in Berlin bei der Garde dient, den hätt ich bald vergeßen! Was macht er? Das ist doch ein ganz anderer Junge, als all die Andern. Wie schade, daß er fort ist! Es ist doch eigentlich schändlich, sagt Vater, daß die Preußen unsern Jungens drei so schöne Jahre vom Leben stehlen dürfen. In Oestreich kann man für ein Par Gulden einen Stellvertreter kaufen. In Oestreich ist Alles besser, da kommandieren die Katholiken, und die Calviner sind bloß aus Gnade geduldet, und werden als Ketzer verachtet. Die haben hier in Preußen das Regiment. Der König ist ja selber Calviner. Aber meine Großmutter sagt, der Pater aus Köln hätte ihr neulich leise zugeflüstert, der König von Preußen wär ein guter Katholik und hätte sich schon lange heimlich bekehrt.“ —

Unter solchen Gesprächen hatten sie nicht allein das Weidebereich durchschritten, sondern auch die, zwischen Pappelreihen fortlaufende Landstraße betreten. Hier wars lebendig. Alle tausend Schritt wurden sie von einer einspännigen Kutsche eingeholt und von den darin Sitzenden begrüßt. Bald waren auch sie am Ziel, vor

dem großen, einsam neben einem Weggeldhause gelegenen Wirtshause, dessen Saal heute der Sammelplatz der vornehmen Halfengesellschaft war. Mehr als ein Dutzend zweirädriger Kutschen, die trotz ihrer Plumpheit einige Aehnlichkeit mit „Tilburies" haben, standen vor dem Tor, viel mehr auf dem Hofe. Die vornehmste Gesellschaft war bereits angelangt. Die Pferde standen in und vor den Ställen. Unten im Wirtszimmer saßen bereits die Knechte hinter vollen Biergläsern und tranken das Wohl ihrer Herrn. Denn auch im Gesindezimmer war heute Repräsentationstag, wozu die Knechte die nötigen Groschen zugezählt erhalten hatten. Droben aber war der Ball schon im vollen Gange.

Wir folgen den jungen Mädchen. Nachdem sie in der Garderobe sich der Hüte entledigt und ihren Anzug geordnet, traten sie ins Trinkzimmer, wo an einem der Haupttische die Väter Beider hinter den Flaschen des beliebten sauren Getränks saßen, welches man dort mit dem edlen Namen „Brauneberger" zu benamsen wagt.

„Guten Tag zusammen!"

„Guten Abend, Stinettchen, guten Abend, Ma-

riechen! Seid lang geblieben. Macht, daß Ihr hinein kommt!"" —

Doch wir weilen noch ein Par Augenblicke im Trinkzimmer. Alle Tische sind hier besetzt, am dichtesten die Seitentische. In der Mitte aber sitzen breit und wolhäbig die reichsten Halfen. Keiner von diesen hat weniger, als dreihundert Kölner Morgen gutes Land. Es sind eben Vollbluthalfen, oder, wie die neidischen Städter sagen, reiner „Mistadel". An den Seitentischen sitzen Inhaber kleinerer Güter oder Pächter größrer. Sie haben alle eine mehr oder weniger bescheidene Miene, werfen ehrfurchtsvolle Blicke nach den Haupttischen, wo die Mittelgruppen das laute, große Wort führen. Die mehr oder weniger stolze Miene und laute Sprache dieser Männer ist das sichre Kennzeichen ihres größern oder geringern Besitzes. Dieser allein entscheidet hier über der Männer Einfluß und Bedeutung. Ihr Adelsbrief ist der Steuerzettel. Nach dem Steuerzettel richtet sich ihr ganzes Auftreten. Den Steuerzettel tragen sie an der Stirn, wie der Junker seinen Ahnenstolz in, oder seine Orden auf der

Brust. Sogar an den Mitteltischen kann ein scharfblickendes Auge noch verschiedene Kategorien entdecken. Die Väter jener beiden Mädchen, die Herrn Gans, Kranz und ihr Trinkgenoß, Herr Hütten, führen das *lauteste* Wort und werden sogar von den Nahesitzenden mit Scheu betrachtet. Denn Jeder dieses edlen Kleeblatts hat mehr als vierhundert Morgen Land, Wiesen und Wald. Ganshof, Kranzhof und Hüttenhof sind die besten der Gegend. — Wenn plötzlich an einem der Seitentische Einer ein etwas lautes Wort zu sprechen, oder ein harmloses Gelächter aufzuschlagen wagt, so genügt ein Blick von Gans, Kranz oder Hütten, um sie in die Stille ihres Nichts zurückzuweisen. Wie gesagt, sie vor Allen sprachen sehr laut, die Andern horchten auf sie. Ihr Wort galt wie ein Evangelium. Das Gespräch drehte sich um die Landwirtschaft. Alle, außer dem gebildetern Hütten, stimmten darin überein, daß sie die Resultate der sogenannten rationellen Landwirtschaft für Unsinn und den Guano für ein Gift der Felder erklärten. Nur eine englische Dreschmaschine fand Gnade vor ihrem Urteil, weil ein Pferd und

Knecht genügten, wo sonst zwölf Menschenhände und mehr nötig waren.

Inzwischen waren die beiden Mädchen freudig in den Saal geeilt. Ihre Freundinnen watschelten ihnen mit hochglühenden Gesichtern entgegen. Diese Landschönen sind keine leichtfüßigen Silfiden. Sie gehen womöglich noch auf größerm Fuß, als nach H. Heine's Behauptung die Göttinger Damen. Ihre Gestalt ist jedenfalls fragwürdiger, als Hamlets des Aeltern Geist, und ihr Gesicht durchaus nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt wie das Hamlets des Jüngern. Es sind volle, üppige Mädchen, mit dicken, von Wolsein stralenden, wahrhaft „impertinent“ gesunden Köpfen. Nur Marie Kranz macht in ihrer ganzen Erscheinung eine Ausnahme. Alle Andern sind auch hochgeputzt, wie Stina Gans, in kostbaren Kleidern, mit großen, grellen Mustern und reichem Halsschmuck um die braunen Nacken. In den Haaren flattern lange Schleifen von breitem Seidenband unter einer Fülle von Blumen, welche eine Kuh hätten sättigen mögen, wenn sie nicht

künstlich gewesen wären. Einen besonders grotesken Ausdruck gab diesen Damen die „Crinoline.“

Auf den Bänken, die rings an den Wänden statt Divans herumlaufen, sitzen dichtgeschart die dicken, glücklichen Mütter dieser gesunden Landschönen.

„Minge Mann, de säet immer, ich wör än god fett Schwein! Dat säet hä ewwer bloß im Spaß!“ (Mein Mann, der sagt immer, ich wär ein gut fettes Schwein, das sagt er aber bloß im Spaß) sagt eben eine dieser dicken Mütter zu ihrer nicht minder wolbeleibten Nachbarin. Es sind eben nur vermehrte Auflagen ihrer Töchter. Schwere Damastkleider umfließen hier nur volle oder übervolle Formen. Das „Embonpoint“ gilt diesen edlen Landmüttern als das letzte Ideal weiblicher Schönheit, als Gürtel der Venus. Aus den fleischigen blühenden Wangen, die mit den vollen Busen- und Leibesverhältnissen wetteifern, stralen jetzt die kleinen Augen wonnevoll auf die watschelnden Gruppen ihrer jüngern Auflagen. Die jungen Herrn aber, die Tänzer, stehn in ehrerbietiger Ferne an den Eingangstüren, Kopf an Kopf gedrängt, wie eine Schafherde und spä-

hen sehnsüchtig hinüber nach den Schönen. Denn die freire Sitte der Städte und Höfe, daß die Herrn auch außer dem Tanz die Damen unterhalten dürfen, ist hier noch nicht eingedrungen, sondern als Unschicklichkeit streng verpönt. — Plötzlich spielt die Musik auf. Und wie die Herde beim Bellen des Hunds, so stürzt die Schar der tanzbegierigen Jünglinge mit Blitzesschnelle auf die harrenden Jungfraun, welche freudig ihre Tücher in die Hände der stillvergnügt lächelnden Mütter ablegen.

Rainer Hütten stand vor Marie Kranz. Mit edelstem Anstand verneigte er sich. Er war ein kräftiger, hochgewachsener Jüngling von den feinsten Formen, die durch die knappe Husarenuniform noch mehr gehoben wurden. Marie legte errötend ihre Hand in Rainers dargebotne Rechte. Sie tanzten. Es war ein schönes Par. Das war auch nur eine Stimme unter den guten Müttern, welche rings bei diesem Anblick, soweit es ihre Beleibtheit erlaubte, lebhaft die Köpfe zusammensteckten und sichtbar befriedigt Beifall nickten, bis auf wenige der dicksten, welche sogar die kleinsten Zeichen des Beifalls oder Misfallens unter ihrer Würde hielten.

Sie tanzten lange. Dann schloßen sie sich dem Reigen an. Was sie sprachen, war wenig.

„Wie froh bin ich, Dich endlich einmal wiederzusehn, liebe Marie!“

„„Wo bliebst Du das ganze letzte Jahr, Rainer?““

„Ich studierte und exercierte. Nächstens werde ich die Uniform ausziehn und mein erstes Examen machen.“

„„Bist Du schon so weit? Das hätt ich nicht gedacht!““ sagte freudig Marie. Dabei maß sie ihn verstohlen mit einem jener eignen, halb innigen, halb neugierigen Mädchenblicke, die sich nicht beschreiben laßen. Das Ergebnis dieser Prüfung muste wol ein günstiges sein. Anfangs seufzte sie. Dann flüsterte er ihr einige Worte ins Ohr, die wir nicht verstanden. Marie aber blickte selig vor sich nieder. — —

„Et is alt richtig möt dä Zweien“ (Es ist schon richtig mit den Beiden) flüsterte die blonde Stina Gans einem hübschen, großen, breitschultrigen Jünglinge zu, der ihre behandschuhte Linke in seiner unbehandschuhten großen, schwieligen Faust hielt und sie sehnsüchtig anblickte.

„„Ich wullt, wir wören och esu wit, Stinettchen. Wat dünkt Dich? Gefall ich Dich?““ (Ich wollte wir wären auch soweit, Stinettchen. Was meinst Du, gefall ich Dir?) antwortete der Jüngling.

„Büs de doll?“ lachte die Gefragte. „Ich bün noch vüll zu jung für zu frein! Treck Hängeschen an! Du häs so schweeßdige Hänk!“ (Bist Du toll? Ich bin noch viel zu jung zum Heiraten! Zieh Handschuhe an, Du hast so schweißige Hände). —

Der Tanz war zu Ende. Plötzlich tönte wüster Lärm aus dem Trinkzimmer. Dort war inzwischen an die Stelle des sauren Moselweins der falsche, süße Champagner getreten, dessen Heimat nicht Epernay, sondern Koblenz ist. Schon hatten viele Pfropfen geknallt und die entfesselten Weingeister die aufgeblähten Halfengeister noch mehr erhitzt. Die Unterhaltung hatte sich auf die Politik gewandt. Herr Kranz, ein eifriger Katholik und Freund Oestreichs, machte die bittersten Ausfälle gegen Preußen. Aber Herr Hütten, der Protestant, hatte entschieden die Partei Preußens genommen. Ein Wort holte das andere. Alsbald bildeten sich zwei

Heerlager. Immer dichter drängte sich der Knäuel in der Mitte zusammen. Worte, schlimmere, als „verfluchter Calviner! verdammter Prüß“ wurden laut. Die jüngern Männer lärmten jetzt am heftigsten. Zwei derselben wurden zuerst handgemein. Das war das Zeichen zum allgemeinen Kampf. Die an der Thür harrenden und lauschenden Knechte hatten nicht sobald die Stellung der Parteien ersehen, als auch sie für ihre Herrn gegen einander traten. Der Kampf der Herrn pflanzte sich mit elektrischer Raschheit durch die Knechte vom Saal die Treppe hinab bis ins Gesindezimmer fort. Die Verwirrung war allgemein. Erst allmählich gelang es den herbeigeeilten Frauen, die Ruhe notdürftig herzustellen. — „Drickes! Kobes! Angespannt!“ Nun rief Alles nach den Wagen. Diese fuhren bald vor. Unter bittern Vorwürfen ließen sich die friedlichen Mütter von den erhitzten Männern in die Kutschen heben. Noch widerstrebender folgten die tanzlustigen Töchter, deren Freude in der schönsten Entwicklung so jäh abgebrochen war. Dann rollten die Wagen auf der Landstraße davon. Auch hier wurde der Kampf noch

unter den Knechten fortgesetzt, die da wetteiferten, sich den Vorsprung abzugewinnen. Endlich wurde es stiller. Nur noch einzelne laute Ausbrüche durchhallten die verlaßnen Räume, wie die letzten entfernten Donner eines fortziehenden Gewitters. —

Rainer hatte die ganze Scene kaltblütig überschaut. Anfangs erschrak er, als er den Streit seines Vaters mit dem Mariens hörte. Wie sich aber dann, als weitere Folge desselben, die rohen Auftritte entwickelten, die wir andeuteten, wandte er sich mit tiefer Verachtung ab. Er hatte kaum noch Zeit, Marien ein „bis morgen“ zuzuflüstern. Er hielt stets den geliebten Vater im Auge, um ihm im Notfall beizuspringen. Glücklicherweise kam es nicht soweit. — So stand er noch starr mit gekreuzten Armen neben der Verbindungstür zwischen Saal und Trinkzimmer, als beide schon fast leer waren. Da riefen ihm mehre Jugendfreunde weinselig zu, an ihrer Gesellschaft teilzunehmen. Besonders dringend forderte ihn Stinas Bruder, ein Mitstudent in Bonn, zum Bleiben auf. Er aber lehnte ab, eilte hinunter in den Stall, sattelte selbst sein Pferd und sprengte fort,

an allen Wagen vorbei, bis zu einem, aus dem eine weibliche Gestalt sich hervorbeugte und grüßte. Es war Marie. Ihr Vater schlief bereits im weichen Polster den Schlaf der Gerechten. Rainer drückte innig ihre Hand. Dann sprengte er weiter. Als er endlich in die Nähe des Kranzhofs kam, hielt er unwillkürlich sein Pferd an. Es war eine herrliche Nacht, klar, mild, ruhig. Rainer war unendlich glücklich, und doch blickte er zurück — sie fehlte ihm. Es war, als müßte er noch einen Blick, einen Händedruck von ihr erhaschen.

Plötzlich hörte er Stimmen im Kranzhofe.

„Anne," sagte im Platt jener Gegend eine kräftige Männerstimme, „Anne, ich bitt Dich, sei mir gut! Ich hab Dich lieber als die ganze Welt!"

„„Ich will nichts wißen!"" erwiderte eine klare Mädchenstimme.

„Anne!" flehte der Mann, „ich tus ja bloß um Dich! Schon hab ich zehn Morgen Land, und Morgen kauf ich ein Haus. Noch zehn Morgen Land muß ich haben, da wollen wir frein!"

„„Mach Dich ab! Du bist ein Betrieger! Ich

will nichts mit Dir zu schaffen haben!"" rief entschieden das Mädchen.

Dann wurde es still.

Seltsam! dachte Rainer.

Nach einer Pause wurden abermals Stimmen laut und kamen näher. Rainer war, wie festgebannt.

„Der Segen des Herrn sei mit Euch, teure, fromme Schwester!"

„„Betet für meine Seele, Herr Pater!""

„Hundert Aves! Seid getrost, liebe Schwester! Eure Seele ist schon jetzt aufgehoben bei der allerseligsten Jungfrau!"

Das ist Mariens Tante, Tante Cäcilie, aber der Mann? dachte Rainer.

Das Tor öffnete sich. Eine hohe, dunkle Gestalt im langen, schwarzen Rock und niedern, breitkrämpigen Hut erschien unter demselben und wünschte segnend gute Nacht. Das Tor schloß sich wieder. Vorsichtig blickte der dunkle Mann um sich, indem er rasch in die Tasche griff und etwas schwerfällig von dannen ging, wie Jemand, der versteckt eine schwere Bürde trägt. Die

Bäume und das dichte Unterholz verbargen Rainer und sein Pferd. Die Gestalt verschwand auf dem Feldwege. Da rollte fern ein Wagen heran. Rainer gab seinem Pferde die Sporen. Bald hatte er den schwarzen Mann erreicht, und er ritt langsam. Der Mond schien hell in das blaße, schön markierte Gesicht des Pater Jesuiten, den man als solchen am schlichten Ordenshabit erkannte. Beide hatten sich früher nie gesehn. Sie sprachen kein Wort. Einer sah den Andern fremd, aber scharf und mistrauisch an, um sich seine Züge tief ins Gedächtnis zu prägen.

Rainer gab seinem Pferde die Sporen und hielt nach fünf Minuten vor dem Tor des Hüttenhofs.

Zweites Kapitel.

Der Schäfer von Emten.

Herr Kranz war trotz der schweren Sitzung des vorigen Abends schon in der Frühe des andern Morgens wieder im Felde, um die Einscheunung seines Buchweizens zu überwachen. Das Stück, auf dem er ging, grenzte dicht an das Gebiet des Hüttenhofs. Kranz und Hütten waren bereits mehrfach wegen Jagd- und Wegeberechtigung hart an einander gekommen. Kranz haßte seinen Nachbar auch außerdem, weil er als Katholik in religiöser Gesinnung dem protestantischen, freisinnigen Hütten schroff entgegenstand und das Uebergewicht des Andern an Geist und Bildung doch anerkennen mußte. Hütten war früher Fabrikant gewesen und

hatte sich erst vor fünfzehn Jahren hier angekauft. — Nun hatte sich ferner Kranz durch Vermittlung eines schlauen Juden aus der Nachbarschaft tief und weit über seine Kräfte in Kornspekulationen eingelassen. Hütten hatte dieß öffentlich als ein vermeßnes, törichtes Wagnis getadelt, und je mehr Kranz im Stillen auch die Richtigkeit des Urteils seines zumal als Kaufmann gebildeten und erfahrnen Nachbars anerkennen muste, desto mehr war er auf ihn erbost. So glomm der Streit der beiden Nachbarn schon lange unter der Asche. Gestern war der volle Ausbruch erfolgt. — Herr Kranz schritt in düsterm Brüten an der Grenzfurche hin und sann auf Rache an dem verhaßten Gegner.

Marie war seit frühem Morgen mit den Mägden in der Küche beschäftigt. Sie war zwei Jahre in einem berühmten Pensionat in Bonn gewesen, welches, verschieden von den ähnlichen, durch Lug und Schein teuschenden Dressur=Anstalten, bei der Erziehung der Mädchen sehr solide wißenschaftliche Zwecke verfolgt. Pastor Bronner, der ehrwürdige Pfarrer des Sprengels, zu dem

Kranzhof gehört, und der Seelsorger der Familie war, hatte entschieden dafür gesprochen; im Gegensatz zu dem jungen, strenggläubigen, fanatischen Kaplan und dem Pater Jesuiten aus K**, welche zu einem Kloster der Ursulinerinnen, oder der Schwestern vom Herzen Jesu rieten. Glücklicherweise kam der Rat des Paters zu spät. Denn die zwei Jahre waren bereits herum; und länger, als zwei Jahre läßt selten auch der reichste Halfe seine Mädchen im Pensionat. Schon seit einem Vierteljahr war sie wieder zurück und beschäftigte sich seitdem mit Vorliebe in dem großen Wesen ihres Hauses. Rainer Hütten war mit Marien und ihrem Bruder Hubert aufgewachsen. Hubert zumal war der treue Freund und Genoße seiner Jugend.

Beide hatten zusammen ihre erste höhere Bildung bei dem hochgebildeten Pfarrer Bronner erhalten. Dann bezog Rainer Gymnasium und Universität, während Hubert, Mariens einziger Bruder und künftiger Halfe, zu Hause die Landwirtschaft lernte, bis ihn vor einem Jahr die Dienstpflicht unter die Garde nach Berlin rief. In seinen Ferien, die mit denen Mariens zusammen=

fielen, war Rainer mehr auf Kranzhof, als auf Hüttenhof. Wenn Hubert mit dem Vater im Felde war, saß Rainer bei Marien und Tante Cäcilien. Er hatte auf Mariens weitere Ausbildung den entschiedensten Einfluß geübt. Die innige, geistige Zuneigung der jungen Leute hatte sich ganz allmählich, aber um so fester gestaltet. Rainer gab ihrem ganzen Denken und Fühlen das Gepräge seines Geists. Er brachte ihr Bücher, zum großen Aergernis der Tante Cäcilie, die diese Lektüre als ketzerisch verurteilte, weil der Pater beim Anblick derselben die entsetzliche Bemerkung gemacht, alle diese verdammten Schriften stünden auf dem Index. Auch sonst haßte sie Rainer als Ketzer und Freigeist, denn er hatte in jugendlich unvorsichtiger Weise einige Male seinen Spott über den Fanatismus der Ultramontanen losgelaßen und dadurch Tante Cäcilie, diese Freundin der Jesuiten, die den ganzen Tag und die halbe Nacht mit Buß- und Andachtsübungen verbrachte, in ihren heiligsten Gefühlen aufs bitterste verletzt.

Tante Cäcilie (oder „Zilligen“, wie sie allgemein hieß) war aber eine wichtige Person auf Kranzhof.

Frau Kranz war vor einem Jahr an einer Brustentzündung gestorben. Seitdem hatte Herr Kranz seiner unverheirateten Schwester Cäcilie das innere Regiment des Hofs um so lieber und unumschränkter überlaßen, als er hoffte, daß ihm dadurch noch sichrer die reiche Erbschaft derselben demnächst zufallen werde. Denn von seinem eignen Vermögen hatte Herr Kranz schon ein Bedeutendes durch misglückte Spekulationen verloren. Der Kranzhof aber war ihm durch seine Frau zugebracht und laut Ehevertrag, mit ausdrücklicher Ausschließung der Gütergemeinschaft, auf die Kinder vermacht.

Tante Zilligen (wie wir sie von jetzt mit dem Volksmund nennen wollen) gieng ab und zu in der Küche. Sie hatte schon mehre Sermone wider das sündige Treiben der Welt gehalten, wozu ihr der gestrige Ball reichen Stoff gab. Tante Zilligen war älter, als ihr Bruder, sie mochte etwa sechzig Jahre zählen. In ihrer Jugend war sie sehr lebenslustig gewesen und hatte eine besondere Vorliebe für alle Knechte, vom „Oberenk“ bis zum „Unterenk“ gehabt; wovon man noch allerlei, nicht eben Erbauliches munkelte. Aber

das war längst vorbei. Tante Zilligen war jetzt alt und fromm. Sie haste alle Tanzvergnügen, welche sie, vielleicht nach eigner Erfahrung, für sündliches Treiben erklärte. Noch gestern hatte sie Marien mit aller Kraftanstrengung ihrer frommen Zunge vom Balle zurückzuhalten versucht, was ihr jedoch nicht gelungen war, weil Marie wuste, daß Rainer Hütten Ferien hatte. Um so mehr hatte Marie heute Morgen zu hören. Aber sie setzte allem salbungsvollen Zureden der Tante ein undurchdringliches Schweigen entgegen. Nur dann und wann lächelte sie versteckt einer jungen Magd zu, welche mit ihr bei der Milch beschäftigt war. Diese muste den Blick wol verstehn, denn sie lächelte verstohlen zurück. Beide schienen Vertraute zu sein. Das Verhältnis zwischen Herrin und Magd ist in der ländlichen Einsamkeit dieser Höfe keineswegs jenes schroffe, starr bemeßne der großen Welt, sondern ein gemütliches, oft ganz patriarchalisches.

„So, Anne, nun haben wir getan!“ rief Marie.

War Marie, die Herrin, schön, so war Anne, die Magd, vielleicht noch schöner. Sie war eine blendende

Erscheinung. Wie Marie, mochte sie achzehn Jahre zählen. Sie war kleiner, aber das Ebenmaß aller Formen ihres Körpers war vollendet. Selbst unter der nachläßigen häuslichen Kleidung erkannte man die Elastizität, den Schwung ihres Wuchses. Eine Fülle blonden lockigen Haars quoll unter der Haube hervor. Auf ihrem lieblichen Gesicht lag der ganze Schmelz der Jugend und Jungfräulichkeit. Ihre großen, dunklen Augen blickten schwermütig in die Welt. Ueberhaupt lag auf ihrem ganzen Wesen eine eigentümliche Melancholie, die unwiderstehlich anzog. — Die jungen Mädchen flüsterten heimlich und vertraulich weiter.

Tante Zilligen nahm, als sie aus der Küche gegangen, wieder am Fenster des Hinterzimmers ihren Platz ein, den sie den ganzen Morgen, ja fast den ganzen Tag nur auf Augenblicke verließ. Dort stand sie, mit dem Rosenkranz in der Hand, und murmelte Aves. Dabei blickte sie andächtig in den Hof hinab.

Auf Kranzhof aber war ein sonderbares Leben. Da stand auf einem Wagen, hoch, wie ein Heiliger, eine merkwürdige Gestalt. Es war ein Mann in den besten

Jahren. Sein langes, rötliches Haar wallte, sorgfältig gepflegt und in der Mitte des Kopfs gescheitelt, hinter den Ohren über die Schultern, wie der lange rote Bart, in zwei Knebel geteilt, über die Brust herab. Dieß, verbunden mit blaßen, scharfmarkierten Zügen, gab seinem Gesicht einen asketischen, schwärmerischen Ausdruck, und dem Mann in seinem talarartigen Rock von weitem einige Aehnlichkeit mit Kristusbildern, wie man sie in Kirchen und auf alten Holzschnitten sieht. Nimmt man hinzu, daß die Sonne voll und warm auf das rötliche Haar schien, so fehlte dem gläubigen Auge auch der Heiligenschein nicht.

Da stand er, der Schäfer von Emten, der Profet, der Wunderdoktor, der Gottesmann, inmitten seiner knienden Jünger, der gläubigen Kranken, der Blinden, Lahmen, Gichtbrüchigen, Aussätzigen, der an Leib und Seele Hilfsbedürftigen, die bei ihm Rat, Trost, Hilfe, Heilung suchten. — Es war eine malerische Szene, würdig des unsterblichen Pinsels des Düsseldorfer Schadow: Hunderte und aber Hunderte umknieten den erhöhten, gottgesanten Schäfer, Hun-

derte knieten und standen in der Ferne, Hunderte zogen aus allen Himmelsgegenden heran, Prozession folgte auf Prozession — es war, als giengs zum heiligen Rock nach Trier.

Ohne Zweifel hörtest Du, teurer Leser, von diesem letzten Wunder unserer gottlosen, entarteten Zeit, von dem heiligen Rock und seinen Wunderkuren, zumal der an einer vielgenannten edlen Frau, wie es besungen ist in dem schönen Liede:

„Freifrau von Droste-Vischering
Zum heilgen Rock nach Trier gieng" u. s. w.

O das war nur ein toter, alter, ungenähter Rock. Aber hörtest Du denn noch gar nicht von diesem viel größern Wunder-Menschen, dem leibhaften und lebendigen Schäfer von Emten?

Wo nicht, so ist doch Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wenigstens aus dem Munde Eines jener tausend Waller eine Kunde von ihm an Dein Ohr geklungen, die da kamen, nicht bloß aus Altbaiern und Oberöstreich, auch nicht bloß aus allen Teilen Deutschlands,

sondern selbst aus Frankreich, der Schweiz, Belgien, Holland, Irland, Polen und der Walachei.

Und solltest Du etwa ungläubig und spöttisch lächelnd den Kopf schütteln und denken, daß, ob auch Viele, sehr Viele sich töricht hinreißen ließen vom wilden Strom der Schwärmerei, Du allein fest geblieben wärst, wie ein Pfeiler, an dem die Brandung zerschellt, so muß doch bemerkt werden, daß man sonst vernünftige, besonnene, kluge Leute kennt, die viele und weite Reisen getan, sich einer wißenschaftlichen Bildung rühmen, und sich doch fortreißen ließen, gläubig zu dem Wunderdoktor wallfarteten und ihn flehten, seine Hand auf die Häupter ihrer kranken Kinder zu legen.

Aber ermüden würde ein Bericht aller Wunder, die man sich von dem neuen Heiland erzählte. Er legte unter Gebet und Anrufung der allerseligsten Jungfrau die Hände auf sie — und siehe da: die lahmen, alten Weiber warfen in ihrer ekstatischen Verzückung die Krücken weg und giengen, (freilich, um sie nach einiger Zeit wieder zu nehmen), die Aussätzigen wurden rein, (wenn auch erst später), und die Beseßenen wurden

vom Teufel befreit. Da war besonders Einer, der sich steif und fest einbildete, eine Spinne im Kopf zu haben. Der Schäfer hatte ihn gerade an diesem Morgen herbeschieden. Er forderte alles Volk auf zu knien und zu beten, während er die Hand auf das Haupt des armen Besessenen legte. Da plötzlich hatte er die Spinne in der Hand. Der Besessene war geheilt, und lobte den Herrn. Und alles Volk mit ihm.

Die preußische Regierung sagte nichts zu dem Treiben des Schäfers. Ein Arzt examinierte ihn freilich, wie er diese oder jene Krankheit kuriere, erhielt aber stets dieselbe Antwort: „Alles mit Hilfe Gottes und der allerseligsten Jungfrau Maria.“ Er brannte vor Verlangen, dem gefährlichen Konkurrenten seines Pflasterkastens etwas am Zeuge zu flicken. Vergebens. Die Regierung enthielt sich jeder Einmischung. Dieß war sehr weise. Allmählich wurden leise Zweifel laut und lauter. Der Zustrom der Waller ließ nach. Die treusten Jünger wurden abtrünnig. Der Nimbus fiel jämmerlich vom Haupte des neuen Heilands. Der Spektakel hatte ein Ende.

Aber im Augenblick, wo wir ihn dort in erhöhter Stellung sehen, war er noch im vollen Besitz seiner Gloria und erntete nebenbei reichen, oft fürstlichen Lohn von seinen Patienten und Verehrern. Schon hatte er Kapitalien erworben und Ländereien gekauft und war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden.

Herr Kranz und Tante Zilligen duldeten nicht bloß dieses Treiben auf ihrem Hofe, sondern begünstigten es noch auf alle Weise. Schon, daß es dem Stolz des Halfen überaus schmeichelte, seinen Hof als das Ziel großartiger Prozessionen und Wallfarten aus allen Teilen Europas zu sehen. Er, wie seine Schwester, gehörten auch zu den gläubigsten Verehrern ihres Schäfers, den die allgemeine Stimme des Volks jetzt als Heiland ausrief, obgleich er noch vor Kurzem im zerrißnen Kittel und durchlöcherten grauen Filzhut die Schafherde des Kranzhofs gehütet hatte. Manche Geistlichen predigten offen in den Kirchen, daß der Herr Wunder tue durch seinen Profeten, den Schäfer. Nur Pfarrer Bronner und seine Gesinnungsgenoßen sprachen sich entschieden gegen die Verblendung des Volks

aus und bekämpften sie mit allen Mitteln und Gründen. Die Folge war, daß die betörte Menge sie Calviner, Ungläubige, Ketzer nannte und mit Schimpfreden und Drohungen antwortete auf die Warnrufe der treuen und wahren Hirten.

Den ganzen Morgen dauerte dieses Treiben auf Kranzhof. Der Mittag machte darin nur eine kurze Pause, in der der Schäfer auf einige Zeit verschwand. Aber die Gläubigen wichen nicht von ihren Posten in der Nähe des Wagens. Denn der Andrang zu dem Wunderdoktor war so groß, daß die Meisten drei bis vier Tage warten musten, ehe sie zum Handauflegen zugelaßen wurden, was auch erst nach Vorzeigung eines Scheins geschah, den sie vorher vom Gottesmann gelöst hatten.

So war es Nachmittag geworden. Der Schäfer stand wieder hoch über der Menge, deren Gebete die Luft erfüllten, wie das ferne Grollen des Donners oder das Branden des Meers. Da trat Rainer auf den Kranzhof. Beim plötzlichen Anblick des sonderbaren Schauspiels blieb er in sprachlosem Erstaunen stehen.

Wol hatte er durch Briefe von Hause Nachricht von dem neuen Heiland erhalten und herzlich über die Schlauheit des pfiffigen Schäfers und die Dummheit des Volks gelacht. Aber daß dieses Treiben so offen, großartig und frech sich entfaltete, hatte er nicht für möglich gehalten. Allmählich erfüllte eine tiefe Bitterkeit und Menschenverachtung seine Seele. Anfangs trieb ihn die Neugier, näher an den Wagen des Profeten hinanzugehn. Nun stand er da und beobachtete mit verschränkten Armen und finstrer Miene die Szene. Während Alle knieten, stand er allein aufrecht. Des Schäfers Blick fiel unwillkürlich auf ihn. Je ruhiger er dastand, in düstre Gedanken versunken, desto lauernder und stechender ruhten auf ihm die grauen Augen des Wunderdoktors.

Da kam Anne, die Magd, aus dem Hause. Anfangs stand sie hier und dort still, scheinbar neugierig, die Menge zu beschauen. Auf Umwegen näherte sie sich Rainer. Dieser bemerkte sie erst, als sie ihn anredete.

Anne kam als Botin Mariens. Sie fragte Rainer

scherzend, ob der Herr Student lieber im Hofe, als bei der Herrschaft im Hause wäre, wo ihn doch auch gewisse Leute erwarteten. Rainer ging sofort auf den Scherz des Mädchens ein.

„Ja, Anne,“ erwiderte er, „ich will auch fromm werden. Damit kriegt man Geld und eine Frau dazu. Wie gefällt Dir der heilige Mann, Anne?“

Eine glühende Röte überströmte das schöne Gesicht der Magd.

„Anne, gestehs nur,“ fuhr Rainer fort, „Du bist verliebt in den hübschen Schäfer.“

„„Nein, Herr Hütten,““ stammelte halb staunend, halb zürnend die Magd.

„Und warum nicht? Hat er nicht einen schönen roten Bart? Verdient er nicht viel Geld? Hat er nicht schon zehn Morgen Land und kauft heute ein Haus? Was meinst Du, Anne? Wenn er noch zehn Morgen hat — ?“

Anne war leichenblaß geworden. Mit ihren großen dunklen Augen starrte sie Rainer sprachlos an.

„Sei nicht böse, Anne. Ich spaße. Du bist ein prächtiges Mädchen. Nun geh hinein und sag, daß ich gleich komme."

Anne ging, aber unsicher. Purpurröte war auf ihre Leichenbläße gefolgt. Auf halbem Wege blieb sie stehn und blickte noch einmal fragend, mistrauisch auf Rainer zurück. Dann lief sie ins Haus.

Der Schäfer hatte von seinem Wagen alles gesehn. Der Heilige stand wie eine Bildsäule, starr, blaß, herüber gebeugt nach Rainer, als ob er sich anstrenge, auch zu hören. Aber das war bei dem dumpfen Gemurmel der Menge nicht möglich. Eine wahnsinnige Unruhe und Eifersucht bemächtigte sich des verliebten Schäfers. Er fiel aus der Rolle. Der Heiland wurde Mensch.

Plötzlich schrie er auf: „Fort! Weichet von hinnen! Bis morgen! Heute kann ich nichts mehr! Ein Gottloser, ein Ketzer, ein verdammter Ungläubiger ist unter Euch! Meine Kraft ist weg! Dort steht er! Seht!" — Er zeigte auf Rainer.

Aller Blicke wandten sich auf diesen. Ein grollen=

des Murren lief durch die Menge. Schon wurden wilde Stimmen laut. Schon fieng der aufgeregte, fanatische Pöbel an, seinem Haß Worte zu geben. Von Worten zu Taten war kaum ein Schritt. Da verschwand Rainer in der Hoftür. —

Der Schäfer sprang vom Wagen und stürzte fort. Er lief ins Feld, weiter, immer weiter. Wollte er seine verlorne Wunderkraft wieder gewinnen in der freien, herrlichen Natur? Es war ein wunderbar schöner Tag. Die Sonne stralte hell und warm auf die Stoppelfelder. Aber düster wars in des Schäfers Seele, kein Stral fiel in die Nacht seiner Gedanken. So eilte er weiter, bis er jenes Buchweizenstück erreichte, auf dem Herr Kranz auch jetzt noch mit den Knechten beschäftigt war.

Schon am frühen Morgen hatte der Profet von dem ihm befreundeten Knechte, der die Herrschaft zum Ball gefahren, die Erzählung des Streits zwischen Kranz und Hütten vernommen. Der Schäfer war ein großer Menschenkenner. Seine Berechnungen waren ebenso rasch, als schlau und sicher. Freilich hatte jetzt

Eifersucht seinen Blick getrübt. Das Gespräch zwischen Rainer und Annen, das ganze Gebaren der Letztern, ihr Lächeln, Erblaßen, Erröten hatten ihn völlig überzeugt, daß zwischen Beiden eine Beziehung obwalte. Dieß durchkreuzte plötzlich seine Leidenschaft und alle seine Berechnungen. Der verhaßte Rainer mußte mit Schimpf und Schande vom Hofe gejagt werden, daß er nimmer wiederkehrte. Der Fanatismus der Menge, den er aufgeregt, hatte sich nicht, wie er gewünscht, entwickeln können. Er hatte rasch ein anderes Mittel gefunden.

Herr Kranz gieng noch immer in der Nähe des Grenzrains auf und ab und brütete über seinen Streit mit Hütten. Es ist beschränkten Köpfen eigen, lange und eigensinnig auf einem Gedanken zu beharren, besonders, wenn es sich darum handelt, eine Beleidigung zu rächen.

Der Schäfer trat zu ihm.

„Was gibts, Schifer (Schäfer)," fragte der über diesen Anblick erstaunte Halfe. „Nichts mehr zu thun?"

„„Genug, Herr; aber ich hab gedacht, daß ich

doch noch Euer Knecht bin und hab Euch doch immer treu gedient.""

„Das ist wahr."

„„Da dacht ich, wenn der Herr nicht zu Hause ist, und gewisse Leute davon Gebrauch machen und auf den Kranzhof kommen, das müst ich melden.""

„Wer ist da?"

„„Glaubs wol, der Kukuk ist klug, will sein Ei in andrer Leute Nest legen.""

„Wer, wer?!"

„„Der Student, der Hütten, ein saubrer Vogel.""

„Der wäre auf Kranzhof?! Was will er?!" rief zornig der Halfe.

„„Weiß nicht, Herr, um mich kommt er nicht, er hat mich verlacht, und um Euch auch nicht, aber um die Weiber! — ""

Herr Kranz wurde blaß. Eilig gieng er heim. —

Rainer hatte Marien kaum die Hand gedrückt, als Tante Zilligen aus dem Zimmer kam und ihn mit eisiger Kälte empfieng. Man gieng hinein. Tante Zilligen hatte seine nachläßige Stellung im Hofe, seine Un=

terhaltung mit Annen wol bemerkt, und aus letzter sogleich mit der in diesem Punkte raschen Kombination alter Jungfern seine Beziehung zu Marien herausgewittert, welche sie aus verschiedenen Umständen längst geahnt hatte. Jetzt ließ sie ihn keinen Augenblick mit Marien allein. Rainer erkundigte sich nach Hubert und erhielt kaum die gewünschte Auskunft. Dann lenkte Tante Zilligen sofort das Gespräch auf den Schäfer, sprach entschieden ihren Glauben an die göttliche Sendung deßelben aus und brachte damit ihre religiösen Anschauungen in die engste Verbindung. Sie erwartete, daß Rainer ihr widerspräche. Aber Rainer widersprach dießmal nicht, sondern fertigte jede Frage mit einem unbestimmten „Es ist möglich“ ab.

Dieß reizte Tante Zilligen mehr und mehr. Ihre Aeußerungen über Rainers Unglauben wurden immer giftiger.

„Ihr teuscht mich nicht, junger Herr! Habs wohl gesehn, wie Ihr spöttisch gelächelt und mit der Anne Eure Witze gemacht. Das macht die Universität. Meint Ihr, ich weiß nicht, wie gottlos die Studenten es trei-

ben? Das Beten verlernen sie gleich, und am Ende glauben sie gar nichts mehr. So gehts dem jungen Herrn auch. Ist ja schon vier Jahre in Berlin, Heidelberg, Bonn und wer weiß wo sonst noch gewesen. Je länger, je schlimmer!“

Rainer mochte nicht heucheln. Mit gröster Ruhe erwiderte er:

„„Ich glaube, Fräulein Kranz, daß meine religiöse Ueberzeugung Ihnen ziemlich gleichgiltig sein kann. Jeder Mensch hat die seinige, und es ist jedes Menschen Sache, wie er damit zurecht kommt. Wenigstens möchte ich keinem Dritten das Recht oder die Macht zugestehen, mir darüber Vorschriften zu machen.““

„Das sagen nur Ketzer! So, junger Herr? Also jedes Menschen eignes Belieben ist es? Eine schöne Religion, wo Jeder glaubt, was er will! Ich aber sag Euch, daß es Sache der Kirche ist, zu befehlen, was Jeder glauben soll, und die verlornen Seelen zurückzuführen. Alles Andere ist Ketzerei und Teufelskram! Aber jetzt seh ich wol, was Ihr für ein gottloser Ketzer seid!“

Zornig verließ die fromme Jungfrau das Zimmer.

„Um Gotteswillen, sag nichts weiter, lieber, bester Rainer!“ flehte Marie und sah mit inniger Liebe zu ihm auf.

„„Marie!““ sagte Rainer ruhig und mit tiefem Gefühl, indem er ihre Hand ergriff, und ihr groß und tief in die Augen blickte, „„Marie, Du weist, wie ich Dich liebe! Und Du — ?““

„O Rainer, wie kannst Du noch fragen?!“

„„Nun, Marie, so hör ein Wort! Ich seh es klar, es ziehen schwere Stürme herauf gegen unsere Liebe. Aber was auch komme, willst Du zu mir halten, treu, und fest fürs ganze Leben? Was sie auch versuchen, zwischen uns zu bringen, willst Du mir immer Dein Vertrauen bewahren?““

„Ewig, mein Rainer!“ flüsterte Marie, und ihr ganzes Herz stralte aus den großen blauen Augen.

„„Ich danke Dir, mein liebes, liebes Mädchen!““ sagte er, ihre Stirn küssend.

Da ging die Thür auf.

Herr Kranz trat herein, dicht hinter ihm Tante

Zilligen. Die Liebenden waren vollständig überrascht. Herr Kranz hatte genug gesehen.

„So gehts hier zu?!" rief der zornige Halse.

„Wenn die Katze nicht zu Hause, tanzen die Mäuse auf den Bänken? Und es kommt so ein Kukuk und will Einem sein Ei ins Nest legen?!"

„„Guten Tag, Herr Kranz, was meinen Sie?"" sagte Rainer, der nach der ersten Ueberraschung seine volle Seelenruhe wiedergewonnen.

„Was ich meine? Ich wills Dir sagen! — Du hast Dich hier eingeschlichen und meinem Mädchen was in den Kopf gesetzt. Habs eben mit eignen Augen gesehn. Und nun meinst Du, weil Du der da das Dach verdreht, wärs richtig. Ich aber sage Dir, es ist noch lange nicht richtig! Mach Dich fort vom Hofe, Calviner und komm mir nicht wieder unter die Augen! Denn mein Mariechen kriegst Du Dein Leben nicht!"

Marie zitterte. Tante Zilligens graue, stechende Augen blitzten triumphierend aus ihrem boshaften, runzlichten Gesichte.

„„Sie hätten mir Ihre Meinung sagen können,

ohne mich zu beleidigen, Herr Kranz,"" erwiderte Rainer kalt. — „„Gut, Sie haben mir die Tür gewiesen. Ich gehe. Lebwol, Marie!""

Er verließ das Haus. Durch die Hintertür war er hineingegangen; denn diese ist auf den Höfen der gewöhnliche Ein- und Ausgang für die Bewohner und nähern Bekannten. Während er durch dieselbe Hintertür wieder hinausgieng, schellte es lebhaft vorn an der Haustür. Als Rainer auf das Hoftor zugieng, sah er noch einmal um. Er erkannte die beiden Fremden, die in diesem Augenblick durch die geöffnete Haustür hineingiengen.

Unter dem Hoftor stand der Schäfer von Emten, in eine Ecke gedrückt und grinste Rainer höhnisch an. Sein Gesicht, von dem jetzt alle Heiligkeit verschwunden war, hatte einen widrigen Ausdruck.

„Nun, Herr Hütten, mit der Freite gehts wol schlecht?" sagte der Schäfer.

„„Ja, Schifer,"" antwortete Rainer mit kläglicher Miene: „„Wir können uns zusammen trösten; denn Euch gehts ja noch schlimmer, als mir!""

„Wie so?

„„Seht, wenn die Alten da mich auch nicht mögen, so mag mich doch die Marie. Aber Ihr heiliger Mann seid doch ein armer Teufel! Zehn Morgen Land habt Ihr schon. Aber wenn Ihr auch heute noch das Haus kauft, und noch zehn Morgen mehr verdient, die Anne kriegt Ihr damit doch nicht. Denn die Anne mag Euch nicht!““

Das Gesicht des Heiligen verzerrte sich. Wütend sprang er auf Rainer los.

„„Bleib mir vom Leibe, Betrieger!““ rief dieser, den Säbel lüftend, „„oder Dein heiliger Rücken soll die Bekanntschaft einer preußischen Husarenklinge machen!““ —

Der Schäfer prallte zurück. Rainer verließ den Kranzhof.

Drittes Kapitel.

Die Mission.

Die beiden Fremden wurden inzwischen im Hausgange von Herrn Kranz empfangen. Bei ihrem Anblick erheiterte sich mit einem Male das düstere Gesicht des Halfen.

„Ei, guten Tag, Herr Kaplan, guten Tag Herr, Wichtig! Das ist ja schön von Ihnen, daß Sie uns nicht vergeßen! Treten Sie näher!“

Tante Zilligen hatte im Zimmer mit scharfem Ohr kaum die Namen der Ankömmlinge erlauscht, als auch sie wieder ihr Sonntagsgesicht aufsetzte und hinauseilte. Dieselbe herzliche Bewillkommung erfolgte ihrerseits.

„Anne, eine Flasche Wein! Vom besten!“

rief geschäftig der Halfe, während sie ins Zimmer giengen.

Marie wollte sich nach den ersten Begrüßungen zurückziehn.

„Bleib nur hier, Mariechen!“ rief aber Herr Kranz — „brauchst doch vor so guten Bekannten nicht wegzulaufen! Nochmals willkommen! — So, meine Herrn, echte siebenundfünfziger Brauneberger Auslese! Prost! Wol bekomms!“

„Zum Wolsein!“

Die Gläser klangen.

„Delikat!“ schnalzte der Dicke mit dem Zungenschlage des Kenners.

„„Ein guter Tropfen!““ bestätigte der Hagre.

Wer aber waren diese Zauberer, deren bloßer Anblick genügte, um in der Stimmung der Bewohner des Kranzhofs eine so gründliche Veränderung zu bewirken?

Der Eine war der Kaplan des Sprengels, ein langer, hagrer Mensch mit schwarzem, kurzgeschornem, struppigem Haar und gelblichem Gesicht, in dem trotz seiner Jugend schon einige scharfe Falten sichtbar wur=

den, wo nicht Linien des Gedankens, doch Furchen strenger Askese. In seinen Augen glühte ein stilles, unheimliches Feuer. Er war einer jener strenggläubigen, jungen Eiferer, wie sie der modernste Ultramontanismus in Menge erzeugt und erzogen hat, blinde Werkzeuge, die mit Hintansetzung aller Rücksichten als ihren Lebenszweck fanatisch nur das Eine Ziel verfolgen, welches auch die ausgesprochene Devise der Väter der Gesellschaft Jesu ist: „Omnia in majorem Dei gloriam;“ wo die Lesart: Omnia in majorem Ecclesiae gloriam jedenfalls richtiger wäre.

Hie und da sind die Pfarren noch mit jenen edlen, wißenschaftlich gebildeten, und deshalb freigesinnten Geistlichen besetzt, welche auf der Bonner Hochschule unter dem trefflichen Hermes ihre Studien gemacht haben. Es ist natürlich nicht möglich, sie zu entfernen. Aber die freisinnige, milde, versöhnende, echt kristliche Wirksamkeit dieser guten Hirten wird meist auf eigentümliche Weise eingeschränkt. Denn ihnen zur Seite steht meist einer jener jungen fanatischen Vikare, welche die düstersten mittelalterlichen Ueberlieferungen der Kirche

mit allen Konsequenzen vertreten und dem Volk wieder durch alle Mittel zum Bewußtsein bringen; wodurch natürlich die Geister wieder in die alte unbedingte Abhängigkeit zurückgeführt werden, welche die Kirche verlangt, um zu herrschen. Kaplan Pötter war der Vikar des Pastors Bronner.

Es war ein Unglück für Preußen, daß bei der Verteilung des deutschen Gebiets in den Jahren 1814 und 1815 die altöstreichische Politik die altpreußische so entscheidend überlistete. Oestreich gieng aus den Kämpfen als ein abgerundeter, strategisch geschloßener und erweiterungsfähiger Staat hervor, Preußen als ein zerstückelter, zerfaserter Organismus, der um seines Fortbestehens willen, so zu sagen, von dem guten Willen der kleinen Nachbarn und Enklaven abhängig war. Bedenklich wars ferner, daß die neuerworbnen Landesteile wesentlich katholisch waren. Sofort stellte sich freilich Preußen als paritätischer Staat hin, sprach die volle Gleichberechtigung beider Konfessionen aus. Aber dadurch eben wurde das Unglück voll, daß Preußen sich von Oestreich durch das Gespenst der Revolution in eine

reaktionäre Politik verstricken ließ, die gerade dasjenige erstickte, wodurch Preußen groß geworden, die Entwicklung der nationalen Kraft durch den wahren Protestantismus. Indem Preußen mit Oestreich um die Wette gegen die Freiheit kämpfte und daßelbe in der wildesten Reaktion noch zu überbieten suchte, entfremdete es sich nicht bloß die Herzen der deutschen Bruderstämme, sondern ließ sich allmählich in seinen neuerworbenen katholischen Landesteilen, statt dieselben seinem Staatskörper einzuverleiben, zu assimilieren, jene furchtbar gefährliche ultramontane Partei über den Kopf wachsen, welche, wie ein zerstörendes Krankheitsgift, den Statskörper aufzulösen strebt.

Du schätzest, teurer Leser, gewis mit Recht die katholische Konfession ebenso hoch, als die evangelische. Zwischen Katholiken und Protestanten herrscht ja auch längst vollkommner Friede. Sei daher ausdrücklich gebeten, doch ja nicht Ultramontanismus mit Katholizismus zu verwechseln, sosehr die Ultramontanen auch absichtlich diese Teuschung herbeizuführen suchen. Nicht die wahren, guten Katholiken sind es, die heute noch den Gegensatz

der Dogmen den Protestanten gegenüber betonen, sondern die Ultramontanen, welche eben die Religion zu Zwecken der weltlichen Herrschaft misbrauchen wollen. Innerhalb der katholischen Kirche selbst steht der Ultramontanismus den Wünschen und Interessen der Bevölkerung aufs Schroffste entgegen. Woher die tiefe Unzufriedenheit in Oestreich? Weil die Mönche durch die Jugend-Erziehung und durch das Konkordat die weltliche Herrschaft im Kaiserstate üben!

Die Reformation war noch vielmehr eine große nationale, als eine religiöse Bewegung. In ihr empörte sich der deutsche Geist in seinem innersten Wesen gegen den römischen. Damals war es für Deutschland ein schweres Verhängnis, daß Karl der Fünfte, dieser Spanier, der deutsch bloß mit seinem Pferde sprach, die tiefe Sehnsucht des deutschen Volks nicht verstand, und deshalb die politische Bewegung nicht in die Hand nahm, um Deutschland eine selbständige nationale Gestalt zu geben. Das dunkle Werk, welches er begann, nämlich die nationale Bewegung einzudämmen, suchten seine Nachfolger, die Habsburger

zu vollenden. Ihre Soldaten in diesem Kampf sind nach wie vor die Jesuiten, diese spanischen Priester, welche, wie von jeher seit Stiftung ihres Ordens, so gerade jetzt wieder lebhaft gegen alles echt deutsche Wesen und Streben kämpfen, Deutschland auf jede Weise zu zersplittern und an der Einigung zu hindern, dagegen dem Römertum wieder völlig zu unterwerfen suchen.

Das Hauptstreben also der Ultramontanen und ihrer Vorkämpfer, der Jesuiten geht dahin, den Stat in ihre Gewalt zu bekommen, ihn gesetzlich zu zwingen, alle Beschlüße der Kirche wirklich auszuführen. In dem protestantischen Preußen verlangen sie scheinbar bloß ausschließliche Autonomie in kirchlichen Angelegenheiten, ohne Beaufsichtigung des Staats. Natürlich werden aber im Stillen alle wirklichen Angelegenheiten des Lebens auf kirchliches Gebiet übertragen. Gegen das nationale, statliche Leben suchen sie ihre Gläubigen so gleichgiltig, als möglich zu stimmen. Wenn der Stat ihnen dient, so begünstigen sie ihn scheinbar. Sobald die preußische Regierung aber Miene macht, unabhängig zu sein, oder gar versucht, sich diese revolutionären Elemente zu unter-

werfen, suchen die Ultramontanen alle Bande zu lockern, die den Katholiken an den Stat feßeln. Dann heißt es: „Nieder mit Preußen! Hoch Oestreich!“

Die Jesuiten haben in der Rheinprovinz eine Menge vertrauter Anhänger, nicht bloß unter den jüngern Weltgeistlichen, sondern auch unter den Laien, und mit Hilfe dieser Bundesgenoßen sind sie im Stande, ganz im Stillen zu arbeiten und ihre Zwecke sicher zu verfolgen, zu erreichen. Vikar Pötter und Meister Wichtig gehörten zu diesen treuergebnen Werkzeugen. Den Ersten lernten wir bereits kennen. Aber Meister Wichtig?

Sieh ihn Dir genau an, teurer Leser. Denn Du machst hier die erste Bekanntschaft eines Manns, der freilich in jeder Beziehung, ganz besonders aber für die Verwicklung unserer Geschichte eine sehr wichtige Person ist. Sieh, wie wolhäbig er dasitzt, mit stralendem Antlitz, von Zeit zu Zeit mit tiefem Behagen vom edlen „Moselblümchen“ nippt, süß lächelt und begierig, aber ganz verstohlen, nach Marien hinüberblinzelt. Sein Schädel ist von bedeutendem Umfange. Auf dem Scheitel ist von Haaren nur noch eine Andeutung.

Aber die Glatze gibt seinem soliden Kopf vollends den Ausdruck großer Solidität. Diese Kahlköpfigkeit ist, wie Herr Wichtig in Gesellschaften bei jeder Gelegenheit zu bemerken pflegt, ein Familienübel, und wenn seine Feinde behaupten, daß er wol zu oft „unter der Dachtraufe gestanden,“ das heißt, die kleinen Wein- und Liebesfreuden des Lebens zu oft genoßen habe, so ist dieß eine böswillige Verleumdung, die sich schon dadurch widerlegt, daß Herr Wichtig in seinem ganzen Leben nicht ein einzig Mal die Kirche versäumte. — So bilden Scheitel und Stirn eine kahle, glänzende, sanft abfallende Fläche, und wenn derselben freilich die sokratische Wölbung fehlt, welche gewöhnlich für den Sitz großer Gedanken gehalten wird, so ist dieser Mangel am andern Orte reichlich ersetzt durch das tiefherabhangende Unterkinn und die stattliche Fülle der roten Backen, zwischen denen zwei dicke, purpurne Lippen in stillem Selbstbewustsein würdig aufeinanderliegen. Nehmen wir hinzu, daß dieser bedeutende Kopf auf einem untersetzten Körper sitzt, so müßen wir zugeben, daß die ganze Erscheinung des Herrn Wichtig eine

außerordentlich würdevolle ist. Darum blicken seine grauen, gallertartigen Augen auch mit so großem Selbstvertrauen umher, bleiben aber immer wieder auf Mariens lieblichem blaßen Gesicht mit ganz eignem Ausdruck haften, was jedenfalls für seinen guten Geschmack zeugt. Hätte er eine Mönchskutte an, wir müßten ihn unbedingt für einen jener liebenswürdigen Brüder Kellermeister halten, wie sie in den Klöstern, besonders in „guter, alter Zeit" als einsichtsvolle Kenner den edlen Geschmack vertreten.

Herr Wichtig ist seines Zeichens Schulmeister. Er war früher in verschiedenen rheinischen Dörfern Schulmonarch gewesen und hatte sich in jeder Stellung als das wichtigste, zuverläßigste Werkzeug der Geistlichen bewährt. Besonders hatte er großes Glück mit seinen Vikaren gehabt. Zwei derselben, denen er sich soviel als möglich aufdrängte und dienstbar machte, waren in den Orden der Jesuiten getreten. Seitdem schwebte über dem glatten Haupte des Meisters eine unsichtbare schützende Hand. Vor Kurzem war die in einem Nachbarorte bestehende höhere Schule unter die Leitung eines

jungen Geistlichen gestellt. Denn wie in Oestreich, so bemüht man sich auch in der Rheinprovinz, die Jugenderziehung an den höhern Schulen in die Hände geistlicher Rektoren zu legen. Gleich darauf war auch Meister Wichtig als Lehrer berufen. Sein Einfluß machte sich bald geltend. Die armen Jungen, obwol sie stundenweit, von den umliegenden Höfen und Dörfern zur Schule zu gehen hatten, musten doch jeden Morgen sechs Uhr zur Frühmesse erscheinen. Die halbe Schulzeit wurde mit Einübung geistlicher Musik hingebracht, um damit den Gottesdienst in der katholischen Kirche zu verherrlichen, wobei Meister Wichtig mit eben soviel Würde als Geräusch den Dirigentenstab führte. Er pflegte dann auch wol Messen von Paläſtrina und andern alten Meistern für eigne Komposition auszugeben, was seinen Nimbus in den Augen der Menge nicht wenig erhöhte. *) Gerade jetzt aber war er besonders schon längere Zeit mit großartigen Einübungen beschäftigt. Denn es stand jenem Orte ein wichtiges Ereignis be-

*) „Arrangiert, transponiert und harmonisiert von ꝛc. Wichtig."

vor, das alle Bewohner der Gegend mit gröster Spannung erwarteten, eine Jesuiten-Mission.

Während sich über diese der Vikar und Tante Zilligen in ein lebhaftes Gespräch vertieften, gab, da die Flasche geleert war, Herr Kranz dem Meister Wichtig durch Zwinkern mit den Augen und eine bedeutungsvolle Kopfbewegung einen Wink, worauf Beide das Zimmer verließen.

Marie benutzte gleich darauf diese Gelegenheit, um auf ihre Kammer zu entschlüpfen.

Herr Kranz führte den Meister quer über den Hof, indem er auf wiederholte Fragen des Letztern nur durch ein stummes, pfiffiges Lächeln antwortete. Plötzlich standen sie vor der herrlichen Wölbung und der eisenbeschlagenen faustdicken eichenen Thür des Kellers. Ein seliges Lächeln des Einverständnißes glitt über die dicken Züge des Meisters, als Herr Kranz aufschloß. Aber was für ein Keller war das auch! Ein klassischer! Nein, ein romantischer! Breite, gewaltige Stufen führten geradeaus, dann rechts, dann links, tiefer, immer tiefer, in neue, immer neue Gänge, hohe, meister-

haft gebaute Wölbungen, in denen die, von Herrn Kranz angezündete große Stalllaterne kaum ein mattes Zwielicht verbreitete. Und welche Erinnerungen knüpfen sich an diesen Keller! Einst lag hier Stückfaß an Stückfaß voll der edelsten Weine, welche die reiche Abtei aus den herrlichen Lagen ihrer eignen Weinberge alljährlich vom Oberrhein bezog. Jahrgänge und Sorten waren genau geordnet. Die mehr oder weniger „bemoosten,“ ehrwürdigen Häupter dieser Stückfäßer bezeugten selbst ihr Alter. Aber alle waren namenlos. Während jetzt die rheinischen Gastwirthe den essigsauersten Heckenweinen die stolzesten Namen aufkleben, galt ehedem der Spruch des lustigen Pfaffen Crescentius — Friede seiner Asche! — Pater Crescenz, genannt der Rochus-Pfaff, war zum Kirchweihschmaus beim Dechanten von Asmanshausen geladen. Der Rochus-Pfaff war als ein ebenso großer Weinkenner, wie Spaßvogel am ganzen Rhein bekannt und beliebt. Da setzte man ihm zum Scherz die allergeringsten Krätzer vor. Pfaff Crescenz lobte alle schlechten Sorten unmäßig, trank aber sehr mäßig. Endlich kam der beste, echter As-

mansthäuser. Da schwieg der Pfaff plötzlich ganz still, trank aber dafür jetzt unmäßig. „Wie?" rief der Dechant, „den schlechten lobt Ihr bis in den Himmel, und beim besten haltet Ihr das Maul, Herr Confrater?" — „„Ein guter Wein lobt sich selber!"" erwiderte der kluge Pfaff. —

O du gute alte Zeit, als hier der feiste ehrwürdige Pater Kellermeister mit seinen rotwangigen Gehilfen seines edlen Amts wartete, und die nicht minder feisten Mönche mit den wonnestralenden Dickköpfen den alten goldenen Nektar urbehaglich schlürften und wieder schlürften und meinten, es wäre kein Ende.

Aber die französische Revolution legte die „gute alte Zeit" rasch ins Grab. — Die Sanskülotten kamen an den Rhein. Hier, vor dem Keller der Abtei pflanzten sie den Freiheitsbaum auf, und Tausende umtanzten ihn mit rasenden Cancans unter dem Brüllen des „Ça ira!" und „Allons, enfants!" Da wurden die ehrwürdigen, bemoosten Häupter unter dem Wehgeschrei der Mönche ans Tageslicht gebracht und mit jakobinischer Rücksichtslosigkeit angestochen. Die Spunde fielen ab,

wie Köpfe unter der Guillotine. Tausende Sanskülotten schwelgten im edelsten kostbarsten Rebenblut und rasten toller, immer toller, und die Pferde tranken und rasten mit. Und als Menschen und Tiere nicht mehr trinken konnten, verschütteten sie den Rest, stürzten hinab in den Keller, schlugen den Fäßern die Böden ein, daß es eine Ueberschwemmung gab von einem so wundervoll kostbaren Naß, wie nicht erlebt, so lange die Welt steht. Kaum hatten die armen trunknen Frevler Zeit sich zu retten, sonst wär ihr bischen Spiritus von den gewaltigen alten Rheinweingeistern ausgeblasen, oder sie wären fast ertrunken, wie jener Mann im Faß voll Malvasier. Doch die Ohnehosen wateten alle wolbehalten ans Licht des Tags zurück. — Seitdem ist der Keller verödet, und nur bisweilen sehen Knechte und Mägde Nachts gespenstische Mönchsgestalten mit einem kleinen Blendlicht händeringend durch die leeren Gewölbe schreiten. —

Meister Wichtig wars indessen ganz wolig in diesen öden Kellerräumen, nur daß auch er traurige Blicke an den leeren Wänden umherschweifen ließ und endlich

gegen Herrn Kranz äußerte, es sei doch schade, daß die Mönche alles ausgetrunken.

„Geduld,“ erwiderte Herr Kranz, indem er jetzt einen Bretterverschlag aufschloß, in dem hunderte von bestäubten Flaschen mit halbvermoderten, kaum lesbaren Aufschriften übereinandergeschichtet lagen. Und als nun Herr Kranz mit großer Vorsicht aus einer verborgenen Ecke drei Flaschen hervorsuchte und Herrn Wichtig überreichte, da stralte des Meisters Auge noch heller als die Stalllaterne. Sie stiegen die breiten Stufen wieder herauf bis in die geräumige Halle, welche den Eingang bildete. Dort standen ein Par uralter Bänke und ein plumper Tisch von dickem Eichenholz. Herr Kranz nötigte seinen Gast zum Niedersitzen. „Wir müßen gleich hier mal proben, obs der rechte ist,“ sagte er, indem er aus einer Nische einen bestäubten Becher hervorholte und ohne Umstände mit dem Zipfel seines Rocks auswischte, dann mit dem Korkzieher seines Taschenmeßers eine Flasche öffnete und einschenkte. — O wie erweiterte da der kundige Meister seine Nasenlöcher, und sog begierig den süßen Duft ein, und wie behaglich

setzte er seine dicken Lippen an und schlürfte einen langen Zug vom köstlichen Naß. Herr Kranz leerte, ohne zu riechen und zu schlürfen, das Glas, schenkte wieder ein und reichte es hin. „Den muß man mit Verstand genießen!“ sagte pathetisch der Meister. — „„Nur frisch drauf los! habe noch mehr!““ ermunterte Herr Kranz.

„„Nun, Herr Wichtig,““ fuhr er dann vertraulich fort, „„ists mir lieb, daß wir ein bischen allein plaudern können. Wie gehts und stehts denn? Sie sind nun beinah zwei Jahre in unsrer Gegend und haben Land und Leute kennen gelernt. Wie gefällts Ihnen bei uns?““

„Sehr gut, Herr Kranz,“ erwiderte der Meister, indem er schlürfte. Herr Kranz trank aus, schenkte wieder voll und fuhr fort: „„Sie sind in dem schönsten Alter jetzt, kräftig, gesund — Herr Wichtig, mit einem Wort, Sie müßen heiraten!““

Der Meister lauschte hoch auf über diese unerwartete Wendung des Gesprächs. Doch rasch sich faßend, sagte er lächelnd: „Ja, Herr Kranz, das ist leicht gesagt, aber schwer getan.“

„„Warum?““ fiel der Halse eifrig ein — „„Sie sind ein Mann, an dem nichts auszusetzen. Haben Sie sich schon umgesehn? Wie stehts mit dem Herzen? hä?““

„Das Herz ist noch frei. Ach, ich bekümmere mich gar nicht um Frauenzimmer!“ seufzte der Meister und lächelte süß. — „Aber, was könnts mir auch helfen, wenn ich Ernst machte. Ich bin arm. Ein Halse gibt mir seine Tochter doch nicht.“

„„Warum nicht? Sagen Sie mal, lieber Herr Wichtig, wie gefällt Ihnen meine Tochter?““ —

Hätte der erste Blitz eines nächtlichen Gewitters zehn Schritt von Meister Wichtig in einen Baum geschlagen, er hätte ihn nicht so überraschen und aufregen können, als diese plötzliche Frage des Halsen. Doch faßte er sich bald und sagte rasch:

„Ihre Tochter, Herr Kranz? Wie können Sie noch fragen? Ihre Tochter ist ein Engel! Ich hätte nie gewagt daran zu denken“ —

„„Ah, Papperlappap!““ rief der Halse, wieder ein Glas leerend und fügte dann leise hinzu: „„hören

Sie, Herr Wichtig, wenn ich mich auf Sie verlaßen könnte, wollten wir bald handelseinig werden — denn ich habe meine Bedingungen!“ “

„Sie kennen mich doch, Herr Kranz!“ rief Herr Wichtig, des Halfen Hand ergreifend.

„„Freilich, hab Vertrauen zu Ihnen! Hören Sie! Sie wißen ja so gut, wie ich, daß alles hier meinen Kindern verschrieben ist. Wollen Sie nun vorläufig mit zehntausend Taler bar zufrieden sein und das Andere stehen laßen, bis ich sterbe? Ohne das gehts nicht!“ “

„Hier meine Hand, Herr Kranz! Zehntausend Taler bar ist alles, was ich vorläufig irgend wünsche und nichts mehr bis zu Ihrem Tode, der hoffentlich noch weit entfernt ist! Hier meine Hand!“

„„Topp!“ “ jubelte der Halfe weinselig. „„Dann sind wir einig! Nun mach Dich hinter das Mariechen! Sollst Gelegenheit genug haben. Auf mich kannst Du Dich verlaßen, ebenso auf Tante Zilligen! Soll das ne Hochzeit werden, Schwiegersohn! Lieber Junge!“ “ — Und der wein= und freudetrunkne Halfe umarmte den Meister, welcher denselben nicht minder entzückt

wiederdrückte; denn er schwebte in einem Himmel süßer Hoffnungen, an dem ihm Mariens Erbteil, hunderttausend Taler, wie ebenso viele Sterne blinkten. —

Für die Schmach, seine Tochter verhandelt zu haben, hatte diese rohe Halfenseele keine Empfindungsorgane. Im Gegenteil dachte er: hab schon manch Stück Vieh schön verkauft, Pferd, Kuh und Schwein, aber einen so guten Handel nie gemacht, trotz der zehntausend Taler! Seelenfroh stimmte er ein Lied an: „So leben wir!“ trank wieder ein volles Glas und wankte. Nach der Aufregung seines Streits mit Rainer Hütten hatte ihm der hastige Genuß des Weins und die Freude über sein letztes Geschäft den Rest gegeben.

Der schlaue Meister überschaute indessen mit raschem Blick die Situazion. Er überredete seinen künftigen Schwiegervater, wenigstens eine der beiden vollen Flaschen zurückzulaßen, bat ihn, sich zusammenzunehmen und sich nichts merken zu laßen und gieng dann Arm in Arm mit ihm über den Hof ins Haus zurück.

„Mariechen! Mariechen!“ rief im Hause sehr laut der Halfe. Gehorsam eilte die Gerufene gleich darauf

die Treppe herab. „Hier, mach die Flasche auf!“ befahl er und wankte ins Zimmer, indem er den Meister mit seiner Tochter allein ließ.

Marie sah auf den ersten Blick, wo die Beiden gewesen waren. Sie kannte diese Abstecher ihres Vaters in den Keller, die er allein machte, wenn ihn schwere Sorgen wegen seiner Spekulazionen drückten, mit Andern aber nur dann, wenn es sich um den Abschluß eines wichtigen Geschäfts handelte. Als nun Meister Wichtig sich ihr mit zudringlicher Sicherheit näherte und, als ob er in seinem vollsten Recht wäre, ohne Weiteres seine dicke Hand um ihre feine Hüfte legte, da fuhr sie entsetzt zurück, und blitzartig durchzuckte sie der Gedanke, daß auch über sie eben ein Geschäft abgeschloßen sei.

„Wagen Sie nicht, mich zu berühren, Unverschämter!“ rief sie dann mit Entrüstung und stand dem Meister gegenüber in der vollen Größe und Hoheit des Weibes. — „Glauben Sie, ich laße mich verkaufen?“ setzte sie unwillkürlich hinzu.

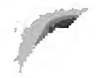
Der Meister prallte zwei Schritte zurück. Dann suchte er einzulenken: „Nur nicht böse, liebes Fräulein

Mariechen!“ rief er, und als sie, ohne ihn einer Antwort, noch eines Blicks zu würdigen, ins Zimmer gieng, folgte er.

Vikar Pötter und Tante Zilligen waren nicht, wie wir, von dem Thema unseres Kapitels abgekommen. Der junge Geistliche und die alte Dame — ein Herz und eine Seele — hatten die Mission mit allen ihren Einzelheiten in der weitläufigsten und erbaulichsten Weise erörtert, als sie sich plötzlich mismutig gestört sahen. Mit Schrecken erkannten sie den Zustand des trunknen Halfen. Als Marie mit der Flasche vor und dem Meister Wichtig hinter sich eintrat, flüsterte die zornige Dame ihrem Bruder das entschiedene Verbot, nicht mehr zu trinken, ins Ohr. Die beiden Gäste wusten, was die Glocke geschlagen, empfahlen sich unter herzlichsten Freundschafts-Versicherungen und Versprechen baldigen Wiederkommens. —

Und vier Wochen später kam es heran, das große, den ganzen Kreis aufregende Ereignis, das viele tausend Herzen und doppelt soviel Beine in Bewegung setzte nach dem benachbarten Landstädtchen. Die Mission

begann. Drei Väter der Gesellschaft Jesu erschienen und predigten zwölf Tage lang täglich zweimal unter dem ungeheuersten Zulauf der gläubigen Menge. Eine kurze Schilderung dieser Predigten genüge. Sie waren mit großer rhetorischer Kunst gearbeitet und tadellos memoriert. Besonders die allmähliche rhetorische Steigerung ließ nichts zu wünschen übrig. Zuerst kam die Erklärung, dann die logische Entwicklung und Erörterung. Alle Bedenken und Einwendungen des schlichtesten, wie des gebildetsten Verstandes wurden durch eine, aufs Feinste gegliederte Trugschlußfolge beseitigt. Besonders spielte in dieser logischen Diskussion der „Patriarch des Unglaubens," Voltaire, eine stehende, unvermeidliche Rolle. Man sieht, die Jesuiten wißen so gut, wie wir, welchen Stoß der kecke Franzose dem päpstlichen Sistem versetzt hat. — Dann wurde der Redner wärmer, er brachte das Gefühl ins Spiel, regte durch alle ihm zu Gebot stehenden Mittel, auch durch die allergemeinsten Kulissenreißerkünste eines schlechten Schauspielers, selbst durch erkünstelte Weinen die tiefsten Empfindungen dieser naiven, ländlichen Gemüter von



Grund aus auf und schloß im höchsten Pathos mit Gebet.

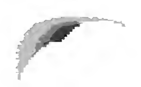
Nach den sogenannten Standespredigten für Herrschaften und Dienstboten, Eheleute, Lehrer und Kinder u. s. w. folgten die eigentlichen Tendenzpredigten. Und wenn dann die Seelen der armen, gläubigen Schafe bedrängt, gehetzt, gepackt, geknetet und zugerichtet waren, dann trieb man sie massenhaft in die Beichte, gab ihnen den Trost der Alleinseligmachenden, die Absolution. Die guten Patres absolvierten ohne Zaudern, flott beinah Alle, die gebeichtet. Das Sakrament machte den Schluß.

Bei allen Abendpredigten trug es überdieß außerordentlich zur Erhöhung der Feier bei, daß Meister Wichtig vor und nach denselben mit den Schülern seine besten Stückchen geistlicher Vokalmusik exekutierte. Wie blaß die armen Jungen aussahen! Um vor Anfang der Schule, sieben Uhr, noch der Messe beiwohnen zu können, hatten sie um 4 Uhr Morgens von Haus weggehn müßen. Beinah sechzehn Stunden lang hatten sie nichts gegeßen, als ein Par armselige Butterbröde. So

schweiften ihre Gedanken wol über Notenblatt und Kirche weg zu den duftenden Kochtöpfen der lieben Mutter. Und doch sangen die guten Schelme so rein und lieblich, so klagend und herzergreifend, daß es wenigstens dem Schreiber dieser Zeilen die Trähnen in die Augen lockte. — O welch ein schneidender Kontrast des mistönigen, affektierten Schlußgewimmers des Pater Jesuiten, wobei man die Absicht merkte und verstimmt wurde, und der süßen Harmonie dieser silberhellen Kinderstimmen, auf denen der Geist, wie auf Engelsfittigen sich zu Gott schwang. Der Gegensatz von Lüge und Wahrheit, von falscher und echter Religiosität!

Meister Wichtig aber schwang auch mit großem Ausdruck seinen Taktstock und blinzelte über das Notenheft hinüber nach zwei Richtungen, zu Marie Kranz, welche in der Nähe saß, und zu seinem kleinen allerliebsten Nichtchen, die etwas ferner saß. Der Meister hatte nämlich zu dem festlichen Ereignis der Mission diesen lieben, zarten Besuch aus der Heimat bekommen.

Missa est ecclesia. Die Menge strömte aus der



Kirche. Meister Wichtig erteilte rasch einige Befehle, dann kümmerte er sich nicht mehr um Pult, Noten, Taktstock, sondern stürzte hinunter. Aber so rasch er, trotz seiner Dicke, gewesen, schon sah er Marie Kranz am Arm Rainer Hüttens davoneilen. Er fühlte sich tief gekränkt, empfand sogar etwas wie Eifersucht und zerbiß seine dicken Lippen vor Aerger. Hatte er nicht mehr Rechte auf das Mädchen, wirklich zugestandne Rechte? Er folgte den Beiden auf zehn Schritt mit den bittersten Gefühlen wenigstens eine Viertelstunde lang. Aber die Liebenden bekümmerten sich gar nicht um ihn. Er hörte nichts, als daß sie einige Male hell auflachten. Mismutig kehrte er um. Er begegnete auf dem Rückwege vielen Menschen. Zuerst traf er auf ein zweites einsam und rasch vorbeiwanderndes Par, die blonde Stina Gans am Arm ihres Tänzers vom Halfenball her. Sie weinte still, während ihr Verehrer sie zu trösten suchte. — „Ei, was mag das Stinettchen haben?“ dachte der Meister; denn er erkannte sie trotz der Dunkelheit gleich, und hatte früher, wenn er auch sonst immer behauptete, sich gar nicht um die Weiber zu küm=

mern, heimlich, aber vergebens, seine Netze nach dieser reichen Erbin ausgeworfen. — Dann begegnete er Herrn Kranz und Tante Zilligen, und teilte ihnen mit, wie er auf das Vergnügen gehofft, Mariechen nach Hause zu bringen, aber daß der Rainer Hütten ihm zuvorgekommen. Ein Fluch entfuhr dem Halfen. Man trennte sich.

Der Meister war nachgerade trotz der vorigen Harmonie seiner Kapelle so gründlich verstimmt, wie eine alte Baßgeige. Da, wie eine Sternschnuppe in dunkler Nacht, fiel ihm plötzlich sein liebes Nichtchen ein. Wie konnt er die nur so ganz vergeßen? Auf einmal glätteten sich alle Falten seiner Stirn und seines Gemüts. Der fromme Meister trällerte leise ein weltlich Liebeslied vor sich hin und beflügelte seine Schritte.

Zu Hause auf seinem Zimmer empfieng ihn sein Nichtchen zuerst mit liebenswürdigem Schmollen. Aber das dauerte nicht lange. Als Meister Oheim oder Vetter allerlei Entschuldigungen vorgebracht, war sie gleich versöhnt, und die Freude, Herzlichkeit und Anmut selbst·

Als sie den dampfenden Thee einschenkte und kredenzte und das Backwerk dazu reichte, erschien das wirklich niedliche Kind ganz wie eine Hebe.

Der Meister war nun in der glücklichsten Stimmung. Nachdem er einige Süßigkeiten gekaut und seine Tasse ausgeschlürft, setzte er sich ans Pianino und er, der zweite Paläſtrina, der sonst nur Messen und Fugen exekutierte, paukte oder trommelte — er nannte dieß großen elastischen Anschlag — mit ungeheurem Kraftaufwand eine Polka-Mazurka nach der andern herunter, daß die Wände bebten. So wechselten Musik und heimliche Zwiesprache. Es wurde spät; aber dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Nach dem Thee holte der Oheim eine Flasche Wein aus einer verborgenen Ecke seines Schranks, schenkte zwei Kristallbecher — Geschenke dankbarer Schülerinnen — voll und stieß leise mit seinem Nichtchen an.

Aber es sollte nun einmal ein Unglückstag für den Meister werden. Gegen Mitternacht kamen einige Herrn aus dem nahegelegenen Honorazioren-Gasthof.

Dort war schon den ganzen Abend über den Meister Oheim und sein hübsches Nichtchen gewitzelt worden. Der Eine fragte, wie weit eigentlich die Bedeutung des Worts „Nichte" gehe, der Zweite wollte wißen, die Kleine sei so wenig des Meisters Nichte, als seine eigne, der Dritte wollte aus des Meisters Munde selbst gehört haben, er erwarte die Braut seines Bruders. Der Vierte rief: „Was Ihr nur schwatzt, und wist doch, wie wenig sich Herr Wichtig um die Weiber kümmert!" Man lachte. Besonderes Aufsehen machte es, daß das Nichtchen mit dem angeblichen Oheim oder Vetter unter einem Dache wohne. Was bei den schlichten bürgerlichen Leuten gar nicht auffiel, erschien in diesen Kreisen der Gesellschaft ein Skandal. — Ueberdieß hatte der Meister, so gut er sich auch mit aller Welt zu verstehen glaubte, doch eine Menge heimlicher Feinde, besonders solche, die ihn für einen Heuchler hielten.

Wie gesagt, gegen Mitternacht giengen mehre Herrn aus jener Gesellschaft nach Hause, als sie, durch den muntern Tanz, den der Meister gerade spielte, aufmerksam gemacht, unter seinem Fenster stehen blieben, schwei=

gend lauschten und den weiblichen Kopf beobachteten, dessen Schatten der dahinter herabhängende weiße Vorhang abzeichnete, und dessen Inhaberin auf dem unter dem Fenster stehenden Sofa saß. —

Ohne Zweifel kennst Du, lieber Leser, jenes reizende Genrebild vom eifersüchtigen Schuster, der rüstig darauf losarbeitet, bis er plötzlich an der halbgeöffneten sonnbeschienenen Tür die Schatten zweier Köpfe erblickt, die sich in der Gegend des Mundes aufs Engste berühren. Der arme Schuster läßt in höchstem Entsetzen Knieriemen, Pechdrat und Pfriemen sinken; denn er muß an Profil und Haube in dem einen Kopf den seiner beßern, aber treulosen Ehehälfte erkennen!

So zeichnete auch hier der, obwol enggeschloßene, doch verräterische weiße Vorhang ein ähnliches originelles Bild ab.

Nach Beendigung des Spiels erschien neben dem weiblichen ein dicker männlicher Kopf und berührte die Seite des weiblichen mehrmals mit seinen wulstigen Lippen. Plötzlich wandte sich der weibliche Kopf rechts und wurde ebenfalls im Profil sichtbar. Da berührten

sich die Lippen beider Köpfe in einem langen, langen Kusse, der, wer weiß, wie lang geworden wäre, hätte nicht plötzlich eine indiskrete Stimme unten laut gerufen: „Wol bekomms!" worauf ein ungeheures Gelächter folgte.

Meister Wichtig fuhr entsetzt empor und rief leise: „Jesus! Maria! Josef!"

Viertes Kapitel.

Pater und Jude.

Mit Maria Kranz war eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Die letzten Vorgänge hatten sie bis in ihr tiefinnerstes Seelenleben aufgeregt. Den jungen Mann, an dem sich ihr ganzes Dasein liebend und sehnend emporgerankt, dem sie ihre selbständige Geistesentwicklung zur Klarheit und Wahrheit dankte, der die edelsten, heiligsten Gefühle ihres Herzens zur Blüte gebracht, den geliebten Mann, den sie jetzt mit allen geistigen Organen liebevoll umfaste, sollte sie verlieren? — O es war ja unmöglich, ohne sich selbst zu verlieren! Seit dem heiligen Gelübde, welches sie Rainer getan, war sie innerlich befreit und froh worden. Wuste sie

doch, daß kein Erdenzwang sie in die Ehe mit einem fremden, ungeliebten Menschen treiben würde. Und als sie dann Rainer längere Zeit nicht mehr sah, weilte ihr Geist um so lebendiger in der Vergangenheit, rief alle die süßen Auftritte mit dem Geliebten zurück, und alle Gespräche über des Lebens höchste Fragen, die sie mit ihm geführt. Sogar der Inhalt aller Bücher, die er ihr gebracht, außer unsern Klassikern gute Romane, Schilderungen der Länder, Menschen und Sitten, an deren Treue und rücksichtsloser Wahrheit sich ihr Urteil über menschliche Verhältnisse geläutert, alle waren ihrem Gedächtnisse wieder lebendiger geworden, als je und übten jetzt auf einmal ihre bildende, vollendende Wirkung. So war das früher noch etwas schüchterne, unreife Mädchen durch plötzliches Entfalten ihrer edelsten Geistesanlagen, welches die niedre Gesinnung ihrer Umgebung noch beschleunigt, fast mit einem Schlage zum stolzen, edlen, gediegenen Weibe gereift. Sie war wirklich schöner, als je. Hoheit und Liebe blitzten aus ihren Augen. Ihre Haltung war höher, ihr Schritt elastischer geworden. Rainer fiel dieß, da er sie aus der Kirche nach

Hause begleitete, auch trotz der Dunkelheit der Nacht gleich auf und freudig sagte er:

„So lieb ich Dich, mein Herz, voll Lieb und Festigkeit! Du siehst nicht aus, als ob man Deinen Willen beugen könnte!“

„„Kein Mensch, als Du, soll es, mein Rainer!““ lispelte Marie, liebevoll aufblickend.

Leider standen die Liebenden nur zu bald vor dem Kranzhof und musten sich trennen. Sie verabredeten einen heimlichen Briefwechsel. Rainers Briefe sollten an das Postamt des benachbarten Städtchens gehen, welches sie eben verlaßen; dann sollte die treue Anne sie abholen. Sie trennten sich froh und zärtlich.

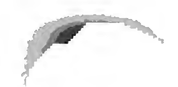
Aber das Gewitter brach über Marien herein, als Herr Kranz und Tante Zilligen zurückkehrten. Das erboste Par ergoß sich in Verwünschungen und den strengsten Verboten weitern Verkehrs mit dem schlechten Ketzer. Wir gehen rasch über diese Szene hinweg. —

Vier Wochen später sprachen im Kranzhof zwei merkwürdige, aber grundverschiedne Menschen ein. —

Als es zuerst schellte, ließ man einen hohen, statt=

lichen Mann im langen schwarzen Habit und breitkrämpigen Hut ein, der von allen Bewohnern mit tiefster Ehrfurcht empfangen wurde. Wir erkennen in ihm sogleich den Pater wieder, mit dem Rainer Hütten in der Nacht des Balls zusammengetroffen, und der auch die Mission geführt hatte. Pater Haß trat fest und sicher und zugleich fein und höflich auf, wie ein vollendeter Weltmann. Nach wenigen Minuten war er im Kranzhof wie zu Hause und nahm die Aufmerksamkeiten, mit denen er überhäuft wurde, mit der liebenswürdigsten Sicherheit, wie einen schuldigen Tribut wolgefällig hin. Die Familie war auf seinen Besuch durch Kaplan Pötter und gleichgesinnte Geistliche schon hinreichend vorbereitet. Es galt die Früchte der ausgestreuten Missionssat einzusammeln.

In einer benachbarten rheinischen Stadt hatte der Orden ein großes altes Patrizierhaus erworben, und wollte es für seine Zwecke ausbauen, auch darin eine, Laien zugängliche Kapelle zum Gottesdienst herrichten. Der ehemals reichste Orden der Kristenheit hat im 18. Jahrhundert seine ungeheuren Besitzungen verloren, und



darf in Preußen, da er nicht anerkannt ist, als solcher offen keine neuen Besitztitel erwerben. Da hilft man sich aber leicht. Die zu erwerbenden Immobilien werden auf den Namen eines zuverläßigen, dem Orden ergebenen Laien geschrieben, und damit ist das Gesetz umgangen. — Wie schafft man aber das bare Geld an? Ebenso leicht.

Pater Haß zog aus seinem weiten Gewande eine Liste, an deren Kopf der Zweck der Sammlung kurz und erbaulich ausgesprochen stand. Dann folgten mehre Unterschriften, welche der Halfe und die Tante ganz besonders scharf ansahen. Denn hier galts, hinter andern nicht zurückzubleiben, ja der Bauernstolz setzte eine Ehre drein, mehr zu zeichnen, als dieser oder jener Nachbar.

Tante Zilligen und ihr Bruder verschwanden kurze Zeit. Inzwischen musterte der Jesuit aufmerksam alle Gegenstände des Zimmers und sein scharfer Blick haftete an den auf einem Brett an der Wand stehenden Büchern, die sich ihm gegen früher beträchtlich vermehrt zu haben schienen. Er entdeckte denn auch zu seinem

nicht geringen Erstaunen Meyer's großes Konversazions-Lexikon, ein etwas veraltetes, mehr mit gutem Willen, als mit Sachkenntnis geschriebenes teures Werk, in dem mit wahrhaft fanatischem Pathos alle Feinde der Freiheit, besonders aber die Jesuiten maßlos abgekanzelt werden. Pater Haß schlug den Artikel „*Jesuiten*" auf, las still und lächelte boshaft. Dann stellte er den Band wieder an seinen Ort, setzte sich, und seine Miene wurde, einen spöttischen Anflug abgerechnet, so glatt, wie zuvor. Nach einem langen Zuge aus dem vor ihm stehenden Glase war sein Plan fertig.

Tante Zilligen kehrte, mit schwergefüllter Schürze, unter ihrer Bürde keuchend, ins Zimmer zurück. Gleich darauf folgte der Halfe. Die Tante zählte dem Pater mit großer Vorsicht, ja mit Andacht, langsam 800 Thaler auf, fast alles alte aber blanke Münze, herrliche französische und Brabänter Krontaler, dann vor 20—30 Jahren geprägte, aber hagelneu scheinende Preußentaler, die wol über ein Menschenalter in der Truhe verschloßen gelegen hatten, bis sie jetzt „zur Ehre Gottes" mo-



bil wurden. Dann kam Herr Kranz und machte die 1000 Thaler voll.

Der Jesuit seufzte still während des Aufzählens, und ein ironischer, stechender Blick streifte die beiden gläubigen Schafe, ein Blick, der zu sagen schien: „Dieß dumme Bauernvolk sammelt nur blankes Silber, daran muß ich mich nun totschleppen. Warum geben sie kein Gold und Papier?" — Aber gleich darauf fiel ihm ein, daß diese Bauern doch klüger seien, als er gedacht, weil Silber nie großen Wert-Schwankungen unterworfen. Die Dummheit aber, daß man dieß Geld, statt es auf Zinsen zu tun, und so im Laufe der Zeit zu verdreifachen, die ganze Zeit im Koffer verschloßen (es war übrigens bloß ein Notpfennig der Tante), machte, daß er süßer, als je zuvor, über die sancta simplicitas lächelte, die nun dem Orden zugut kam. Und mit diesem allerliebenswürdigsten Lächeln schnallte er von der Hüfte einen ledernen Beutel los, eine sogenannte Geldkatze, wie sie kein jüdischer Handelsmann beßer haben konnte. Dankend sackte er die schwere Ladung ein. Diese Geldübermittlung erfolgte so ruhig, so ohne alle

Umstände als ob sich das alles ganz von selbst verstünde und nur so sein müßte.

Die Väter der Gesellschaft Jesu machten nämlich zur Erwerbung des neuen Besitztums bei ihren gläubigen, reichen Anhängern ein unverzinsliches Anleihen, das in unbestimmter Frist, wann es dem Orden möglich, zurückgezahlt werden sollte. Da wollte denn keiner der reichen Halfen hinter dem andern zurückbleiben. Vorsichtige, geizige Gutsbesitzer, die sonst jeden Pfennig vor der Ausgabe dreimal umdrehten, die so fein und schlau immer nur ihren Vorteil berechneten und das ganze Leben auf diesen bezogen, die sich auch hier im Stillen sagten, das Kapital werde verloren gehen, gaben doch bereitwillig und mit vollen Händen. Dieses scheinbare psichologische Rätsel löst sich, wenn wir bedenken, daß diese schlichten, strenggläubigen Katholiken, der Versicherung der Jesuiten gemäß, sich mit diesem Geld auf einen Schlag völligen Ablaß, Eingang zu Petri Pforte und den schönsten Platz im Himmel zu erkaufen wähnten.

Nachdem dieser neue Peterspfennig eingestrichen

war, machte Pater Haß die Bemerkung: „Wie ist es aber nur möglich, mein bester Herr Kranz, daß Sie, ein guter Katholik, ein so elendes, verdammtes Machwerk kaufen, wie dieses Lexikon des berüchtigten Meyer in Hildburghausen?“

„„Verdammt? Wißen Sie auch, Herr Pater, daß es das gröste und vollständigste Lexikon der Gegenwart ist? Ich sage Ihnen, es kostet neu 300 Taler. Lauter Glück, daß ichs neulich beim Antiquar für 50 gekauft!““

Pater Haß nahm den betreffenden Band hervor und sagte: „Es ist das gottloseste, ketzerischste, infamste Werk, das je aus einer Presse hervorgegangen.“ Dann las er langsam und deutlich:

„Und so war Kristi Schauen und Verkünden — Für sie ein Leugnen, Lästern und Zerstören — Und rütteln muß der Gottesheld der Freiheit — An ihrem Bau, den sie auf Knechtschaft gründen.

Im Garten der Menschheit gibt es kein ärgeres Giftkraut, als die Jesuiten. Unschädlich für den Kundigen, sind sie unheilbringend für die Millionen,

nach denen man die Unwißenden zählen kann. In den einzelnen Wirkungen, die auf Länder oder Generazionen von ihnen ausgehen, zerstörend für den Organismus der Staten und Familien, sind sie dagegen für die fortschreitende Bewegung der Menschheit im Allgemeinen mehr Sporn, als Hemmschuh; ja dadurch, daß sie alle Verdrehungen und Verzerrungen, welche vorher Laster und Leidenschaften in einzelnen Erscheinungen hervorbrachten, mit Hilfe der spitzfindigsten Verstandeskombinazionen in einem Gesammtbild aufgestellt haben, stehen sie gleichsam als Popanz am Tore der Finsternis, zurückschreckend alle, deren Auge gern im Lichte der Freiheit glänzt!" —

„Was meinen Sie zu dieser Probe?" setzte er hinzu. „Uns, die der Heiland nach tiefer geistiger Arbeit sendet in alle Welt, als seine Apostel, sein Wort rein und lauter zu predigen und die kristkatholischen Seelen den sichern Weg zur Seligkeit zu leiten, uns, die wir keine Not, Entbehrung, ja kein Märtyrtum scheuen um Jesu und der allerheiligsten Jungfrau willen, uns darf man ungestraft so nichtswürdig verleum-

den, verhöhnen, beschimpfen, und nun gar gehen gute gläubige Katholiken hin und kaufen sich dieses verbotene abscheuliche Geschreibsel, dieses pestilenzialische Geschmier, das ihre Seelen vergiftet und in die ewige Verdammnis stürzt?"

„„Ich wuste allerdings nicht —"" stotterte verlegen der Halse.

„„„Verbrenne die verfluchten Bücher! Auf der Stelle!""" kreischte Tante Zilligen.

Der Halse zögerte.

„Nein, meine Freunde," sagte der Pater freundlich, „ich will Sie davon befreien. Geben Sie uns das Werk, wir stellen es in unsere schwarze Kammer! Dort stehen alle vom heiligen Vater kondemnirten und im Index verzeichneten Bücher. Dieß steht besonders verzeichnet! Die Gläubigen übersehen oft diese Verurteilungen des heil. Vaters, und es ist unsere heiligste Pflicht, sie darüber aufzuklären, die Bücher selbst aber in die Totenkammer zu stellen, wo sie nicht mehr die Kristgläubigen an ihrem Seelenheil schädigen, noch ihnen den Weg zur ewigen Seligkeit versperren können!"

„„Nehmen Sie die Bücher hin, Herr Pater!““ rief erleichtert der Halse. — „„Ich will sie Ihnen nachschicken!““

„Ich danke Ihnen im Namen unsrer heiligen Kirche!“ rief feierlich der Pater.

Plötzlich trat Marie ein und meldete, daß ein Fremder draußen sei.

„Führ ihn vorn ins Zimmer, ich komme gleich!“ rief der Halse.

Marie gieng hinaus und öffnete dem auf der Flur in demütiger Haltung und mit freundlicher Miene harrenden Manne die Tür zum Statszimmer. Sie bat ihn, einzutreten; aber der Fremde zögerte, machte wenigstens zehn tiefe Bücklinge und sagte bescheiden mit dem süßesten Lächeln:

„Ach, mein bestes Fräulein Kranz, Sie tun mir an zuviel Ehre. Kann ich doch warten hier, bis der Herr Vater kommen.“

Aber Marie nötigte ihn immer freundlicher, bis er endlich eintrat, setzte ihm einen Stuhl hin und ließ ihn allein.

Gumpel Abendstern saß im Statszimmer des Halfen. Er fühlte sich sehr geschmeichelt, murmelte etwas von „schönes, liebes, propres Fräulein, die weiß zu verkehren mit die Menschen, selbst mit die Jüdden.“ — Gumpel Abendstern war ein würdiger Vertreter seines Stamms. Er mochte 50 Jahre zählen, aber noch bedeckte volles, krauses, rabenschwarzes Haar seinen schönen ausdrucksvollen Kopf. Zwischen den klugen schwarzen Augen saß eine herrliche Habichtsnase, die seinem Gesicht den Ausdruck edler Kühnheit gab, die er auch oft im Leben zeigte, wenn auch nur „ins Geschäft.“ Wol konnte man fragen, welche Fisiognomie anziehender sei, die des Paters und päpstlichen Streiters, oder die des Sohnes Israels, dessen Kopf auf die Abstammung von den streitbaren Makabi deutete. — Gumpel war Gütermakler, trieb aber nebenbei Geschäfte der verschiedensten Art, sogar die kleinsten nicht verschmähend. Als kleiner Pack- und Schacherjüd, als „Bocher“ hatte er angefangen und jetzt bereits ein ganz stattliches Vermögen gesammelt. Denn er war klug, unermüdlich tätig und entschloßen. Er vermittelte die Spekulazionen der

reichen Halfen in Berlin, Stettin und [illegible]. Dafür bezog er eigentlich doppelte Spesen, von beiden Parteien. Er gewann immer, wer auch verlieren mochte. — Man kennt diese Scheingeschäfte. Der Spekulant kauft so und soviel tausend Malter Korn oder Ohm Oel, ohne das Geschäft wirklich zu effektuieren, die Ware selbst zu beziehen. Nach einer gewissen Zeit, je nach dem Steigen oder Fallen der Preise, zieht er dann den Gewinn ein, oder muß die Differenz bezahlen. Es ist ein reines Glücksspiel.

Gumpel Abendstern saß nun, dieser Geschäfte gedenkend und den Halfen erwartend, mit ernster Miene da. Er musterte die reiche, überladene Einrichtung des Zimmers. Nichts entgieng seinem scharfen Blick. Zuerst beschaute er die Bilder, lauter Szenen aus der heiligen Geschichte. „Sind sie doch schön gemalt, haben sie doch gewis Wert, wenn nicht für unsere Leut, doch für andere," murmelte Gumpel. — „Und der nackte goldne Mann da am Kreuz, ob er wol echt ist?" — Er stand auf und untersuchte die an der Wand hängende Kristus-Statuette. — „Nein, er ist nicht echt!" murmelte er.

— „Aber die schönen Meublen, alle wie neu, von Mahagoni, verkaufen sich gut." — Funkelnd haftete dann sein Blick auf dem reichen Silberzeug im großen Glasschrank. Da waren alte kostbare Familien-Erbstücke, Tafelaufsätze, Services, Leuchter, Becher, Löffel, alles schwere gediegene Silber- und Goldarbeit. — „Ei, ei, ei! Muß doch stechen ein großer Wert in die alten schönen Sachen! Tuts'mir freilich leid, daß es wird kommen unter den Hammer. Aber der Alte ist nicht gewesen kochum (klug) zu riskieren soviel Mesummen (Geld)!" — Unwillkürlich fiel sein Blick auf seine Geldkatze. Sie war ziemlich schlaff, bei weitem nicht so gespickt, als die des Paters. „Schlechte Zeiten!" murmelte Gumpel.

Da trat der Halse zu dem Juden ins Zimmer. —

Als Tante Zilligen kaum vernommen, daß der Fremde Jude Gumpel sei, wurde sie plötzlich höchst unruhig. Böse Ahnungen kamen über sie. Es litt sie nicht mehr im Zimmer. Nachdem sie einige Mal auf ihrem Stuhl hin und hergerückt war, stand sie auf, entschuldigte sich beim Pater und gieng hinaus.

Pater Haß war wieder einige Zeit allein. Aber das störte ihn wenig im Vollgenuß des edlen Weins, von dem er mit sichtlichem Behagen und Verständnis ein Glas nach dem andern schlürfte. War doch der Pater ein Sohn des Rheins, ein richtiges Koblenzer Kind. — Als sein Vater, ein wolhabender Schuster sah, daß sein Sprößling trotz vieler dummen Streiche große Anlagen zeigte, ließ er ihn das Gimnasium absolvieren und schickte ihn nach der Universität Bonn. Hier studierte der junge Mann zuerst drei Jahre mit großem Eifer Medizin, und hätte bald ein ausgezeichneter Arzt sein können, als er zum Entsetzen des Vater Schuster „umsattelte," und sich weitere drei Jahre nicht minder eifrig der Rechtswißenschaft befliß. Mit eminentem Talent verband er eisernen Fleiß und war bald in mehren verschiedenartigen Wißenschaften gründlich zu Hause. — Da wurde er in die burschenschaftlichen Untersuchungen verwickelt. Das war der Wendepunkt seines Lebens. Die Untersuchungskommission erkannte in ihm einen der bedeutendsten

Führer der Burschenschaft und verurteilte ihn zur längern Einsperrung auf der Veste Ehrenbreitenstein.

Das war eine traurige, schmähliche Zeit der preußischen Politik, elend, nichtswürdig, schmachvoll. Justizminister von Kampz, berüchtigten Andenkens, führte besonders das Ruder dieser in den Abgrund des Verderbens steuernden innern Politik. Er stieß seinem eignen Volk den Dolch ins Herz! — Dieser Mensch erließ die Verfügung, „daß Jeder, der an einer burschenschaftlichen Verbindung teilgenommen, zum preußischen Staatsdienst unwürdig und von demselben gesetzlich ausgeschloßen sei."

Wie viele talentvolle Jünglinge wurden dadurch ausgestoßen und in die Reihen der Todfeinde Preußens getrieben! — Haß ging gleich nach seiner Entlaßung aus der Festung nach Rom in die Propaganda, und war nach weitern 7 Jahren ernster Studien, also mit 32 Jahren eins der genialsten, vollendetsten Mitglieder des Jesuiten-Ordens. Ohne das Dekret des unseligen Kampz wäre er vielleicht jetzt einer der bedeutendsten Statsmänner, oder Diplomaten, woran Preußen war-

lich keinen Ueberfluß hat. Sein Landsmann, Johannes Müller, war gerad, wie unser Pater, eines Koblenzer Schusters Sohn. Aber der große Fisiolog forschte mit dem Mikroskop den ewigen Wahrheiten der Natur, des Lebens nach, während dieser Pater Jesuit seine besten Geisteskräfte in entgegengesetzter Richtung einsetzte. So laufen durch die Schuld der Höchsten im Stat bedeutender Menschen Wege und Ziele auseinander, bis es zum Kampf kommt auf Leben und Tod. — Dieß mochte vielleicht der Gedankengang auch des Paters sein, als er eine Zeitlang so allein saß mit seinem Glase und seinen Ideen.

Pater Haß war ein schöner Mann. Dieß zeigte sich klar, als er sowol des talarartigen Ueberziehers, als der schweren Geldkatze sich entledigt und nun im knappen Rock der Weltgeistlichen dastand. Sein Wuchs war schlank, tadellos, sein Kopf bedeutend, stralend von Intelligenz, mit der lebhaftesten Mimik, seine Augen dunkelglühend. Er mochte ein Vierziger, also in voller Manneskraft sein. Dieß verriet seine ganze stolze Haltung.

Plötzlich trat Marie ins Zimmer.

„So recht, mein Fräulein!“ rief der Pater, „leisten Sie mir Gesellschaft, setzen Sie sich zu mir, laßen Sie uns plaudern, recht gemütlich, herzlich plaudern von Ihren teuersten Angelegenheiten. Vielleicht, daß ich Ihnen mit meinen vielfachen Erfahrungen zu Rat geben kann.“

Marie, die sich ohne Weiteres dicht neben den Pater gesetzt, sagte jedoch, indem sie stolz aufblickte: „„Ich wüste wirklich nicht, Herr Pater, daß dieß nötig wäre.““

Das selbstbewuste, freie, sichre Benehmen des jungen Mädchens gefiel dem Pater außerordentlich. — „Solch ein Weib kann einen Mann beglücken,“ dachte er und fuhr dann laut fort:

„Wie? In den höchsten Angelegenheiten des Herzens haben Sie so ganz mit sich abgeschloßen, daß Sie des Rats woldenkender, erfahrner Menschen nicht bedürfen? So glücklich, so zufrieden?“

„„Das bin ich!““ sagte Marie mit leuchtendem Blick.

Je seltner der Pater bei den Weibern Geist mit Schönheit gepart gefunden, desto leichter hatte er immer sein Zölibat ertragen. Je weiter aber jetzt das Gespräch lief, und je glänzender sich vor ihm der reiche Geist, das tiefe Gefühl Mariens entfaltete, und die bei einem Landmädchen ganz auffallende Bildung ihn überraschte, desto inniger fühlte der Pater sich verwickelt und durch das Medium anregender geistiger Berührung alle Centra sinnlicher Empfindung aufgeregt. Es ist dieß der gewöhnliche psichologische Vorgang der Erregung von Geschlechtsliebe bei geistig hochgebildeten Menschen. Ueberdieß bemerkt der heilige Augustin, daß die sinnlichen Leidenschaften im geistlichen Fleisch nicht selten viel stärker sind, als im Laienfleisch.

Pater Haß hatte vergebens durch die gewandtesten Hin- und Herfragen in feinster Weise nach Mariens Herzensangelegenheiten geforscht, immer aber war Marie ihm mit noch größerer Geschmeidigkeit entschlüpft und hatte ihm nicht den geringsten Aufschluß gegeben.

Marie füllte aufs Neue das Glas. Der Pater stieß mit ihr an, trank in verbindlichster Weise ihr Wol,



rückte seinen Stuhl ganz nahe, faßte ihre Hand und sagte:

„Diese schmale, lange, feine, weiße Hand, Fräulein Marie, erinnert mich lebhaft an die einer Freundin — ja," setzte er seufzend hinzu, „ich hatte einst eine bildschöne, liebe Freundin in Rom, die ich anbetete!"

„„Die Sie anbeteten, Herr Pater, das ist doch zu viel!"" sagte Marie, ihre Hand zurückziehend.

„Warum, mein liebes Fräulein," fuhr der Pater seufzend fort, „darf man eine schöne geistreiche Freundin nicht anbeten? Betet man einen wundervollen, plastisch schönen Körper nicht als die herrlichste Schöpfung Gottes, einen hellen, hohen Geist nicht als Teil des ewigen heiligen Gottesgeists an, der die Welt durchleuchtet, belebt und lenkt von Ewigkeit zu Ewigkeit?!"

„„Ideale Freundschaften müßen allerdings einen ganz eignen Reiz haben. Ich habe freilich noch keine solche Erfahrung gemacht,"" sagte Marie.

„Einen unendlichen, unaussprechlichen Reiz haben diese Freundschaften, diese Seelen-Alliancen, mein teures Fräulein!" rief leidenschaftlich der Pater. „Sie müßen

sie kennen lernen! — „Ach, wie selig ist es für den Mann, an der Freundin Seite auszuruhn von des Lebens wilden Kämpfen, wie selig für das Weib, dem teuren Freunde alle leisesten Sorgen und Zweifel, die die Seele trüben, in den Busen zu schütten, die heimlichsten süßesten Wünsche ihm mitzuteilen, um gleich Befriedigung zu finden, daß das stürmische Herz sich beruhigt und glättet, wie ein aufgeregtes Meer, und, wie es nun nach turmhohem Wogendrang daliegt in ruhiger, endloser Bläue, und der ganze Himmel sich spiegelt in seiner Wundertiefe, so hat jetzt der Freund klare, zauberhafte Tiefblicke auf den Perlengrund der großen, reichen, schönen, liebenden Seele seiner Freundin!“

„„Sie verstehen, recht lebendig auszumalen!““ sagte lächelnd Marie.

„Aber meine Zeichnung ist richtig, und meine Farben, wenn auch warm, sind naturwahr. — Nur eine Bedingung knüpft sich an solchen Seelenbund. Wird diese verletzt, so zerreißen mit einem Mal all die unzähligen feinen, unsichtbaren Fäden, welche Seele

an Seele ziehen, Freundschaft wird Abneigung, Liebe Haß, Seligkeit Hölle! — Schweigend, nur schweigend hebt man wundervoll kostbare Schätze!"

„„Ich verstehe Sie nicht ganz, welche Bedingung?"" fragte Marie.

„Schweigen, heiliges Schweigen! Geheimnis, süßes, seliges Geheimnis!" flüsterte der Pater. — „Aber leider können die Weiber am wenigsten die Erbsünde des Plauderns abtun."

„„Plaudern?" fiel Marie ein, „o, die Männer plaudern so viel als wir, vielleicht noch mehr! Zeihen Sie unser Geschlecht nicht einer Schwäche, welche dem andern mindestens ebenso stark anklebt! Ein Geheimnis? Ich mache mich anheischig, es vor aller Welt und bis übers Grab hinaus zu bewahren!""

„Sie sind ein seltnes Mädchen, liebe Marie! Und wirklich, je mehr ich staunend Ihre Gestalt betrachte, mit der wunderbaren Aehnlichkeit, je mehr ich in die Tiefe Ihres Geists dringe und dort immer neue, ungeahnte Schätze entdecke, desto lebendiger erinnern Sie

mich an meine herrliche römische Freundin. O diese Erinnerung reißt mich hin!"

Schon vorher waren Beide aufgestanden und ans Fenster getreten. Bei den letzten leidenschaftlich gesprochenen Worten faste der Pater wieder ihre Hand, legte die andere um ihre Hüfte und sah sie mit glühenden Blicken an.

Da schnellte Marie einen Schritt zurück, warf den Kopf empor und wie sie dastand, auf dem Kothurn voller jungfräulicher Hoheit, rief sie:

„„Halt, Herr Pater! Genug mit Ihrer Freundschaft! Ich kenne diese Freundinnen der römischen Priester. Jetzt kenn ich auch die Ihre!"" — Und mit einem wunderbaren Blick, groß und stechend, mit feierlichem Ton setzte sie langsam und leise hinzu:

„„O diese unglücklichen Freundinnen! Zuerst macht Ihr diese armen römischen Mädchen zu Prostituierten! Dann lockt Ihr fremde Gimpel in ihre Netze, und wenn sie gefangen, ruft Ihr: „Halt, heiratet sie, stattet sie aus, oder fort auf die Galeeren!" O ihr römischen Prie-

ster! Rainer hat Recht: Heuchler seid Ihr, schwarze Heuchler!“ “

Marie stürzte hinaus!

Pater Haß stand wie eine Bildseule, blaß, vorgebeugt, mit offnem Munde. So starrte er nach der Tür, die sich längst geschloßen. Dann murmelte er mechanisch:

„Nubat, aut dotet, aut ad triremes! Ganz richtig!“ —

Erst allmählich erholte er sich von seinem ungeheuren Erstaunen. Dann schlug er sich vor den Kopf und murmelte: „O du Narr mit deiner Menschenkenntnis, überlistet, schmählich blosgestellt von einem naseweisen Mädchen! Verflucht du Teufel, der du dein Spiel triebst in meinem Fleische!“ —

Endlich glätteten sich wieder seine Züge, und nahmen dann einen bösen, spöttischen Ausdruck an, als er weiter murmelte: „Ei, ei, mein Püppchen! Hast viel schlechte Romane gelesen, und meinst jetzt, daß Du gescheit bist! Bist schon so gescheit? Nun, sollst noch gescheiter werden! Wart nur!“

Langsam gieng er an den Tisch zurück, setzte sich, trank sein Glas aus und brütete über Plänen.

Da stürzte Tante Zilligen ins Zimmer. Weinend, händeringend rief sie: „Um Gotteswillen! Herr Pater! Herr Pater!“

Der Pater erblaßte. Sein Herz schlug hoch. Mit zitternden Lippen fragte er: „„Was ist denn geschehn?““

„O Gott im Himmel! Denken Sie, mein Bruder ist ein Bettler! Alles, Alles, hat er verloren!“

Der Pater atmete erleichtert auf.

„Hab ichs ihm nicht immer gesagt?“ wehklagte die Tante weiter, hab ich ihn nicht gewarnt und gefleht bei allen Heiligen, das verwünschte Spekulieren dranzugeben? Aber hörte er auf mich? Wars nicht, als ob der leibhafte Satan ihn in die Klauen dieser verdammten Juden trieb, daß er nicht von ihnen laßen konnte? Wie haben sie ihn ausgesogen! Hatte seine schönen 80,000 Taler so gut, als ich, ehe er den gottlosen Wucher anfieng. Mit Tausenden giengs fort, und wenns mal mit Hunderten wiederkam, da war er nur noch mehr vom Teufel beseßen! Und jetzt soll er bezahlen, 30,000

Taler und hat keine 20,000 mehr! O es ist ein Unglück! Eine ewige Schande für unsere Familie!"

„„Faßen Sie sich, bestes Fräulein Kranz!"" rief der Pater tröstend. „„Es ist allerdings ein Unglück, aber dieß kann zu Glück und Segen führen. Ist nicht Ihr Vermögen unangetastet? Gehört der Hof nicht den Kindern?"" fragte er lauernd.

„Mein Vermögen? Ja das wollt ich meinen, daß ichs vermehrt mit Zins und Zinseszins! Keinen Pfennig hab ich dem Unsinnigen gegeben, und jetzt soll er erst recht nichts haben. Und der Hof ist Hubert und Mariechen verschrieben. Da können sie auch nicht dran."

„„Nun, bestes Fräulein Kranz,"" sagte sichtlich befriedigt der Pater, „„dann können Sie sich ja ganz und gar beruhigen. Wenn Ihr Herr Bruder nichts mehr zu verlieren hat, gibt ihm kein Mensch mehr Kredit, und das Spekulieren hört von selbst auf. Es wird Alles gut werden!"

„Aber die Schande, Herr Pater, die Schande! 10,000 Taler mehr verloren, als er im Vermögen hat! Da wird ja das Gericht kommen, und die Meublen

hier verkaufen, denn die sind ihm von seiner Frau selig zugefallen. O die Schande, der Skandal! Ich überlebs nicht!

„„Es wird sich ja helfen laßen, daß es nicht zum Aeußersten kommt. Man muß überlegen. Nur Ruhe, Ruhe, ich bitte Sie, mein bestes Fräulein Kranz!““ —

Aber die Beruhigung der Tante gelang ihm so leicht nicht. Den Vorschlag, daß die Tante selbst sich wenigstens vorläufig verbürge, verwarf der Pater aus guten Gründen ebenso augenblicklich, als er in ihm aufstieg. Bei einem zufälligen Seitenblick auf die gefüllte Geldkatze entschloß er sich zum möglichst raschen Abschied. Im Gehen aber fiel ihm plötzlich ein Name ein.

„„Noch Eins. Darf ich fragen, kennen Sie einen gewissen Rainer““ — Er stockte und lauerte.

„Rainer Hütten?“ ergänzte die Tante und rief böse: „Ob wir ihn kennen! Hat unserm Mariechen den Kopf verdreht. Aber mit Schimpf und Schande ist er aus dem Hause gejagt!“

„„Er ist Protestant?““

„Ja, ein Ketzer, ein ungläubiger, schlechter Ketzer!“

„„Nun, nun, bestes Fräulein. Ich sehe, hier ist viel guter Rat am Platze. Wenn Sie erlauben, komm ich bald wieder.““

„Ach, darum bitt ich Sie inständigst, bester Herr Pater! Hier ist guter Rat teuer!“

Tröstend, dankend, segnend verließ der Pater den Kranzhof. —

Herr Kranz und Gumpel Abendstern saßen noch vorn im Statszimmer und planten zusammen. Es war nur zu wahr, was Tante Zilligen zitternd an der Tür erlauscht, die dieß Mal zu zahlende Differenz betrug über 30,000 Taler. Gumpel hatte alle Belege bei sich, besonders die Kurspapiere, die hier entscheidend waren. Das mittelst einer von Kranz an Gumpel gegebenen Vollmacht von Letzteren abgeschloßene Geschäft war so unumstößlich, daß von etwaigen Einwendungen gar keine Rede sein konnte. — Kranz war außer sich.

„Muß man sich doch wißen zu finden als Mann ins Unglück, Herr Kranz!“ tröstete Gumpel. „Stehts doch Keinem geschrieben auf die Stirn, wens soll tref=

fen. Schnell, wie der Blitz, kommts zu „geihn“ (gehn) und Einen zu packen; heute Dir, morgen mir!“

Der Halse sann noch immer auf Auswege. „„An ihre 30,000 Taler werden die Gläubiger doch nicht drankommen. Aus dem Mobilar hier werden sie höchstens 2000 Taler herausschlagen. Ich biete ihnen also die Hälfte, 15000! dabei bleibts.““

„Ists möglich, Herr Kranz, daß Sie können reden solche Sprache? Sind Sie nicht gewesen immer ein ehrlicher Mann ins Geschäft? Wollen Sie nun machen „Fisematenten,“ wie ein „Ferkelstecher“ (Heckenadvokat)? Wollen Sie bringen Andere um 15000 Taler? Konnten die Andern nicht verlieren ebenso gut? Was wollten Sie haben gesagt, wenn die Andern dann hätten erklärt: Herr Kranz, Sie haben gewonnen von uns 30,000 Taler. Das ist wahr und richtig. Aber Sie kriegen bloß 15000!? Oder Sie kriegen gar nischt!? Ist das gerecht?

Der Halse brütete düster vor sich hin. Dann fuhr er plötzlich auf: „„Gumpel, hört, wenn Ihr mir helft, sollt Ihr 1000 Taler verdienen!““

„Nu, nu! Ich höre! Tausend Taler? Schönes Geschäft!“

„„Schafft mir einen Mann,““ flüsterte der Halfe, ganz nahe rückend, „„mit dem ich was Schriftliches machen kann, daß ich ihm vor drei Monaten 10,000 Taler als Schuld abgezahlt. Versteht Ihr, Gumpel? Vor drei Monaten, und einen zuverläßigen Mann!““

Gumpel lächelte. „Und der Eid vors Gericht?“ sagte er. Dann schüttelte er den Kopf und setzte leise hinzu: „Sie wollen behalten das Geld und die Leute in Stettin drum bringen? Nein, Herr Kranz, das ist kein gut Geschäft. Man kann wol mal zudrücken ein Aug ins Geschäft bei Kleinigkeiten, aber man muß doch bleiben ehrlich ins Ganze, sonst schlägts um und geht „kapores!“

Der Halfe fühlte nur zu tief den Vorwurf des Juden. Eben das ist die entsittlichende Wirkung dieser Wuchergeschäfte, daß sie allmählich alle guten Grundsätze zerstören, den vorher ehrlichen Mann in die Bah-

nen eines gewißenlosen Betriegers treiben, dem am Ende kein Mittel zu schlecht ist, um zum Zweck zu kommen.

Gumpel blieb fest. Aber ebenso fest stand es: der Halse vom Kranzhof, für seine Person, war ein Bettler.

Fünftes Kapitel.

„Zur größern Ehre Gottes.“

Auf Ganshof, im wohnlichen Hinterstübchen saßen am Nachmittag eines Oktobertags Rainer Hütten und Josef Gans, der Sohn des Hauses, hinter der sechsten Flasche Bairisch. Es war kühl draußen. Wolken jagten über die öden Stoppelfelder. Eben begann der erste Schnee in großen Flocken zu stöbern. Aber das störte die beiden Brüder Studios nicht im Mindesten in ihrer „Urgemütlichkeit.“ Nur, daß Josef sich beim Anblick des Schnees tiefer in die Sofaecke drückte und Freund Rainer den zwanzigsten Halben vortrank. Josef war jener Jugend- und Studiengenoße Rainers, der ihn auf dem Halfenball vergebens zum

Bleiben aufgefordert. Während Rainer Jurist, war Josef Mediziner. Josef hatte eine ebenso große Liebe, als Bewundrung für Rainer. Die letzte wurde besonders dadurch erregt, daß Rainer Senior eines angesehnen Corps in Bonn und ohne Frage der beste Schläger der Hochschule war. Aber wie mit der Klinge, so schlagfertig war er auch mit der Zunge. Er teilte seine Zeit zwischen Studium und Mensur und bildete so durch gleichverteilte Gymnastik das rechte Ebenmaß von Geist und Körper in sich heraus. Josef, der Mediziner, war Bursche eines andern Corps. Er widmete seine freie Zeit, deren er täglich 24 Stunden hatte, fast ausschließlich dem Bierstoff, der auch sehr gut bei ihm anschlug; denn er war dick und rund, wie ein Zweiohmfaß. Die zweimonatlichen Ferien liefen in diesen Tagen zu Ende. Im Lauf derselben hatte sich Josef zum ungeheuren Erstaunen seiner Eltern, Geschwister, wie des Gesindes, aus einer benachbarten bairischen Brauerei zehn Anker Lagerbier als seinen Ferienbedarf kommen laßen, allmählich auf Flaschen gezogen und mit Verstand genoßen. Jetzt war er am zehnten Anker. —

8 *

„Es kommt Dir ein Ganzer, Rainer! Sauf, Kerl, übermorgen gehts fort, und ich muß noch 30 Flaschen heben!“ —

Pater Haß, der sich auf seiner weitern Wanderung bei einem befreundeten Pfarrer seiner schweren Bürde entledigt, indem er dieselbe aus der Geldkatze in einen leinenen Beutel gefüllt, versiegelt und für die Post fertig gemacht, gieng jetzt erleichtert auf Ganshof los. Ein naßkalter Wind trieb ihm die Schneeflocken ins Gesicht. Aber er achtete wenig darauf. Denn er war tief in Gedanken versunken, die sich auf den Bewohnern des Ganshofs, besonders auf dem Besitzer vereinigten. Der Weg führte gerade an einem, von zwei hohen Linden geschützten Hügelkreuz vorbei. Plötzlich blieb der Pater stehn. Er lächelte. Es schien ein seltsamer Gedanke in ihm aufzusteigen. Er sah sich um. Nirgends war ein Mensch zu sehn in der weiten Ebene. Da setzte er sich am Fuß des Hügelkreuzes nieder, zog Stiefel und Strumpf vom rechten Fuß, holte ein Meßer aus der Tasche und machte vorn im Stiefel zwischen Sohle und Oberleder einen langen feinen Einschnitt. Dann zog

er den Stiefel wieder über den bloßen Fuß, aber den Strumpf steckte er in die Tasche. Der Erfolg seiner Manipulation schien ihn vollständig zu befriedigen. Lächelnd sah er, wie es ihm gelang, ganz nach Belieben die nackte große Zehe des Fußes zum Vorschein zu bringen, oder zu verstecken. Dann setzte er wolgemut seine Wanderung fort. Schon winkte ihm das hohe Dach des schloßähnlichen Baus. Bald betrat er den langen schönen Tannengang, der zu der alten Besitzung führte. Hier drang keine Flocke Schnee durch das dichte schützende Dach, das sich über dem Wanderer wölbte. Plötzlich fiel sein Blick auf eine Dame, die ihm entgegenkam. Schon von fern erkannte er die Halfentochter, Stina Gans, welche ohne Tuch und Hut hier spazieren gieng. Zuerst dachte er, wie gesund und wetterfest doch diese Landmädchen seien, im Gegensatz zu den verzärtelten, nervösen Stadtdamen, als er, nahe genug, plötzlich den tieftraurigen Gesichtsausdruck des jungen Mädchens bemerkte.

Pater Haß bot Stina Gans die Hand und begrüßte sie aufs Herzlichste. Errötend und mit nieder=

geschlagenen Augen erwiderte sie den Gruß des geistlichen Herrn. Aber der Pater redete ihr mit den freundlichsten, herzlichsten Worten zu, behandelte sie ganz vertraut, wie ein alter genauer Bekannter, obwol er sie erst zweimal gesehn, bot sich ihr als teilnehmendsten, väterlichen Freund an — und siehe da: nach fünf Minuten waren ihre Verlegenheit und Schüchternheit verschwunden, ihre Antworten wurden frei und offen, ihr ganzes Wesen drückte Vertrauen aus zu dem geistlichen Freunde. Nach weitern fünf Minuten, die sie langsam im Gespräch neben einander giengen, brach sie plötzlich in lautes, krampfhaftes Weinen aus, infolge einer vertraulichen Frage des Paters, welcher plötzlich überrascht die schon geahnte Entdeckung machte: das junge Mädchen war ein „gefallner Engel," und die Folgen dieses Falls ließen sich nicht mehr verbergen. In den folgenden fünf Minuten erfuhr er durch seine, gewandte, in den Ton herzlichster Teilnahme gekleidete Fragen alle nähern Umstände, auch, daß ihr Geliebter — der junge Mann vom Halfenball — evangelisch und seine Eltern ganz eifrige Protestanten seien, obwol sonst ebenso reich

als Gans. — Als er genug wuste, versprach er ihr die wärmste Fürsprache bei ihren Eltern, sowie allen Trost, alle Hilfe der Kirche, und als er sah, daß sie durch seine Zusprache ganz ruhig und erleichtert wurde, verließ er sie mit seinem Segen und der Bitte, sich zu schonen und nie mehr so rücksichtslos dem rauhen Wetter auszusetzen. — —

„Auf Cerevis, Rainer! Da kommt der v.... Schleicher von Pfaff, der Jesuit, und will meinen guten Alten um 500 Taler kränken!“ rief aufspringend und ganz aus seiner „urgemütlichen“ Ruhe herausfahrend Josef Gans, als der Pater jetzt über den Hinterhof auf die Tür zuschritt. — „Hör Rainer! Disputieren ist meine Sache nicht, aber Du bist, auf Cerevis! nicht aufs Maul gefallen! Tu mir den einzigen Gefallen und schraub ihn!“

„„Das wäre eine Unart, eine Verletzung des Anstands und der Gastfreundschaft,““ erwiderte Rainer; „„auch möcht ich leicht den Kürzern ziehn; denn diese Söldner Jesu sind „haarig“ schlaue Gesellen!““

„Nur drauf, immer drauf!“

„„Wenn er den Handschuh hinwirft, nehm ich ihn auf!““ —

Schon trat der Pater ins Zimmer. Er hatte draußen Niemanden gefunden, ohne Weiteres an die bekannte Tür geklopft und stand jetzt den beiden Studenten gegenüber.

Nach der üblichen Vorstellung folgte der Pater sogleich der Einladung Josefs, sich zu setzen, wobei er Rainer scharf von der Seite ansah.

„Sie trinken wol diesen unheiligen Stoff, Bier genannt, nicht, Herr Pater?“ fragte Josef.

„„Obwol Gambrinus nicht auf der Liste unserer Heiligen steht,““ erwiderte der Pater, „„muß man doch diesen unheiligen Schmerbauch und seine Jünger respektieren, des edlen Stoffs wegen, den er erfunden. Drum schenken Sie nur ein!““

Josef sah auf Rainer. Dieser lächelte und zwinkerte mit den Augen, als wollte er sagen: „Da hast Dus schon

Josef schenkte dem Pater ein Glas voll, ebenso

das seinige. Dann sagte er: „Nun, Herr Pater, es kommt Ihnen ein Ganzer!“

„„Saufen Sie zwei!““ rief augenblicklich der Pater.

Josef setzte im höchsten Grade überrascht das Glas vom Munde ab und sagte: „Wie? Sie stürzen über? Auf Cerevis! Sie scheinen Comment zu verstehen!“ — sein grämliches, mürrisches Gesicht klärte sich merklich auf und nahm schon wieder den gewohnten Ausdruck tiefer Gemütlichkeit und Zufriedenheit an.

„Nun, der Erste kommt!“ rief er.

„„Recht!““ sagte der Pater.

Josef wollte seine Virtuosität zeigen, das Glas auf einen Zug leeren. Dabei liefen ihm aber ein Par Tropfen über das fette Kinn.

„„Halt!““ rief da der Pater, „„Sie bluten!““

„Nun, dann aufs Neue!“ sagte Josef immer erstaunter, füllte wieder sein Glas und leerte es dießmal ohne zu „bluten.“

„„Der Erste kommt nach,““ sagte der Pater und leerte sein Glas.

„Auf Cerevis, Herr Pater, Sie verstehen Comment!“ fuhr er in seinem gemütlichsten Tone fort: „Haben Sie sich vielleicht auch auf deutschen Universitäten Studierens halber aufgehalten?“

„„Ich studierte in Bonn drei Jahre Medizin.““

„Mediziner, wie ich? Nun, ich grüße Sie, Herr Kollege! Es kommt der zweite Ganze!“ — Er wollte trinken.

„„Der zweite kommt nach!““ sagte der Pater.

„A tempo!“ rief Josef. Kommandiere, Rainer.

Rainer zählte: Eins, zwei, drei.

Josef und der Pater setzten gleichzeitig an, aber der Erstere hatte sein Glas kaum halb geleert, als schon der Pater ohne einen Tropfen vergoßen zu haben, das seinige leer auf den Tisch stellte.

„Ich bin besiegt!“ rief Josef erstaunt, „das ist mir noch nicht passiert!“

Der Pater fuhr fort, als ob nichts vorgefallen:

„„Dann wandelte mich die Liebhaberei fürs jus so mächtig an, daß ich fernere drei Jahre die Rechte studierte.““

„„„„So?“„“„ rief Rainer da ebenfalls staunend, „„„„nun, da begrüße auch ich Sie als Kollegen und komme Ihnen einen Ganzen!“„“„

„„„Trinken Sie! — Ich komme gleich nach! Darf ich ihn in die Welt schicken?“„“

„„„„Mir recht!“„“„ sagte Rainer.

„„„Jetzt kommt Ihnen ein Ganzer!“„“ sagte der Pater, sich zu Josef wendend und leerte das Glas wieder auf einen Zug.

Josef war auf dem Gipfel der Gemütlichkeit. — „Auf Cerevis, Herr Pater!“ sagte er zutraulich, „Sie können stürzen, wie Keiner! So was hab ich noch nicht erlebt! Sie müßen mich mal in Bonn „bekneipen,“ Herr Pater!“ —

Der Pater sagte nicht Ja, nicht Nein. Aber er entwickelte den prächtigsten Humor, als er Anekdoten aus seinem Studentenleben erzählte und mit den Beiden das heutige Treiben in Bonn besprach. Die Drei schienen ein Herz und eine Seele zu sein.

„Warum blieben Sie nicht Jurist?“ fragte Rainer.

„„Meine Teilnahme an der Burschenschaft machte mich in Preußen unmöglich,““ antwortete der Pater. „„Aber ich segne es als eine Fügung Gottes, daß es so gekommen; denn jetzt gehöre ich dem herrlichsten Orden der Kristenheit an. Ich habe die höchsten Ziele meines Geists erreicht und bin glücklich!““ —

„Sie haben ohne Zweifel durch dreijährige Studien den Geist der Gesetzgebung kennen gelernt?“

„„O ja, ich war sehr fleißig!““

„Und ich denke mir, Sie waren, wie ich, begeistert fürs jus, da Sie ja die Medizin dafür hingaben.“

„„Freilich!““ rief der Pater in lebhafter Erinnerung; „„ich glaube, ich wäre ein guter Jurist geworden und hätte dem State nicht unwesentliche Dienste geleistet!““

„Sie sagen aber jetzt, daß Sie glücklich sind, weil Sie die höchsten Ziele ihres Geists erreicht. Ich für mein Teil kenne bloß meine Juristerei gründlich, nicht aber die Zwecke Ihres Ordens. Sie, Herr Pater, der Sie Beides genau kennen, werden mir vielleicht freundlichst Auskunft geben, ob Recht und Gesetze des Stats

überall in Einklang stehen mit den Gesetzen Ihres Ordens."

„„Aufrichtig gestanden, nein, mein Herr,"" sagte nach einer Pause der Pater. „„Wir dienen nicht dem State, sondern einer höhern Macht, Gott und seiner heiligen Kirche!""

„Und Ihre frühere Begeistrung für Recht und Gesetz im State wich natürlich dem Gebot dieser höhern Macht, der Kirche?"

„„Weil Sie mich fragen, antworte ich Ihnen offen: viele meiner frühern Ueberzeugungen vom Stat und seinem Recht sind für mich jetzt überwundene Standpunkte.""

„So sind Sie, da Sie nicht dem State, sondern der Kirche dienen, unter Anderm gezwungen, als ersten und höchsten Grundsatz aufzustellen, daß das Oberhaupt des Stats in puris temporalibus, lediglich in weltlichen Dingen gesetzgebende Gewalt habe?"

„„Im Ganzen haben Sie Recht. Es ist dieß ein Grundsatz, dem ich als guter katholischer Krist huldige.""



„Dann müßen Sie mir als guter Jurist einräumen, daß Sie ein Revolutionär im State sind.“

„„Wenn Sie das Revolution nennen: Gott mehr gehorchen, als dem Menschen?““

„Redensarten! Die Kirche macht ihre Autorität geltend. Nun beschränkt sich dieselbe aber nicht bloß auf reine Glaubenssachen, sondern greift auf Angelegenheiten über, welche entschieden in das Gebiet des Stats gehören; um nur ein Beispiel für tausend anzuführen, die Ehe. Wenn nun der Stat in seinem vollen Recht sich dieser Uebergriffe erwehrt —?“

„„Die Kirche wird keine Uebergriffe machen; übrigens ist sie verpflichtet ihre geistlichen Rechte mit allen Mitteln zu verteidigen.““

„Sehen Sie? das ist Revolution. Gerade, wie Sie, predigte schon 1830 Abbé Lamenais: „Ein Fürst, der sich gegen die heilige Autorität der Kirche auflehnt, von der (merken Sie wol!) die seinige herrührt, verliert alle Ansprüche auf Gehorsam, und das unterdrückte Volk darf seinerseits nach den Gesetzen der geistigen Gesellschaft Gewalt brauchen, seinen wahren Souve=

rän, den Papst zu verteidigen und sich wieder kristlich zu konstituieren!“ Jedes dieser Worte predigt die Revolution, Herr Pater!“

„„Nach Ihrer jugendlich feurigen Auffaßung, mein Herr. Kirche und Stat sind besonnener.““

„Mein Herr Pater! Hier hört Ruhe und Frieden auf. Schroff stehen sich zwei feindliche Mächte zum Kampf auf Tod und Leben gegenüber! Schon 1830 rieft Ihr aus Belgien in die Rheinprovinz herein: „Wenn Ihr zwei Millionen gläubige Katholiken hinter Euch habt, dann könnt Ihr Eurem protestantischen Könige Trotz bieten!“ —

Josef, der sich mehrmals geräuspert, unruhig hin- und hergerückt war, und inzwischen drei Gläser „vertilgt“ hatte, rief jetzt ungeduldig: „Donnerwetter, nun hört doch endlich auf zu „kohlen!“ Einen Ganzen, Herr Pater, einen Ganzen, Rainer!“

„Schon recht!“

„„Wir predigen keine Revolution!““ sagte der Pater entschieden, gegen Rainer gewendet.

„Wenn nun aber," erwiderte dieser „der Papst einen Gehorsam in Anspruch nimmt, der dem König fast nichts übrigläßt, als das Amt eines Friedensrichters in bürgerlichen Streitigkeiten, oder das Amt eines Polizeidieners zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung? Der Papst muß unserm protestantischen Könige als Ketzer, konsequenter Weise das Recht der Existenz streitig machen, kann ihn daher auch nur actu, d. h. weil er nun einmal durch die Gewalt der Umstände König katholischer Untertanen geworden, anerkennen und tut dieß gewis um so widerwilliger, als diese Katholiken früher Untertanen dreier geistlichen Kurfürsten des heiligen Römischen Reichs gewesen sind. Unser König verlangt, daß die Diener des päpstlichen Regiments, die Bischöfe schwören sollen: „Seiner königlichen Majestät hold, treu, gehorsam und untertänig zu sein, nach Vermögen Seiner Majestät Bestes zu befördern, Schaden und Nachteil zu verhüten, besonders aber eifrig danach zu trachten, daß in den Gemütern der Seiner Bischöflichen Leitung anvertrauten Geistlichen und Gemeinden die Ehrfurcht vor der Königlichen Majestät, die Liebe zum

Vaterlande und der Gehorsam gegen die Gesetze tiefe Wurzel faßen mögen und nicht dulden, daß im entgegengesetzten Geiste gelehrt und gehandelt werde!" — Nun frag ich Sie! Hand aufs Herz! Wenn doch den Bischöfen die Autorität des Papsts über die des Königs, die der Kirche über die des Stats geht, wie können sie diesen Eid halten, ganz abgesehen von etwaigen Konflikten zwischen Papst und König? Ist dieser Eid nicht ein Widerspruch in sich, eine contradictio in adjecto?"

„„Sie haben eine eigne, bizarre Logik!"" antwortete der Pater. „„Gottlob, daß unsere heilige Kirche sich rein auf ihrem geistlichen Gebiet hält, den Menschen mittelst der sieben Sakramente sicher von der Geburt bis ins Grab und darüber hinaus in die ewige Seligkeit leitet!""

„Ganz recht, das eben ists! Die sieben Sakramente umfaßen und beherrschen den ganzen Menschen von seiner Geburt bis zum Tode und bestimmen sogar sein Schicksal übers Grab hinaus. Der Papst ist nach Ihrem System als Statthalter Kristi auf Erden alleiniger Verwalter, Spender und Entzieher dieser Sakra-

mente. Nur in seinem Auftrage und als seine Vikare können andere Personen Sakramente machen und spenden. Seligsprechen und Verdammen, Binden und Lösen ist allein in seiner Hand. Er allein hat zu bestimmen, was Rechtgläubigkeit oder Ketzerei ist. Die Rechtgläubigkeit aber ist die, an den Papst als den Statthalter Kristi in diesem Sinne zu glauben und diesem Glauben seine ganze Persönlichkeit, seine Vernunft und seinen freien Willen zu opfern!"

„„Herrlich! Sie sprechen, wie der beste Katholik!"" rief der Pater.

„Daraus folgt," fuhr Rainer ruhig fort, „daß Niemand, der in diesem Glauben lebt, Mitglied einer andern Gesellschaft sein kann, deren Prinzip ebenfalls ein moralisches ist, also auch eine religiöse Grundlage haben muß. Eine solche Gesellschaft ist der Stat! Daraus folgt, daß Niemand zugleich ein guter Katholik und Untertan eines Stats sein kann, es wäre denn, daß das Oberhaupt des Stats ebenfalls den Papst als seinen Oberherrn anerkennt, und den Stat als ein päpstliches Lehen betrachtet. Wenn der Papst

aber den König unseres Preußens als Ketzer, der „massa perditionis“ angehörig betrachtet, so muß ja Seine Heiligkeit konsequenterweise seine katholischen Untertanen in Preußen des Eids der Treue, wenn sie einen solchen geschworen, entbinden, und den Gehorsam gegen einen solchen König mit ewiger Verdammnis bestrafen. Alle katholischen Beamten haben eigentlich falsch geschworen!“

„„Jesu, Maria, Josef! Welche Trugschlüße!““ rief der Pater, die Hände zusammenschlagend.

„Zeigen Sie mir einen! Ich will Ihnen jetzt nur bemerken, Herr Pater, daß diese ganze Schlußfolge so streng logisch, als juristisch ist und fast wörtlich von einem der bedeutendsten rheinischen Juristen, von Beßel herrührt! *) Diese Autorität ist für mich sogut, als für Sie die Loyolas!“

„„Aber, bester Herr, Kirche und Stat sind zwei gleichberechtigte Anstalten, die ruhig neben einander bestehen können, ohne sich zu bekämpfen, da jede blos ihre

*) Vergl. das treffliche Werk von Gerd Eilers: „Meine Wanderung durchs Leben.“ Bd. 3.



Domäne verwaltet, jene die geistliche, dieser die weltliche!""

„Es ist aber nicht so! Die Kirche ist eine Anstalt im State und in ihren äußern Handlungen der Aufsicht des Stats unterworfen! Die verschiedenen Konfessionen haben gleiches Verhältnis zum State. „Ketzer" existieren nur noch im Hirn des Papsts; nach den Reichsgesetzen gibt es nur gleichberechtigte Konfessionen. Wenn nun eine derselben ein auswärtiges Oberhaupt hat, so kann deßen Autorität sich nur auf reine Glaubenssachen erstrecken, über die dem Stat seinem Wesen nach keine Autorität zusteht. Der Stat hat ein Aufsichtsrecht über jede Religionsgesellschaft, und sie ist verbunden, sich überall, wo sie im äußern Statsleben erscheint, und als solche ins bürgerliche Leben eingreift, den Gesetzen des Stats zu unterwerfen. Die Ehe ist aber vor Allem ein Statsinstitut, und zwar das wichtigste von allen, weil alle andern von diesem abhangen! Der kirchliche Karakter der Ehe ist sekundär, soll ihr aber nicht genommen werden. Gemischte Ehen sind

statsrechtlich giltig. Wie soll man es nun nennen, daß der Papst den Geistlichen verbietet, gemischte Ehen einzusegnen, wenn die Gatten nicht feierlich geloben, die Kinder in der katholischen Kirche erziehen zu laßen? Ist das nicht ein Angriff auf die Grundlage des Stats? Ist das nicht entschiedene Revolution?!“

„„Sie übertreiben!““ sagte lächelnd der Pater, „„wir suchen, weils von Gott und Seiner Heiligkeit geboten, die verirrten Schafe allmählich sanft in den Schoß unsrer heiligen Kirche zurückzuführen. Aber von Streit und Konflikten, Angriffen auf den Stat weiß ich nichts!““

„Sie schlagen den lebendigen Thatsachen ins Gesicht, Herr Pater, das ist sehr kühn! Also den Kampf zwischen der preußischen Regierung und dem revolutionären Erzbischof v. Droste-Vischering und seine Abführung nach der Festung Minden haben Sie vergeßen?“

„„Tempi passati! Jetzt sind wir versöhnt mit der Regierung und haben erreicht, was wir wollten.““

„Ja, leider! Weil die Regierung auch hier wieder so schwach war!“

„„Wir haben dem State keine Eroberung abgerungen, wir haben nur ein auf jahrhundertlangem Brauch ruhendes, geheiligtes Recht erneuert ins Leben gerufen!““

„Wieder straft die Geschichte Sie Lügen, Herr Pater! — Lesen Sie doch nur Bessel nach! Dort finden Sie alle historischen Urkunden! Das Versteckenspielen hört hier auf! — Ja, historische Dokumente beweisen, was ich sage! Die päpstliche Kurie hat nach Zeit und Ort ganz verschiedene Bedingungen für die gemischten Ehen vorgeschrieben. Sie hat nie ein festes System befolgt. Kein Kirchengesetz gebietet die Erziehung der Kinder aus einer solchen Ehe in der katholischen Religion. In Polen erklärte die Kurie die päpstliche Erlaubnis und Abschwörung der Ketzerei für unerläßlich. In den Vereinigten Niederlanden aber dachte sie gar nicht daran, dem katholischen Eheteil die katholische Kindererziehung als religiöse Pflicht aufzulegen. Während die gemischten Ehen für verabscheuungswürdig, gottesschän-

derisch erklärt, wurden sie gleichzeitig vom päpstlichen Stuhl aus politischen Gründen höchlich belobt. In der Ausführung handelt sichs um nichts weiter, als um Erweiterung der Domäne der katholischen Kirche. Alle die verschiedenen Theorien, welche man neuerlich aufgestellt, sind Blendwerke. Die andern im Stat aufgenommenen Religionen machen gleichen Anspruch auf ausschließliche Geltung. Der Stat kann Forderungen nicht gewähren, welche keinen andern Zweck haben, als die katholische Kirche zur ausschließend im State dominierenden zu erheben und dadurch den Stat zu vernichten. Diese Verhältnisse sind schon in den ältern Zeiten reichsgesetzlich festgestellt. Selbst in den geistlichen Staten, in den Erzdiözesen Mainz, Trier, Köln, in den Diözesen Münster und Fulda ist die kirchliche Einsegnung nach hundertjährigem Gewohnheitsrecht erfolgt, ohne daß die Kinder katholisch wurden. Und sehr wol kannte und billigte der Papst dieß Gewohnheitsrecht! — Die gemischten Ehen sind ferner nach katholischer Ansicht wahre Sakramente. Diese Eigenschaft, welche auf unmittelbarer göttlicher Einsetzung beruht, kann ihnen durch päpst-

liche Festsetzung weder gegeben noch genommen werden. Sie sind aber schon vor hundert Jahren förmlich anerkannt. — Kristliche und bürgerliche Duldsamkeit und Gerechtigkeit trugen fast überall den Sieg davon. Die gemischten Ehen wurden von den katholischen Geistlichen ohne Bedingung eingesegnet. Noch 1807 jagte König Max Josef von Baiern den Fürstbischof von Chur, Freiherrn von Buol-Schauenstein wegen Widersetzlichkeit gegen die Reichsgesetze fort. Ebenso wurde 1786 in Oestreich, merken Sie wol, in Oestreich, der Bischof Freiherr von Andreoßy sofort entlaßen, mit 500 Dukaten gebüßt, und sein Bistum sequestriert, weil er in der Angelegenheit der gemischten Ehen, statt den Statsgesetzen zu gehorchen, sich auf Rom und sein Gewißen berief. — Kein Geistlicher der einen oder andern Konfession darf die religiöse Weihe verweigern, oder gewisse Bedingungen derselben setzen!"

„„Eine Stelle im kanonischen Recht verbietet uns entschieden die Einsegnung gemischter Ehen ohne Erfüllung der bekannten Bedingung!"" rief der Pater.

„Diese Stelle ist mir sehr wol bekannt. Aber sie

spricht von Ketzern, von haereticis! Ich habe Ihnen aber schon gesagt, daß Ketzer nur noch im Hirn des Papsts existieren. Die evangelischen Fürsten gehören aber, sammt ihren Untertanen, nach den Reichsgesetzen nicht zu den Ketzern! Schon Benedikt XIV. hat in Bezug auf die Niederlande verboten, das Versprechen der katholischen Kindererziehung zu fordern. Das sind historische Tatsachen! — Ueberhaupt aber ist die priesterliche Einsegnung seit den ältesten Zeiten nur als Sitte üblich und kann auf Begehren der eheschließenden Teile gar nicht versagt werden. Die priesterliche Einsegnung ist für den Begriff und die Vollendung der Ehe nicht bloß nach rechtlicher, sondern selbst nach katholisch kirchlicher Ansicht unwesentlich!“

„„Oho!““ rief der Pater lächelnd.

„Wie? Kennen Sie Ihre Kirchengeschichte nicht, Herr Pater? Wißen Sie nicht, daß es vor dem 16. Jahrhundert keinem Geistlichen einfiel, die Brautleute vor den Altar zu fordern? Die Ehe war geschloßen, sobald die eheschließenden Teile eingewilligt und sich geschlechtlich vereinigt hatten!“

„„Sie sprechen sehr praktisch, sehr juristisch!““

„Richtig! Dießmal haben Sie es geraten! Denn ich spreche nur die auf dem Tridentinischen Konzil als zu Recht geltend angenommenen katholisch kirchlichen Begriffe aus!“

Mit der grösten Freundlichkeit sagte der Pater: „„Ich wiederhole Ihnen, was ich bereits vorher bemerkte, Kirche und Stat sind ja zwei innig befreundete Mächte, die friedlich neben einander wirken und blühen und sich gegenseitig zur glücklichen Führung der Menschen die Hand reichen!““

„Und ich,“ rief Rainer, „sage Ihnen als Schluß meiner ganzen historischen Erörterung, daß dieß platterdings unmöglich ist! Die Rechte, deren Ausübung der Papst nach dem kurialistischen System für sich als göttliche Rechte in Anspruch nimmt, sind unvereinbar mit den Rechten der Staten überhaupt! In Staten protestantischer Fürsten aber geübt, stören sie das friedliche Zusammenleben der Konfessionen, stellen die Rechte und Pflichten des Landesherrn auf Schrauben und untergraben das Fundament des Statsgebäudes!“

„„Warlich, bester Herr, Sie übertreiben! Nie wirds dahin kommen!““ sagte mit unverwüstlicher Freundlichkeit der Pater: „„Allerdings,““ setzte er achselzuckend hinzu, „„wenn die protestantischen Fürsten zur Sicherung ihrer Souveränetätsrechte gegen den heiligen Vater Bestimmungen gesetzlich geltend machen, wodurch derselbe genötigt wird, aus seinem Verhältnis als Oberhaupt der katholischen Kirche herauszutreten, oder auch nur gehindert wird, die Pflichten seines oberhirtlichen Amts vollkommen zu erfüllen, so ist dieß eine Gewalttätigkeit gegen die Religion ihrer katholischen Untertanen. Aber gerade weil in Preußen schon so lange Intelligenz und Duldung heimisch, haben die Statsmänner mit so hoher politischer Weisheit Rheinland mit seinen zwei Millionen Katholiken als Perle der Krone Preußen eingefügt!““

Rainer lachte plötzlich laut und höhnisch auf.

„O der hohen politischen Weisheit dieses Wiener Kongresses! Warlich! Es ist zum Lachen! Kennen Sie denn gar keine Geschichte, oder entstellen Sie sie absichtlich, Herr Pater? Preußen, das für Deutschlands Be-

freiung das meiste teuerste Blut vergoßen und die grösten edelsten Opfer gebracht, wurde ja grade auf dem Wiener Kongreß von den andern Großmächten, besonders Oestreich, so schmählich überlistet und betrogen! Daß Preußen durch die unsinnige Gebietsverteilung um die feste, natürliche Abgrenzung seiner Staaten, die allein Sicherheit und Selbständigkeit gewährt, geprellt wurde, war nicht der kleinste Betrug. Gerade die Abtretung der katholischen Rheinprovinz war eine absichtliche schlau berechnete Perfidie, wodurch man Preußen in seiner Entwicklung zu lähmen, vielleicht zu vernichten hoffte! Durch diese Einverleibung hat jetzt Preußen mehr katholischer Untertanen, als alle der vier Königreiche und Badens zusammengenommen. Damit, dachten die schlauen Diplomaten, werden wir das protestantische, hochmütig aufstrebende Preußen schon niederhalten, und vielleicht zersetzen, auflösen, sobald der Papst, dem wir alle Macht laßen müßen, nur seine Pflicht thut!

„„Mein Herr, was reden Sie?!““ rief der Pater aufspringend.

„Wahrheit! Nicht ich, sondern die Weltgeschichte

redet! Sie wird auch hier entscheiden und richten! Wolan denn, Ihr Streiter des Papsttums! Es gilt Kampf! Meint Ihr, wir seien mit Blindheit geschlagen? Die Geschichte, das Leben zeigt uns ja auf jedem Schritt und Tritt, was Ihr wollt! Wolan denn! Sucht nur die unbedingte Herrschaft über Seele, Leib und Vermögen des Volkshaufens wiederzugewinnen, wie im düstersten Mittelalter, macht nur immer zu Glaubensartikeln, was Eure Gewalt, Ansehen und Hoheit erhebt und Euch zugleich Geld und Gut schafft! Rüttelt an den Seulen des Stats, untergrabt sein Fundament! Ruft wieder den religiösen Fanatismus wach in den Gemütern, weckt alle wildesten Leidenschaften. Hemmt, wie bisher, alle statliche, nationale Entwicklung, damit Ihr herrscht! Hetzt in Deutschland Stamm wider Stamm, Mann wider Mann, Bruder wider Bruder! Armes Deutschland, armes Preußen! — Doch lebt noch ein gerechter Gott in der Geschichte! Der Gott der Wahrheit! Der Diplomaten und Pfaffen Gedanken sind nicht Gottes Gedanken! Kampf! Er wird Preußen und Deutschland zum Sieg helfen

und zur Einheit, zur kräftigen Größe! — Es lebe Preußen!! Es lebe Deutschland!!"

Rainer erhob begeistert sein Glas. Josef stieß an, auch der Pater, indem er freundlich lächelnd sagte: „„Warum soll man als Preuße und Deutscher nicht auf einen solchen Toast anstoßen?"" — Alle leerten die Gläser.

Pater Haß nahm jetzt Hut und Stock und empfahl sich. Josef sprang auf.

„Sie wollen doch nicht gehen, Herr Pater? Bitte, noch ein Glas!" bat er.

„„Ich danke wirklich! — Gern hätte ich Ihren Herrn Vater begrüßt."" —

„O kommen Sie nur mit, Herr Pater. Er ist vorhin ausgegangen, muß aber gleich zurückkommen. Doch meine Mutter ist ja da. Kommen Sie nur mit, Herr Pater!"

Pater Haß grüßte Rainer sehr förmlich und folgte dem vorangehenden Josef, der ihn nun, auf dem Hausgange laut seine Mutter rufend, zum Empfangszimmer führte. In diesem Augenblick trat Herr Gans,

von seinem Ausflug zurückkehrend, in die Haustür, hieß den Gast mit gröster Freundlichkeit willkommen und nötigte ihn, einzutreten.

Josef kehrte zu Rainer zurück.

„Aber lieber, bester Rainer! Wie hast Du diesen armen guten Pater zwischengenommen! Du bist ein ganz verfluchter Rabulist! Nein, was zuviel ist, ist zuviel! Man muß doch Rücksichten nehmen. Hättest Du ihm nicht so furchtbar zugesetzt, er wäre auf Cerevis! noch länger sitzen geblieben!“

„„Aber lieber Josef, Du wolltest es ja selbst so haben! Hast mich ja vorhin dazu aufgefordert! Und auf Cerevis! Ich konnte meine innersten Ueberzeugungen nicht beßer an den Mann bringen!““

„Hm! Hm! Ja! Ja! Wol wahr! Aber Eins wust ich nicht! Der Pater ist ja ein ganz kreuzfideler, urgemütlicher Kerl! Auf Cerevis! Ein urgemütliches altes Haus!“ wiederholte Josef, indem er über die Sofalehne langte und aus seiner Reserveecke die zehnte olle Flasche hervorholte.

Rainer lachte.

„„Lieber Josef!““ rief er, „„gutes, ehrliches Haus mit Deiner Menschenkenntnis! Trink in Frieden einen Ganzen! Gott erhalte Dich bei Deinem Vertrauen zu den Menschen! — Aber der da, sag ich Dir, hat kein Gemüt, und wenn ers hat, so gehörts nicht ihm, sondern seinem General und dem Papst!““ —

Rainer hatte eine entschiedene Neigung zum Disputieren, besonders über juristische Fragen. Er war ein geborner Anwalt. Ueberdieß war er begeistert für den preußischen Stat und sein Recht. Die Frage der Civilehe interessirte ihn, den Protestanten, um so lebhafter, als seine Marie ja auch katholisch war. Dazu hielt er den Pater für einen überlegnen Gegner. Die Anregung des Bierstoffs tat das Uebrige. So war er seinem ursprünglichen Vorsatz untreu geworden. Aber er fühlte sich gehoben im stolzen Gefühl seines Siegs durch die Wahrheit.

Die Brüder Studios trennten sich bald.

„Nun, bis morgen, Rainer! Versprichs! Denk an die 30 Flaschen!“

„„Will sehn! Prost, Josef!““ —

Nachdem er Rainer bis zum Hoftor begleitet, kehrte Josef sogleich zu seinem Glase zurück. Aber seine „Urgemütlichkeit“ war verschwunden. Er fühlte sich äußerst einsam. Unruhig gieng er durchs Zimmer. Von Zeit zu Zeit steckte er den Kopf durch die Tür, zu sehen ob der Pater noch nicht wieder erscheine. Er wollte ihn „abfaßen“ und mit ihm weiter „kneipen.“ —

Der Pater aber saß mit Herrn und Frau Gans im Statszimmer. Er hatte den Ehrenplatz im Sofa. Das gute Par war ebenfalls schon auf diesen Besuch vorbereitet. Frau Gans war eine kleine, runde Dame mit dem freundlichsten Gesicht. Ehrfurchtsvoll blickte sie auf den Pater und lauschte seinen Worten. Herr Gans war ein großer, stattlicher Herr. Sein Haar war schneeweiß, aber sein Gesicht, deßen äußerst gutmütigen Ausdruck seine echt deutschen blauen Augen vollendeten stralte von der frischesten roten Farbe der Gesundheit. Es war ein im vollen Sinn würdiges Ehepar, dem Jeder auf den ersten Blick herzlich gut sein und volle Achtung zollen muste. — Herr Gans hatte einen ungeheuren Respekt vor den Gelehrten. Er erzählte

oft und gern, wie mehre seiner Urgroß- und Großoheime gelehrte Mönche gewesen, wie es seit Menschengedenken in seiner Familie „Gestudierte“ gegeben und viele als Geistliche, Juristen und Mediziner großen Ruhm erworben. Darum war er auch so stolz auf seinen Sohn Josef.

Herr Gans entfernte sich, um seine Geldkiste aufzuschließen. Nach einem Viertelstündchen kehrte er zurück. Als Frau Gans ihn kommen hörte, sagte Sie: „Da kommt mein Mann. Nun entschuldigen Sie mich, Herr Pater. Ich will eben für ein kleines Vesperbrod sorgen. Aber Sie müßen vorlieb nehmen!“

„„Bitte, meine beste Frau Gans!““ —

Sie eilte hinaus. Auf dem Hausgang begegnete sie ihrem Mann, der einen schweren Beutel trug.

„Seschen!“ (Josefine) sagte Herr Gans leise zu seiner Frau, und sein Gesicht zeigte den höchsten Ausdruck der Güte und des Mitleids. — „Seschen! Hast Du gesehn? Dem armen Pater kommt der bloße Fuß durch den Stiefel! Bei diesem kalten Wetter geht er ohne Strümpfe mit Löchern im Stiefel durch den naßen

Schnee! Dieser grundgelehrte, fromme Herr, der viele Jahre Professor an der Universität F... war, ders so gut haben könnte, wenn er gewollt! Seschen!“ schloß er, und eine helle Trähne des Mitleids rollte über seine rote Backe, hol doch ein Par Strümpfe von mir, auch ein Par Stiefel, wenn er sie nur annimmt!“

„„Gewis! Gleich, lieber Gottfried! Der liebe, arme Herr!““ erwiderte die treue Gattin. —

Herr Gans kehrte zum Pater ins Zimmer zurück und übergab ihm den vollen Beutel.

„Hier, mein bester Herr Pater, nehmen Sie meine arme, kleine Beisteuer zu Ihrem Gotteswerk! Es sind genau 600 Taler.“

„„Der volle Segen unserer heiligen Kirche lohne es Ihnen, mein lieber Herr Gans!““ sagte dankend der Pater und ließ den Halfen seinen Namen in die Liste eintragen.

Bald kehrte Frau Gans mit einem schönen, reichlichen Imbiß zurück, dem der Pater ohne Weiteres herzlich zusprach.

Im Lauf des Gesprächs äußerte dann Herr Gans

höchst verlegen und unter vielen Entschuldigungen, wie er mit herzlichem Bedauern bemerkt, daß der gelehrte Herr seinen Stiefel zerrißen, auch in der Eile die Strümpfe anzuziehn vergeßen. Er bitte herzlich und dringend, ein Par Stiefel und Strümpfe von ihm anzunehmen.

„Wie? Stiefel? Strümpfe?“ rief der Pater, ein Stück kalten Hasenbraten verschluckend, wobei er scheinbar überrascht seinen Fuß betrachtete und die große Zehe ans Tageslicht brachte. — „O! Wenns weiter nichts ist, mein bester Herr Gans! das sind Lappalien, die uns wenig kümmern! Unser Blick ist nicht nach Unten, sondern nach Oben gerichtet! Alles zur größern Ehre Gottes! Nein, ich danke herzlich für Ihr freundliches Anerbieten! Wir sind Strapazen gewohnt!“ —

Dann biß er in den zarten Schenkel eines kalten Feldhuhns.

Herr Gans füllte kopfschüttelnd die Gläser mit edlem Rheinwein, indem er einen Blick ehrfurchtsvoller Verwunderung zu seiner Gattin hinübersandte, die denselben ebenso erwiderte.

Nachdem der Pater gevespert und mit seinen freundlichen Wirten angestoßen, rückte er bequem in die Sofaecke und begann ein erbauliches Gespräch. In feiner Weise gab er demselben alsbald eine Wendung. Er sondierte vorsichtig, klopfte, so zu sagen, auf den Busch, um zu erfahren, ob die armen Eltern bereits wüsten, was er kurz zuvor im Tannengang erfahren. Als er sich überzeugt, daß sie nichts wusten, bereitete er sie wirklich meisterhaft und äußerst zart auf die böse Nachricht vor, kam näher, immer näher, bis sie am Ende selbst ahnen, erraten musten, was auszusprechen er noch immer zögerte. Die unglückliche Mutter sprach zuerst mit weitgeöffneten, starren Augen, bleich und zitternd die schwere Frage aus. Auch der arme Vater entfärbte sich. Als der Pater statt aller Antwort seufzend die Achseln zuckte, erfaste trotz aller Vorbereitung das beklagenswerte Elternpar ein panischer Schreck.

Sogleich lenkte der Pater ein. Er gebrauchte jetzt alle Kunst der Beredtsamkeit, um die herzzerschneidende Wirkung deßelben abzuschwächen. Er erzählte ihnen seine Begegnung mit ihrer Tochter und welche Mittei-

lung sie ihm, als geistlichem Freunde gemacht. Er entschuldigte sie in liebevoller kristlicher Weise, stellte ihren Fehltritt im mildesten Lichte dar, bat, flehte für sie ...

Vergebens. Herr und Frau Gans waren außer sich. Klagend und händeringend giengen sie im Zimmer umher. Endlich löste sich der Schmerz der Mutter in einen Trähnenstrom. Auch der Vater weinte. Es war ein erschütternder Anblick, zumal der des kräftigen Mannes, der, wie ein Kind schluchzend in sein weißes Haar griff ...

Trähnen lösen selbst den furchtbarsten Krampf des Schmerzes. Sie sind „Balsam fürs zerrißne Herz." Der Pater schwieg, indem er diesen Erfolg abwartete. Es dauerte lange, bis derselbe eintrat, am Längsten bei der armen Mutter, die ein Mal über das andere ausrief: „Ich überlebs nicht! Die Schande ist mein Tod!"

Aber nur dringender wiederholte jetzt der Pater seine Zusprache. Seine Worte waren in so echt kristlichem Geiste gesprochen, so mild, so liebevoll, sein Trost so süß, so gleich Himmelstau erquickend und zum Herzen dringend, daß die unglücklichen Eltern sich wirklich

endlich beruhigten, und allmählich für eine weitere ruhige Ueberlegung zugänglicher wurden.

Jetzt kam er auch bald mit seinen Vorschlägen. „Leider haben die jungen Leute in schwacher Stunde einen Fehltritt begangen. Es ist nun einmal nicht zu ändern, meine teuren Freunde! Auf jeden Fall müßen Sie sich zuerst ganz beruhigen! Denn Alles, was uns übrigbleibt, ist, nicht bloß den Schaden für das Seelenheil abzuwenden, wozu ich Ihnen alle Hilfe unsrer heiligen Kirche biete, sondern auch ruhig und verständig die Mittel herauszufinden, wodurch alle äußern schlimmen Folgen vermieden werden!" —

Beifällig und mit äußerster Spannung lauschte jetzt das tiefbetrübte Par den Worten des geistlichen Freunds und Vaters.

„O helfen, raten Sie uns Armen, mein bester Herr Pater!" rief Herr Gans.

„„Gewis, mein teurer Herr Gans! O, es ist eine Führung des Herrn, die meine Schritte gerade zu rechter Zeit hiehergelenkt! Mit Rat und Tat steh ich zu



Ihren Diensten! — Nun hören Sie mich ruhig an! — Ist der junge Mann von gleichem Stande?""

„Jawol, und seine Eltern sind sehr reich!" antwortete Herr Gans.

„„Aber evangelisch?""

„Leider ja!" sagte seufzend Herr Gans.

„„„O, der Vater ist hart kalvinisch!""" setzte Frau Gans hinzu, ihre Augen abwischend.

„„So ist, im Fall einer Heirat seines Sohns und Ihrer Fräulein Tochter wol keine Aussicht vorhanden, daß seine Eltern die Erziehung der Nachkommen in unserer heiligen Kirche zugeben?""

„Nein!" erwiderte rasch und entschieden Herr Gans, „gar keine Aussicht."

Das Auge des Paters funkelte bei dieser Antwort voll Freude; doch es war nur ein Moment. Um volle Gewisheit zu erlangen, sagte er:

„„Man könnte jedoch der Sicherheit wegen in zarter Weise ganz im Allgemeinen einmal beim Vater anfragen laßen!""

„O, die Mühe ist vergeblich, Herr Pater! Ich kenne den Canter seit 30 Jahren. Ich kenne ihn, wie mich selbst! In allen Sachen kann man mit ihm fertig werden. Aber in dem Punkt ist er unbeugsam. Ein strenger Calviner!“

„„Nun, meine teuren Freunde, so bleibt uns vorläufig nichts übrig, als der bösen Welt dieses Unglück auf jede Weise als Geheimnis zu verbergen! Es wißen jetzt nur 5 Personen darum, die beiden jungen Leute und wir. Wollen Sie mich für das Uebrige sorgen laßen? Wollen Sie mir vertrauen?““

„O, herzlich gern, gewis, Herr Pater!“ rief das Elternpar zugleich. —

„„Wenn ich recht gehört,““ fuhr er nach einigem Besinnen fort, „„haben Sie Verwandte in Baiern?““

„Jawol, einen Bruder!“ erwiderte Herr Gans.

„„Notlüge ist immerhin Sünde,““ sagte der Pater sehr ernst, „„aber in diesem Fall will ich die Folgen derselben auf mich nehmen und mit dem höchsten Richter abzurechnen suchen! — Sie werden also öffentlich

das Gerücht verbreiten müßen, daß Ihr Fräulein Tochter Ihren Herrn Bruder in Baiern besucht. Eine so weite Reise entschuldigt sehr leicht einen halbjährigen oder längern Aufenthalt. Inzwischen bringen Sie mir Ihr Fräulein Tochter sobald als möglich nach K . . . Dort werde ich sie in Empfang nehmen und für alles Weitere sorgen. Sie selbst, lieber Herr Gans, können mich ja weiter begleiten und selbst sehen, ob sie gut aufgehoben ist.“ “

Weinend, aber sichtlich erleichtert, reichte Frau Gans dem Pater die Hand, ebenso Herr Gans. Der Vorschlag wurde freudig angenommen.

„„Sorgen Sie also jetzt nur vor allen Dingen, daß das Geheimnis streng bewahrt bleibe. Behandeln Sie Ihr armes Kind recht sanft und schonend. In keinem Fall machen Sie ihr harte, bittre Vorwürfe; denn die könnten sie zum Aeußersten treiben! Nicht wahre, liebe Frau Gans, Sie versprechen mir dieß!“ “

„Nein, wenn Sie es meinen, will ichs jetzt nicht tun!“ sagte Frau Gans. —

Nach längerm Hin- und Herreden schied der Pater von den armen Eltern, die kaum wußten, wie sie ihrem Dank Worte leihen sollten. Denn er hatte ihnen in diesem äußerst zarten und schwierigen Fall wirklich allen nur möglichen Trost, Rat und Beistand gebracht. —

Als der Halfe den Pater hinausbegleitete, steckte Josef seinen dicken roten Kopf aus der Tür des Hinterzimmers.

„Mein lieber Herr Pater!“ rief er herauskommend, Sie wollen doch nicht fort? Kommen Sie! Wir müßen noch eine Flasche zusammen „vertilgen!“ Auf Cerevis!“

„„Mein lieber, bester Herr Studiosus!““ sagte der Pater entschuldigend, „„für dieß Mal muß ich herzlich danken! Meine Pflicht ruft! Aber ein ander Mal, vielleicht in Bonn.““ —

„Nun denn, in Bonn! Sie „bekneipen“ mich! Auf Cerevis!“

„„Ich werde kommen!““ —

Vater und Sohn geleiteten den Gast ans Hoftor. Als er Abschied genommen und eine Strecke gegangen, blieb der Jesuit stehn, sah sich um und holte tief Atem,

wie nach schwerer Arbeit. — Dann murmelte er: „Da bin ich zu rechter Zeit gekommen! Die ist unser!“ — und ein Stral der Freude leuchtete über sein blaßes Antlitz. Schon entwickelte sich in seinem kühnen, regen Geist ein weiter, großer Plan. Rasch gieng er von dannen.

Sechstes Kapitel.

Die Wittwe.

In dem Städtchen, in welchem Bronner als Pfarrer und Meister Wichtig als „Professor" fungierte, und wo vor wenigen Monaten die Jesuiten-Mission abgehalten war, lebte in stiller Trauer und Zurückgezogenheit die noch junge Wittwe des verstorbenen Kreisfisikus. Der Mann, der seines schweren Amts mit größter Gewißenhaftigkeit waltete, war den erdrückenden Mühen seines Stands unterlegen. Ein Brustleiden hatte ihn vor anderthalb Jahren in der Blüte des Mannesalters dahingerafft. Der Anblick seiner geliebten Frau und vier nicht minder geliebter unmündiger Kinder hatte seinen Todeskampf sehr erschwert. Auf seinem Sterbebett

hatte er die geliebten Wesen wiederholt aufs dringendste der Fürsorge des Pastors Bronner empfohlen, zu dem er innig befreundet war. Erst, als dieser ihm ebenso wiederholt das feierliche Versprechen gegeben, in allen Fällen der Fürsorger und Berater der Seinigen bleiben zu wollen, und an den Kleinen Vaterstatt zu vertreten, war er beruhigt und sanft abgeschieden.

Pastor Bronner hatte sich dem ihm übertragenen Amt mit vollster Liebe und Aufopferung vieler Zeit und Kraft unterzogen. Wo immer die verlaßne Frau Rat und Hilfe bedurfte, er stand ihr treu zur Seite, und sein Rat wie seine Hilfe war immer gut. Mit liebevollster Sorgfalt nahm er sich zumal der Kinder an. Es waren ein Knabe von 12, und drei Mädchen von 10, 8 und 6 Jahren. Die Erziehung derselben, besonders des Knaben, war arg vernachläßigt. Der Verstorbene hatte ein Vorurteil gegen die dortige Elementarschule und keins seiner Kinder hineingeschickt. So war der Knabe fast wild aufgewachsen. Trotzdem, daß seit einem Jahr Meister Wichtig als Privatlehrer angenommen war, konnte der Bursche kaum lesen, wenig schrei-

ben, gar nicht rechnen. Aber auf alle möglichen schlimmen Streiche und Schliche verstand er sich gründlich. Mit dem Wißen der kleinen Mädchen wars kaum beßer bestellt. — Der Meister betrachtete diese Unterrichtsstunden mehr als Muße und Zerstreuung von seinem schweren Amt eines „Professors," sowie als eine halbe Gefälligkeit, obgleich er sich dieselbe sehr teuer bezahlen ließ. Pastor Bronner sah indeß bald den Grund des Uebels. Er machte den Meister in schonendster, liebevollster Weise auf diese oder jene Mängel aufmerksam, auf die Punkte, wo, und die Art, wie da nachzuhelfen sei. Allein auch nach geraumer Zeit war kaum der geringste Fortschritt bemerkbar. Da entschloß sich der Pastor, seines Versprechens eingedenk, neben denen des Meisters selbst eine Anzahl Lektionen zu übernehmen. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Knaben, den er möglichst tüchtig für die höhere Schule vorzubilden strebte. — Schon dieß vermerkte aber Meister Wichtig in seinem Professordünkel sehr übel.

Jene Privatstunden führten den Meister täglich mehre Male in das Haus der Wittwe. Diese war eine



junge Frau von etwa 32 Jahren, wol erhalten, frisch, hübsch, wenn auch nicht schön. Sie war dazu reich. Als einzige Tochter eines früh verstorbenen Gutsbesitzers, eines Vetters des Herrn Kranz, hatte sie ihrem Mann ein bedeutendes Barvermögen zugebracht, so daß dieser glänzend und sorgenlos noch lange mit ihr glücklich hätte leben können, wenn er nicht aus leidenschaftlicher Vorliebe und Begeisterung für seine Wißenschaft ein Märtyrer derselben geworden wäre. —

Der tägliche Verkehr, die öftere Unterhaltung mit der bescheidenen, liebenswürdigen Frau, vielleicht auch geheime Berechnungen und Pläne führten den Meister Wichtig allmählich auf allerlei Gedanken, die zuletzt zu dem Entschluß einer wolangelegten Bewerbung reiften. Schon seit längerer Zeit benutzte er mit Umsicht und Schlauheit jede Gelegenheit, sich ihr mehr zu nähern. Er suchte ihren Karakter, ihre Liebhabereien, ihre Schwächen genau zu ergründen, und zum Teil gelang ihm dieß. Danach richtete er seine Gespräche, sein Benehmen ein. Er entwarf sich mit großer Klugheit einen festen Operationsplan, durch dessen genaue Befolgung er allmählich

die Herzens-Festung der jungen Frau zu erobern hoffte. Alle Mittel versuchte er, ihr Vertrauen zu gewinnen, sich ihr unentbehrlich zu machen. — Allein die junge Frau blieb in ihrem Benehmen gegen ihn immer gleichmäßig ruhig und würdevoll und hielt jede Annäherung fern. — Als der Meister sah, daß er trotz der Bemühungen eines Jahrs auch um keinen Schritt näher gerückt war, wurde er merklich verstimmt, und all sein Groll und Aerger vereinigte sich auf dem guten Pastor Bronner, den er für die alleinige Ursache des Scheiterns seiner geschicktesten Operazionen hielt, gleichsam als den überlegnen, versteckten Vertheidiger der nach allen Regeln der Taktik von ihm vergebens belagerten Festung ansah. Je mehr Anstrengungen der Meister machte, seine Laufgräben zu nähern, desto mehr wies ihn die ruhige Kälte der jungen Frau in seine frühere Stellung zurück, und als er jüngst in einer schwachen Stunde einmal den Versuch eines kleinen voreiligen Sturms wagte, wurde derselbe in ganz entschiedener Weise abgeschlagen. — Seit dieser Stunde, wo die junge Frau die geheime Absicht des Meisters klar erkannt, be-

gegnete sie ihm nur noch äußerst gemeßen und mit eisiger Kälte.

Am Morgen nach der vollständigen Niederlage, die er erlitten, nachdem er in einer weinseligen Stimmung Abends zuvor den unglücklichen Angriff gewagt, stand Meister Wichtig vor dem Spiegel und machte Toilette.

„Wie konnte sie mich nur so schnöde abweisen," murmelte er im Selbstgespräch, wolgefällig sein fettes, frischrotes, eben glattgeschornes Antlitz betrachtend, und das Seitenhaar mit großer Kunst aufwärts kämmend, daß es die Glatze halb verdeckte. — „Ah freilich, die Perrücke vergaß ich noch immer! Jetzt will ich aber dran denken! — Und dennoch, wie wars nur möglich?! Bin ich nicht ein netter Kerl? Heiratslustig ist sie, das steht fest. Nun, was kann sie denn Beßres verlangen, als mich, einen stattlichen, kräftigen Mann, so jung, als sie selbst. Kann ich ihr nicht überdieß eine Stellung bieten? Mach ich sie nicht zur Frau „Professorin?" Dabei warf er sich stolz in die Brust und zog die hohen Vatermörder aus der Halsbinde bis an die Ohren empor, den Kopf auf- und niederbewe-

gend. — „Aber — ja so," fuhr er fort, „weiß ich doch längst die Ursache! Wie konnt ichs jetzt vergeßen? — Der Pastor, allein der *** Pastor, und kein Anderer, hat mir den Kram verdorben! Rache! Rache! — O wenn ichs doch nur ganz genau wüste, was er ihr gesagt! — Halt! Ich muß mal lauschen, wenn er bei ihr ist. Das geht prächtig! Ihr Zimmer ist ja dicht neben unserm Schulzimmer. Die Kinder schick ich ein Viertelstündchen hinunter, korrigiere inzwischen die Hefte und höre dabei Alles!" —

Seit mehreren Tagen hatte er indeßen vergebens auf die ersehnte Gelegenheit zum Lauschen gewartet. Der Pastor war weder gekommen, noch in jenes Nebenzimmer, wo die junge Wittwe wohnte, geführt worden. Aber durch die erlittne Demütigung wuchs des Meisters Aerger und Rachegefühl nur höher.

Obgleich alle wolgesinnten, gebildeten und begüterten Katholiken des Städtchens dem Pastor Bronner innig anhiengen und von Herzen zugetan waren, weil sie ihn nun schon über 20 Jahre als treuen Hirten und edlen Menschen kannten und verehrten, so gabs doch

11*

eine ungleich größere Partei der Ultramontanen, die sich aus den untern Volksklassen, oder aus Solchen der mittlern und höhern bildete, die entweder beschränkte Köpfe oder schlaue Heuchler waren, welchen Letztern diese extreme religiöse Richtung nur als Mittel für gewiße Zwecke diente. Wir wollen nicht entscheiden, zu welcher Kategorie unser Meister gehörte. Allein feststeht, daß er scheinbar höchst eifrig der ultramontanen Partei anhieng und innerhalb derselben einen großen Einfluß übte. Wenn äußeres Zeremoniel, und die pünktliche Uebung aller von der Kirche vorgeschriebenen Andachten und sonstigen Pflichten den guten Katholiken macht, so war Meister Wichtig gewis der beste. So sehr nun die echt katholische Partei der Gebildeten ihren Pfarrer liebte, verehrte, ebensosehr tadelte, verkleinerte, verketzerte ihn die ultramontane Partei des fanatischen Pöbels. Pastor Bronner war allerdings kein Freund von äußerm Zeremoniel, Prozessionen, überhaupt von Schaustellung der Religion. Er predigte wiederholt, daß die Religion recht eigentlich Sache des Herzens, des innersten Menschen sei, wogegen all jene Aeußerlichkeiten nur Beiwerk,

Hilfsmittel für die Sinne seien, die nur den Zweck hätten, Geist und Herz zum Höchsten zu erheben. „Wenn Ihr meint, mit Beichte und Absoluzion sei Alles getan, wenn Ihr Eure Sünden nicht wirklich tief bereut und künftig ernstlich meidet, so können Euch weder Rosenkränze, noch Prozessionen, noch Wallfarten, noch Stiftungen nützen, sondern Alles ist Heuchelei und Gotteslästerung!“ — Solche Lehren waren dem Pöbel natürlich sehr unbequem. Die feindliche Partei unterließ nicht, sie auf alle Weise auszubeuten. Lautes Murren, Schimpfen wurde gehört. „Das ist ein kalvinischer Pastor!“ schrie der Pöbel. Dieß wurde das Stichwort.

Höchst wahrscheinlich hatte die abgehaltene Mission mit dieser feindlichen Stimmung der von Oben begünstigten Partei einen geheimen innern Zusammenhang. Wie man in eine renitente, oder von Parteien zerrißne Stadt oder Gemeinde, sobald es zu offner Reibung und Fehde kommt, ein Kommando Soldaten schickt, um den äußern Frieden herzustellen, so waren in dieser die Söldner des Papsts erschienen, um dem Volk die innere

Einheit und Autorität der Kirche wieder lebendig zum Bewustsein zu bringen und ihre unbedingte Herrschaft über die Menschen wiederherzustellen. — Pastor Bronner hatte die Mission nicht gewünscht, sie war ihm in seiner Weise aufgedrungen. —

Unter den obwaltenden Verhältnissen wurde es Meister Wichtig sehr leicht, seinen Rachedurst an dem guten Pastor Bronner zu stillen. Er hatte Anknüpfungspunkte in Menge. Aber er überlegte schlau, wie er seinen vermeintlichen Gegner recht nachdrücklich und empfindlich treffen könne. Als er nun bereits vor längerer Zeit erkannte, daß seine Bewerbungen bei der jungen Wittwe wol verlorne Mühe waren, stieg in ihm der böse Gedanke auf, daß vielleicht der Pastor selbst es auf das Herz derselben abgesehen, ja dasselbe erobert habe. Augenblicklich verwarf er freilich denselben wieder. Wenn er auch, von sich selbst aus urteilend, jedem Menschen alle möglichen Schwachheiten zutraute, so muste er doch, bei dem reinen Karakter des Ehrenmanns, der auch ihm wider Willen Achtung abnötigte, ein solches Verhältnis für unmöglich halten. Allein

der böse Gedanke war einmal da. War der Pastor nicht der Herzens-Vertraute der jungen Frau, die nichts ohne seinen Rat und Willen tat, vor dem sie kein Geheimnis hatte, während sie ihn, den Meister, so kalt zurückgestoßen? Der Schein eines unerlaubten Verhältnisses ließ sich sehr leicht verbreiten, besonders unter dem gedankenlosen Pöbel. Der Meister machte sich also diesen Schein zu Nutz, und teilte seine bösen Gedanken in allgemeinen Andeutungen, als bloße Vermutung unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit zuerst einigen Bekannten mit, welche zugleich eifrige Anhänger seiner Partei und Feinde des Pfarrers waren. Diese raunten die erwünschte Nachricht weiter ebenso vorsichtig Andern ins Ohr. Rasch gewann das Dunstbild der Verleumdung Umriße, Gestalt und Ausführung. Wie ein Lauffeuer, ja wie ein elektrischer Funke durchlief das böse Gerücht mit unglaublicher Schnelligkeit zuerst alle Ohren der Ultramontanen. Durch Gespräche, besonders in den Wirtshäusern kam es mittelst versteckter, boshafter Anspielungen und Seitenbemerkungen bald zur Kenntnis der ganzen Gemeinde. Die Freunde Bronners waren

außer sich vor gerechtem Zorn über die elende Bosheit dieser Verleumdung des edlen Priesters und bewährten Ehrenmanns. — Vergebens. Der skandalsüchtige, feindliche Pöbel beutete sie nach allen Seiten hin aus. Der häufige vertraute Verkehr des Pfarrers und der Wittwe war ihm ein hinlänglicher Grund für seine nichtswürdigen Lügen und schmählichen Erdichtungen. Das hundertzüngige Gerücht trug diese weiter über Stadt und Gemeinde hinaus in den Kreis, ja selbst in die größern Städte des Bezirks, der Provinz. Skandal ist niedern Seelen überall willkommen. Besonders glaubten die Ultramontanen aller Orten diese Lügen und bewarfen den als Ketzer und Freigeist von ihnen verschrienen edlen Pfarrer mit dem Kot ihrer gemeinen Denkart. —

Und wie entschieden widerlegte doch all diese Verleumdungen des Pfarrers edler Karakter und sein ganzes Leben, das in fleckenloser Reinheit offen vor Aller Augen dalag! — Pastor Bronner war als junger Mann in diese Pfarre versetzt, aber seitdem, da er erklärter Hermesianer, von der geistlichen Behörde als misliebig übergangen und zu keiner „fettern Pfründe“

befördert. Dieß war nur zum Vorteil der Gemeinde. Seit 25 Jahren hatte er hier ununterbrochen nur um so segensreicher gewirkt. Er kannte alle Glieder seiner Gemeinde persönlich und in seiner echten Humanität verkehrte er mit Jedem gleich offen, teilnehmend und liebevoll. Früher herrschte auch in der Gemeinde vollste Einheit, tiefster Friede. Gestört wurde derselbe ganz allmählich in den letzten Jahren durch die extreme Partei und ihre sträflichen Umtriebe. Unermüdlich war er in Erfüllung seiner Pflichten. Dabei standen ihm besonders die Besuche der Kranken und Armen obenan. Für Letztere sorgte er durch lebhafte Fürsprache beim Gemeinderat, der Armenkommission und den Reichen so, daß Keiner Mangel litt. Er selbst gab im Stillen viel und weit über seine Kräfte. Kristlich, wie seine Predigten, war sein Wandel, der Allen als schönes Beispiel vorleuchtete. — Seine übrige Zeit aber widmete der gelehrte Herr eifrig ernsten Studien. Er hatte im Lauf der Zeit eine bedeutende Bibliothek gesammelt. Sein höchstes Vergnügen war, in seinen Büchern vergraben, der Wißenschaft zu leben. — Er war ein stattlicher,

rüstiger Fünfziger. Sein Wuchs war hoch und kräftig, der Ausdruck seines Gesichts äußerst mild, liebevoll und einnehmend. — —

Es war an einem Spätnachmittag. Meister Wichtig saß gemütlich in seiner Privatschule in einen bequemen Seßel zurückgelehnt, mit überschlagnen Beinen und stellte mit seinen drei hoffnungsvollen Schülerinnen „Denkübungen“ an. Er ließ gerade im „Kopfrechnen.“ —, „Wenn ein Pfund Kaffee 6 Silbergroschen kostet, wieviel kosten dann 92?“ fragte er. — Antwort Mariens: 562. — „Falsch!“ — A. Lisettens: 652. — „Falsch!“ — A. Finchens: 800. — „Falsch!“ — Dann folgte eine lange Pause der Denkübung. Die armen Mädchen quälten sich vergebens mit den verhaßten Zahlen ab. Sie setzten die tiefsinnigsten Mienen auf, besonders das kleine Finchen. Dabei dachten sie aber an ihre Blumen, Tauben, Hühner, Enten, Puppen und Kleider.

Plötzlich spitzte der gedankenvolle Meister die Ohren. Er hörte Stimmen draußen. Es waren die des Pfarrers und der Wittwe. In dem Augenblick als die Bei-

den ins Nebenzimmer traten und ehe sie noch Platz genommen, sagte er rasch zu den Mädchen: „Geht jetzt einen Augenblick hinunter. Wenn ich Eure Hefte nachgesehn, will ich Euch rufen!“ — Froh, aus dem Zahlengewirr erlöst zu sein, und, leise, auf den äußersten Fußspitzen schlichen die Püppchen über den Teppich hinaus, die Treppe hinab, und erst als sie im Hof waren, erhoben sie ein gellendes Freudenzetergeschrei.

Der Meister nahm seine Hefte, setzte sich in die Nähe der Verbindungstür und lauschte. Er verstand deutlich jedes Wort.

„Warum sind Sie so lange nicht zu mir gekommen, bester Herr Pastor! Morgen sinds acht Tage, seit ich Sie zuletzt sah, und es war meine Absicht, Sie noch heute zu besuchen. Denn ich habe Ihnen viel zu sagen. Mehr als je bedarf ich Ihres Rats.“

„„Daran solls nicht fehlen, meine liebe Frau Doktorin, und ich will gleich damit anfangen. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, wie ich die Ueberzeugung gewonnen, daß Ihre Kinder auch neuerdings in keinem Unterrichtsfache die Fortschritte machen, die

wir wünschen müßen. Sie wißen, daß ich vor einem halben Jahr bereits dem Herrn Lehrer in schonendster Weise allerlei wolgemeinte Andeutungen, Winke, Ratschläge in Bezug auf den Unterricht der Kleinen gab. Aber er hat sie gar nicht befolgt. Auch jetzt sind die Kinder fast ebenso weit zurück, als früher. Meine Bemühungen sind unter diesen Umständen rein vergeblich. Das kann unmöglich länger so bleiben. Ich kann Ihnen deshalb nur den Rat geben, einen tüchtigen, ernsten jungen Mann als Hauslehrer zu engagieren Er muß hier im Hause wohnen, damit er die Kinder den ganzen Tag unter Augen hat und Ihnen auch in der Erziehung hilft. Gründlicher, strenger Unterricht ist vor Allem not. Dabei wird besonders Emil rascher vorankommen und dann auch meine Nachhilfe bei ihm wirksamer sein, als jetzt.

„O gewis, Herr Pastor! Ich bitte Sie herzlich, mir einen guten Hauslehrer zu verschaffen! — Denn ich wollt es Ihnen schon längst sagen, und wäre heute deshalb zu Ihnen gekommen. Dieser Mensch, dieser Wichtig soll und muß mein Haus meiden! Er ist mir

verhaßt, unausstehlich. Sie wißen, schon lange war mir seine Zudringlichkeit lästig. Und nun denken Sie sich seine Frechheit — es war vorigen Dienstag gegen Abend. Ich war hier auf meinem Zimmer. Seine Stunden waren aus. Da kam er herein. Er schien betrunken. Nach verschiedenen Reden, die ich nicht verstand, ergriff er plötzlich meine Hand, eh ichs hindern konnte, redete zu mir in seltsamen, schwülstigen Ausdrücken, aus denen ich soviel verstand, daß er mir einen förmlichen Antrag machte! Der Unverschämte!"

„„Ist es möglich? Welche Taktlosigkeit!"" rief der Pastor.

„Stets hab ich seine Zudringlichkeiten entschieden zurückgewiesen, ihn kalt und gemeßen behandelt. Nie hab ich dem Menschen auch nur die leiseste Hoffnung einer Annäherung gemacht! Und dennoch diese grenzenlose Frechheit!"

„„Was taten Sie?"" fragte der Pastor.

Sogleich zog ich in höchster Ueberraschung meine Hand zurück. Als er gesprochen, rief ich: Sie sind ein Un-

verschämter! Entfernen Sie sich! kehrte ihm den Rücken und gieng zur Tür hinaus!"

„Gut! Sie haben sich richtig, taktvoll benommen. Sie haben meine Warnungen treu beherzigt. Es ist gut so. — Ich wiederhole Ihnen, was ich stets geglaubt, ist jetzt meine innigste Ueberzeugung: dieser Mensch ist ein ganz gefährlicher Heuchler. — Ich muß Ihnen noch eine andere Mitteilung machen. Aber Sie müßen mir versprechen, beste Frau Doktorin, sich dieselbe nicht zu tief zu Herzen zu nehmen. Sie betrifft uns Beide. Es ist ein böses, ein schmähliches Gerücht in unserer Gemeinde verbreitet, Gott weiß, von welchem schlechten Menschen, das Gerücht, als ob unser reines Verhältnis herzlicher Freundschaft ein unerlaubtes, ein sträfliches sei." "

Je ruhiger der Pfarrer diese Worte gesprochen, desto überwältigender war der Eindruck derselben auf die junge Frau. Sie erbleichte.

„Heiliger Gott im Himmel!" rief sie dann leidenschaftlich und ganz außer sich, „ist es denn nur möglich, daß es so schlechte Menschen unter Deiner Sonne

gibt?! — Ha, der Elende! Jetzt weiß ichs! Kein Anderer, als der hat das schändliche Gerücht verbreitet! Aus Rache!" —

„„Beruhigen Sie sich, beste Frau!"" sagte der Pfarrer, „„die Nachricht wurde mir von sehr guten Freunden mitgeteilt. Aber weder sie, noch ich haben den oder die eigentlichen Urheber der Verleumdung in Erfahrung bringen können. Sobald mir dieß gelingt, werde ich die Sache um Ihretwillen sofort dem Gericht übergeben."

„O! O!" rief die junge Frau, noch immer außer sich, „welche schändliche, niederträchtige Bosheit! Sie, mein teurer Freund, Sie, bester, edler Mann, so schmählich zu verleumden, und mich arme, verlaßne, schutzlose Wittwe!"

Ein Trähnenstrom erstickte ihre Stimme. Der Pfarrer ergriff ihre Hand und sprach ihr tröstend zu:

„„Noch einmal, faßen Sie sich! Ich bitte Sie herzlich darum!"" sagte er ruhig, wie zuvor. „„Stellen wir nicht der Bosheit, der Verleumdung unser reines Gewißen entgegen, das Gott der Herr kennt, der

ins Verborgne sieht? Was auch kommen mag, dieß sei unsre Waffe, unser Trost, unser Friede!“ “

Schon vorher klopfte es leise an des Meisters Schulzimmer. Dieser fuhr auf; denn er lugte eben durchs Schlüßelloch. Aber er antwortete nicht „Herein!“ — Dennoch öffnete sich leise die Tür. Herr Kranz steckte den Kopf herein. Der Meister gab ihm einen bedeutungsvollen Wink, zu schweigen und gieng leise zu ihm.

„Sie wollen gewis zu Ihrer Frau Nichte — aber der Pastor ist bei ihr!“ sagte er leise mit ausdrucksvoller Miene.

„„Der Bronner?!“ “ fragte halblaut entrüstet der Halse, dem jenes Gerücht bereits zu Ohren gekommen.

„Ja, ja! Nur still! Wollen Sie mal was sehen?“

Der Meister führte den Halsen ans Schlüßelloch. Gerade gegenüber saßen der Pfarrer und die Wittwe im Nebenzimmer auf dem Sofa noch immer in derselben Situazion. Sie weinte und er hielt ihre Hand, röstete und beruhigte sie. —

„„Ich habe genug gesehn!““ flüsterte zornig der Halse.

„So schweigen Sie! Kommen Sie jetzt!“ mahnte der Meister.

Im Zimmer lag ein Teppich. Ungehört giengen sie hinaus. Draußen lud der Meister den Halsen noch leise auf eine Flasche Wein zu sich. Dann schlüpfte er die Treppe hinab. Der Halse aber klopfte jetzt laut an das rechte Zimmer. — —

Zu Hause angekommen, durchmaß der Meister mit großen Schritten seine Stube. Er war sehr aufgeregt. Sein Kanarienvogel, der treue Gesellschafter in seiner Junggesellen-Einsamkeit, sang seine besten Stückchen, um ihn zu erheitern. Aber dem Meister wars als ob er ihn höhnend auspfiffe. Deutlich meinte er immer nur zu vernehmen:

„Der Horcher an der Wand
Hört seine eigne Schand!“

„Verfluchtes Vieh, hör auf, oder ich drehe dir den Hals um!“ rief der gereizte Herr.

Endlich schien er zu einem Entschluß gekommen zu

sein. Er nahm Papier, Feder und Tinte zur Hand und schrieb einen „Schreibebrief“ an die Wittwe. Mehrfach änderte er ihn ab und schrieb ihn aufs Neue. Endlich schien er ihm gelungen. Mit kurzen Worten machte er die Mitteilung, daß Ueberhäufung mit wichtigern Arbeiten ihm die Fortsetzung seines Privatunterrichts unmöglich machten, und daß er schon heute damit zu schließen sich genötigt sehe. — Er siegelte, schrieb die Addresse, schellte, und befahl der Magd, den Brief sogleich zu bestellen.

Hierauf schien er sichtlich zufrieden. Er warf sich in die Brust, besah sich im Spiegel und kämmte das herabgefallene Haar wieder empor. Dann legte er eine reine Serviette auf den Tisch, stieg die Treppe und weiter hinab in den Keller, holte zwei Flaschen Wein herauf, die er sorgfältig mit einem Tuch reinigte, dann zwei Kristallgläser aus dem Schrank, die er ebenfalls putzte, setzte Alles auf dem Tisch zurecht, und holte auch Zigarren, Aschenbecher und Feuerzeug herbei. Als er sein Werk vollbracht und sah, daß es gut war, öffnete er das Fenster und spähte hinaus, ob der Halse noch

nicht in Sicht sei. Als er diesen endlich aus dem Hause der Wittwe kommen sah, setzte er sich ans Pianino und spielte ein feierlich Stücklein geistlicher Musik, ein Bruchstück aus einer alten Messe. —

Nach fünf Minuten saßen der Meister und sein Gast hinter vollen Gläsern und dampfenden Zigarren. Sie waren außerordentlich herzlich mit einander und plauderten mit gröster Vertraulichkeit. —

Herr Kranz, der einen Ausweg aus seiner Geldklemme suchte, war zu seiner Frau „Nichte" in der Absicht gegangen, sie um ein Darlehen von 10,000 Talern anzusprechen. Er trug, sobald der Pfarrer fortgegangen, sein Anliegen denn auch sogleich vor, mit dem Bemerken, daß er außer 5 Prozent Zinsen jährlich 2000 Taler vom Kapital abtragen wolle. Aber die Wittwe war besonders im Geldpunkt sehr fest. Sie hatte sich höchste Vorsicht zur Regel gemacht, um den Kindern nichts von ihrem Vermögen zu verbringen. So entschuldigte sie sich damit, daß sie alle Kapitalien auf längere Jahre vorteilhaft ausgeliehen und jetzt nicht wol kündigen könne. Dabei beharrte sie trotz aller Vorstellungen des



bedrängten Vetters, sodaß dieser am Ende in gründlicher Verstimmung aufbrach, welcher er in einigen scharfen Glossen über die von ihm gestörte Zusammenkunft, besonders die Trähnen der Nichte Luft machte. Diese aber erwiderte ihm in ebenso scharfer Weise, sie müße es sich dringend verbitten, daß er, obgleich ihr „Vetter,“ sich in ihre Familienangelegenheiten mische; denn diese seien der Gegenstand ihrer Beratung mit dem Herrn Pastor gewesen. Zumal alle hämischen Seitenbemerken weise sie hiemit verächtlich zurück! — Auf diese Aeußerung verließ der „Vetter“ in vollem Zorn, fast ohne Abschied, das Haus seiner „Nichte.“

Man wird nun leicht vermuten, daß zunächst Mittelpunkt des Gesprächs zwischen dem Meister und Halfen das Verhältnis des Pfarrers zu der Wittwe war. Wie besonders jetzt der gekränkte Vetter dasselbe ganz schonungslos in ebenso grellem, als falschem Licht darstellte, die gehäßigste Kritik übte und sich der niedrigsten Schimpfworte bediente, übergehen wir. Der Meister schwieg schlau und nickte nur von Zeit zu Zeit Beifall. —

„Nun, wie stehts sonst, mein lieber Wichtig?“ fragte dann nach dem Genuß einiger Glas Wein aufgeräumt der Halse. „Haben Sie schon mit meinem Mariechen gesprochen?“

„„Leider, nein, lieber Herr Kranz,““ antwortete seufzend der Meister, „„Sie wißen ja, daß ich gleich nach unsrer Verabredung mit dem Herrn Kaplan fortgieng.““

„Ja, richtig! Daran war meine Schwester schuld. Alte Jungfern haben nun einmal ihre Mucken! — Nun, kommen Sie aber recht bald wieder, mein lieber Herr Wichtig, da will ich schon für beßre Gelegenheit sorgen. — Aber potz tausend! Ja — da fällt mir was ein! Hätt ichs doch bald wieder vergeßen! Wenn Sie kommen wollen, müßen Sie gleich morgen oder übermorgen kommen. Denn unser Mariechen reist in drei Tagen ab!“

„„Wohin, wohin?““ rief überrascht der Meister.

„Nach Schloß Lohe, um die feine Küche zu lernen. Der alte Herr Baron dort ist ein ganz gewaltiger Feinschmecker. Er hat die perfekteste Köchin von der

Welt. Die versteht Alles, französische, englische, deutsche Küche. Der Herr Pater Haß kennt den Herrn Baron genau und hat ihr die Stelle verschafft. Der Herr Pater sagte, sie könne nirgend beßer aufgehoben sein und mehr lernen. Der Herr Baron wohnt ganz allein auf dem Schloß, 10 Meilen von hier, 2 Stunden von der Eisenbahn."

„„O das tut mir sehr, sehr leid!"" rief seufzend der Meister. „„Ich hatte mich schon so gefreut!"" —

„Nun, nun, lieber Wichtig, aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Machen Sie sich doch keine Gedanken! Mariechen bleibt nur ein halbes Jahr dort. Dann ists ja noch immer Zeit! Nun, prost! Auf gutes Gelingen!" sagte der Halse, sein Glas erhebend.

„„Was wir lieben!"" rief schmachtend der Meister.

Beide leerten ihre Gläser. Sie leerten auch die beiden Flaschen und noch zwei andere dazu.

Siebentes Kapitel.

Noble.

Baron von Lohe lebte seit vielen Jahren zurückgezogen auf seinem Schloße, das etwa 10 Meilen vom Kranzhof und 2 Meilen von einer bedeutenden Fabrikstadt entfernt liegt, an welcher letztern eine Eisenbahn vorbeiführt. — Einer historischen Laune fröhnend, hatt der Baron auf den Trümmern der alten Ahnenburg, nachdem er einen tiefen Sumpf in eine Anhöhe verwandelt, vor etwa 25 Jahren mit großen Kosten dieses neue Schloß gebaut, sowie einen schönen Garten daneben angelegt. Ein ebenfalls nach seinem Plan geschmackvoll angelegter und bereits prachtvoll entwickelter Park voll seltner Bäume umhüllte Schloß und Garten mit dem

unbeschreiblichen Zauber reizender Zurückgezogenheit. Der Schloßbau selbst ist ein seltsames Gemisch aller möglichen Stilarten, unter denen der Renaissancestil sichtbar vorherrscht. — Durch ein hohes Portal tritt man in eine von Marmorseulen getragene Vorhalle, wo in Nischen stehende lebensgroße Statuen der Venus, Diana, Juno, Minerva und anderer griechischen Göttinnen den Besitzer sogleich als Kenner der Antike und der Nacktheit ankündigen. — Aus der Vorhalle führt geradaus ein Gang durch eine hohe Flügeltür in den großen Speisesal. Hier zeigen hohe Glasschränke von kostbarer Holzschnittarbeit, hinter geschliffnen Scheiben reiche blitzende Kristall- und blendend weiße Porzelangeschirre. Große, kostbare Vasen stehen auf vorspringenden Untersätzen an den Wänden umher. An der Decke sieht man lebendig komponierte Jagdscenen in Stukkatur. Das Büffet, sowie die Nebentische für die Speisen scheinen ein Teil des Wandgetäfels. Bei Diners werden sie niedergeklappt. Vorhänge von schwerer grüner Seide laßen nur ein Dämmerlicht in dieses kulinarische Heiligtum eindringen.

Neben dem großen ist auf der einen Seite der kleine Speisesaal, ähnlich, nur zierlicher ausgestattet, und deshalb für kleine Diners traulicher, gemütlicher. Auf der andern Seite führt eine, ebenfalls mit grünseidnen Vorhängen verhängte Glastür in die Orangerie, eine weite, hohe Glashalle, wo die seltensten tropischen Blumen und köstlichsten Südfrüchte einen berauschenden Duft verbreiten. Hier wird gewöhnlich nach großen Diners der Kaffee genommen. In der Mitte hängt eine Ampel herab. Darunter springt ein Brunnen im Marmorbekken. Um denselben läuft ein Divan herum. Durch einen kunstvollen Mechanismus kann man eine 6 Fuß hohe Holzwand aus dem Boden steigen laßen und befindet sich dann plötzlich in einem völlig abgeschloßnen Raum, man sitzt an der Wand auf dem Divan, vor sich den kühlen Springbrunnen, über sich die Ampel.

Kehren wir in die Vorhalle zurück, so führt uns eine sanft steigende Treppe aufwärts in den ersten Stock. Ueber dem ersten Treppenabsatz hängt eine Lampe mit geschliffenen Gläsern in Sternform. Blickt man empor, o sieht man nicht allein in den ersten, sondern auch in

den zweiten Stock und durch eine Glaskuppel höher in den blauen Himmel, sodaß am Tage helles Licht von Oben ins Haus fällt. An der Wand dieses ersten Absatzes hängt, von mythischen Figuren gehalten, das schöngemalte Familienwappen.

Im ersten Stock angelangt, treten wir durch eine Flügeltür in den Marmorsaal. Er verdient diesen Namen mit vollem Recht. Denn seine Wände sind von echt karariſchem Marmor. An der Decke ist die kunstreichste und geschmackvollste Stukkatur-Arbeit. Der Fußboden ist getäfelt. Rings stehen in großer Anzahl mit dunkelrotem Sammet bezogene Seßel und Divans, vor letztern länglich runde Tische von Palisanderholz. Wandspiegel aus einem Glas reichen von der Decke bis zum Fußboden.

Rechts und links führen Verbindungstüren mit rotsammtnen Vorhängen in das „grüne“ und das „rote“ Zimmer. Ersteres ist genau wie das im Schloß zu Potsdam eingerichtet. In letzterm steht unter andern prachtvollen Meubles eine Rokkoko-Toilette, zugleich Kommode und Schreibtisch, welche die Großmutter des

Barons genau nach dem im Besitz der Frau von Maintenon zu Versailles befindlichen Original anfertigen ließ. In dem Auszug liegt ein herrlich gebundenes rotes Album mit Karten und Andenken aller Fürsten, Barone, Künstler und sonstiger auserwählter Menschen, deren Bekanntschaft der Baron in seinem vielbewegten Leben gemacht hat. — Auf dem Marmorkamin stehen eine hohe Pendüle und zu beiden Seiten silberne Armleuchter. Ueber dem Kamin befindet sich eine von dunkelroter Gardine bedeckte große geschliffene Glasscheibe, sowie in der Vertiefung drei dunkelrote, mit Gold verzierte Vasen stehen. Die Tapeten sind von rotem, mit goldnen Löwen verziertem Sammt. Kronleuchter hängen von der Decke. — Hinter dem „roten" ist das sogenannte Napoleonzimmer. Hier stehen zwei altmodische Betten. In dem einen hat Friedrich der Große, in dem andern Napoleon geschlafen. Jedenfalls zwei seltsame Stücke und nicht minder seltsam der Gedanke, sie neben einander zu stellen. Eine Magd, die zur Vorbereitung eines großen Fests einmal Nachts im rotem Zimmer reinigte, hörte plötzlich im Napoleonzimmer lautes

dumpfes Murmeln und heftiges Klopfen, wie wenn Jemand mit dem Stock auf den Boden stößt. In Todesangst lief sie davon. Wahrscheinlich hat der alte Fritz dem Napoleon die Leviten gelesen. In diesem Zimmer hängen auch die Bilder der Ahnen des Barons, ehrwürdige, ausdrucksvolle Köpfe, mit kühnen Adlernasen.

Auf der andern Seite tritt man durchs „grüne“ in das sogenannte Malerzimmer. Dieß hängt voll herrlicher Oelgemälde, Historie, Landschaft, Genre, Stillleben —: Alles ist würdig durch berühmte neuere Meister vertreten. Mitten darunter sticht eine Skizze in Kreidezeichnung hervor, 4 Fuß hoch, 6 Fuß breit. Ein schöner weiblicher Körper von den idealsten Formen wird von Engeln in die Wolken getragen. Diese Skizze hängt über einem Erardschen Flügel, der für 3000 Taler von Paris bezogen ist.

Verlaßen wir den ersten Stock und steigen durch die, mit schönen alten Kupferstichen behängten Gänge schreitend, in den zweiten, so finden wir hier zunächst die vom Baron bewohnten Gemächer. Zuerst tritt man ins Frühstückszimmer, einen kleinen, reizenden, traulichen

Raum, mit dem herrlichsten Durchblick durch eine Lichtung des Parks in die weite Ferne. Genrebilder, welche nur heitre, humoristische Stoffe behandeln, bedekken die Wände. — Gleich daneben ist das Schlafzimmer, ein hohes, luftiges Gemach, ausgestattet mit allen Bequemlichkeiten, die nur der verwöhnteste, blasierteste Lebemann wünschen kann. Neben dem hohen Himmelbett steht ein großer Kleiderschrank, dessen Tür ein Spiegel aus einem Glase bedeckt. Die kostbar geschnitzte Toilette mit beweglichem Spiegel enthält alle ausgesuchtesten Essenzen und Wolgerüche, die nur der feinste Pariser Luxus in Arabien oder sonst wo entdeckte. Von den vielen Schwämmen, Bürsten und sonstigen Reinigungs= und Verschönerungs=Werkzeugen schweigen wir. Durch einen mit Teppichen belegten Gang, in dem unter andern das Bild eines geliebten verstorbenen und im Park bestatteten Hundes hängt, gelangt man in das Arbeitszimmer, ein helles wohnliches Gemach mit der Aussicht auf Garten und Park und einem Durchblick in die ferne Landschaft. Vor dem Fenster mit dieser herrlichen Aussicht steht ein Schreibtisch, nicht größer,

als der Nähtisch einer Dame. Wenn man denselben aber nach beiden Seiten auseinanderklappt, so öffnen sich mit grünem Tuch bezogene Platten und ein geschmackvolles Schreibgerät wird sichtbar. Davor steht ein bequemer Schaukelseßel. Die Glasschränke an den Wänden enthalten eine Sammlung reich gebundner Bücher, meist Werke französischer Autoren. — Auf der andern Seite vom Frühstückszimmer befinden sich die Fremdengemächer für die nächsten Verwandten des Barons. Alle andern fremden Gäste werden im „Lindenhause“ einquartiert, einem stattlichen Gebäude, welches der Baron vor dem Neubau des Schloßes als Notbehelf errichten ließ. Hinter jenen Fremdenzimmern im Schloß liegen endlich noch zwei kleine, trauliche Stübchen für den Gesellschafter.

Der Baron ist in Paris erzogen. Schon in frühster Jugend wurde er dahin zu den Jesuiten geschickt und blieb bis zum Jünglingsalter dort. Auch später kehrte er fast jedes Jahr dahin zurück. — Er vermählte sich mit einer deutschen Dame aus altgräflicher Familie. Aber er lebte unglücklich mit ihr. Die junge

Frau war früh und kinderlos, nur ein par Jahre nach der Vermählung, gestorben. Seitdem hatte der Baron rücksichtslos seiner Neigung folgend ein unstätes Wanderleben geführt, alle Länder Europas, sogar einen Teil Asiens besucht, alle feinsten Lebensgenüße gekostet, aber klug, wie er war, sich nie übersättigt. So kams, daß er trotz seiner sechzig Jahre noch sehr rüstig und kräftig erschien. Es war, als ob die frische gesunde Gesichtsfarbe die Schneeweiße des vollen Haars und Barts Lügen strafte.

Seit etwa 20 Jahren lebte er aber, wie gesagt, in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Schloße, das, ganz nach seinem Geschmack eingerichtet, so recht seine eigenste Schöpfung und ein Abbild seines Geists war. Nur einen Gesellschafter hielt er sich, der nichts weiter zu tun hatte, als ihm täglich ein par Stücke auf dem Flügel vorzuspielen, französische Zeitungen und Romane vorzulesen, mit ihm zu diniren, und ihn sonst, wenn ers verlangte, zu unterhalten. Damals füllte ein genialer, aber etwas heruntergekommner armer Student aus Berlin diese Stelle aus. — Das Dienstpersonal bestand aus

dem Bedienten, dem Jäger, dem Kutscher, dem Gärtner, drei Mägden und der Köchin. Die Letztgenannte war aber eigentlich die erste und wichtigste Person. Es hatte dem Baron viel Geld und Mühe gekostet, diese vollendete Kochkünstlerin zu acquirieren, der es gelang, in allen Gerichten seiner äußerst feinen und verwöhnten Zunge völlig zu genügen. — —

In dieses Haus kam nun Marie Kranz, um die „feine Küche“ zu lernen. Nachdem Tante Zilligen und ihr Vater ihr von der Stelle und der schönen Gelegenheit, die sich ihr böte, gesprochen, zögerte Marie keinen Augenblick, ihre Einwilligung zu geben. Denn sie selbst fühlte nur zu wol, wie sehr ihr diese Ausbildung nötig sei. Dabei dachte sie zugleich der Vorteile derselben für die Zukunft und wiegte sich in süßen Träumen, die sich alle um ihre Vereinigung mit Rainer drehten. —

Der erste Anblick des Schloßes, Parks und Gartens überraschte sie lebhaft. Einen noch großartigern Eindruck machte die innere, ebenso reiche, als geschmackvolle Einrichtung auf sie. So etwas hatte sie nie gesehn. Dennoch fühlte sie sich unheimlich in diesen

noblen Räumen. Sie konnte ein gewisses unbestimmtes, widerstrebendes Gefühl der Abneigung nicht loswerden, ohne doch im Stande zu sein, nur einen leisen Grund dafür zu finden. Allein die Beschäftigung in der Küche zerstreute sie bald. Da gabs vollauf zu tun und zu lernen. Fast Alles war ihr neu und anziehend.

Der ganze Denkkreis des Barons drehte sich um französisches Leben. Er war ein Epigone des Ancien Régime. Die Zeiten Louis' XIV., der Régence, und Louis' XV. waren sein Ideal. Er schwärmte vor Allem für das Zeremoniel und die feine Sitte des Hofs. In Paris hatte er seiner Zeit ein großes Haus und nicht gerade unbedeutendes Furore gemacht. „Le riche Baron allemand" hatte eine feine Küche und die feinsten Rheinweine. Er, wie seine Gemahlin waren auch bei Hofe eingeführt. Nach dem Tode der Letztern betrachtete er seine jährlichen weiten Reisen nur als Pausen der Erholung von dem feinen Pariser Leben der haute volée, zu dem er jedoch immer wieder zurückkehrte, bis er sich vor 20 Jahren nach Ruhe in Deutschland sehnte. Noch immer fühlte er für Paris und Alles,

was er von dort bezog, die „höchste Passion.“— Doch hatte er in seiner selbstgewählten Einsamkeit manche düstre Stunden, in denen weder Musik, noch Tafelfreuden, noch Ausfahrten, noch Unterhaltung ihn zerstreuen konnten. Oft hatte er schlaflose Nächte; er fuhr plötzlich auf, richtete sich hoch empor im Bett und starrte um sich ins Dunkel. Da wars ihm, als husche auf leisen Geistersohlen eine alte böse Erinnerung vorüber. Dann sprang er auf, zündete alle Lichter an, durchmaß, dicht in einen türkischen Schlafrock gewickelt, mit großen Schritten das Zimmer und blickte scheu um sich, als wollte er sehen, ob nicht die Geister toter Stunden sich an seine Fersen hefteten.

„Oh! Laissez-moi! Je vous conjure! Oh! Puissé-je vous échapper, méchantes pensées!“ murmelte er dann seufzend. — —

Marie war nun schon vier Wochen auf dem Schloß. Man sollte denken, daß sie sich allmählich häuslich fühlte. Allein je länger, je mehr wuchs ihre Unruhe, ihre Unbehaglichkeit, die selbst die fleißigste Arbeit in der Küche nicht vertrieb. Von Hause hatte sie in der ganzen Zeit

nur ein par dürre Zeilen erhalten, von Rainer keine einzige. Vielleicht wuste er nicht, wo sie war. Denn der Brief, in dem sie ihm noch von Hause geschrieben, konnte verloren sein, sonst hätt er ja sicher geantwortet. (Die Absendung des Briefs war indessen durch den Postbeamten im Einverständnis mit ihrem Vater verhindert.) — Es war an einem frühen Morgen, als sie plötzlich aus bösen Träumen erwachte. Sie hörte Schritte unter sich, die sie geweckt haben mochten. Es waren die des Barons, der seinen nächtlichen Gang machte. Unruhig sprang sie empor und kleidete sich an. Dann öffnete sie das Fenster. Eben begann es zu dämmern. — Leise gieng sie hinunter, schlüpfte durch eine Hintertür in den Garten, eilte weiter in den Park. Allmählich wurde es heller. Die frische, kalte Morgenluft tat ihr unendlich wol. Die Sterne verschwanden. Der Himmel war klar. Leise Morgenröte erfaste der Erde Saum. Sie eilte immer weiter bis an den am Ende des Parks gelegenen Tannenwald. Begierig atmete sie den kühlen Harzduft, der sie an eine Tannengruppe ihres Gartens zu Hause erinnerte. — Hier floß ein



geschwätziger, eiliger Bach. Sein Sieden, Murmeln, Gurgeln, Klatschen waren lauter Töne, denen sie traurige Worte unterlegte. Sie folgte seinem Lauf, bis er sich in einen Teich ergoß. Gerade solch ein Teich war in der Nähe des Kranzhofs... Sie setzte sich am Ufer und lauschte dem flüsternden Gezisch des im Waßer vom Morgenwinde schwankenden Schilfrohrs. Wars nicht, als ob es leise, leise ihr zuflüstre: „Was willst Du hier?“... Es war Sonntag. Ferner, halbverwehter Glockenschlag traf ihr Ohr. Gerade so klangen die Glocken eines Dorfs in der Nähe des Kranzhofs... Marie weinte ..., sie hatte Heimweh. — —

Am Nachmittag kam der Postbeamte. Obwol nach dem Morgenspaziergang etwas beruhigter, war Marie noch immer weich und traurig gestimmt. — Jetzt ergriff sie begierig den für sie bestimmten Brief. Er trug Rainers Aufschrift. Mit beflügelten Schritten flog sie die drei Treppen empor zu ihrem Zimmer. Sie las:

„Meine teure Marie. — Nachdem ich, nun schon seit Wochen zu meinen Studien und meinem Regiment zurückgekehrt, zwischen denen geteilt meine Zeit eintönig

aber rasch dahineilt, warte ich täglich, stündlich vergebens auf einen Brief von Dir, bis ich vor wenigen Tagen, nachdem ich mich erkundigt, plötzlich zu meinem grösten Erstaunen erfahre, daß Du Euren Hof verlaßen hast, um auf Schloß Lohe Dich in der edlen Kochkunst auszubilden. Und Du liebes, böses Kind gabst mir mit keiner Silbe Nachricht von diesem wichtigen Schritt, und weist doch, daß mein Denken, meine Sehnsucht auch aus der Ferne Dich begleitet auf Schritt und Tritt? — Die Nachricht erfüllte mich, ohne daß ich wuste, warum, mit lebhafter Unruhe, und ich beschloß, sofort nähere Erkundigungen über Deine neue Umgebung einzuziehen. Durch einen glücklichen Zufall gelang mir dieß sehr bald vollständig. Ein Herr von W**, aus der in Eurer Nähe liegenden Stadt D** ist Mitglied unsres Corps und mein Freund. Er scheint mit den dortigen Verhältnissen genau bekannt und gab mir alle Auskunft."

„Ich kann Dir nun nicht vorenthalten, daß der Ruf Eures Herrn Barons durchaus nicht fein ist, daß er nicht allein früher ein sehr bewegtes, wüstes Leben geführt haben, sondern auch jetzt noch oft auf seinem

Schloße Menschen von höchst zweideutigem Ruf zu Gästen haben soll, mit denen er Orgien feiert, die das Licht des Tags scheuen. Obgleich mir dieß Alles weit stärker und vielleicht übertrieben geschildert wurde, so teile ich Dirs doch in schonendster Weise mit, weil ich als Jurist der Meinung bin, daß man Jeden solange für gut halten soll, bis das Gegenteil bewiesen."

„Ueberdieß stieg aber in mir noch ein anderer Argwohn auf. Nachdem Du mir, mein liebes Mädchen, ausführliche Mitteilung von Deinem Auftritt und Gespräch mit Pater Haß, sowie von dem höchst zweideutigen Benehmen dieses dunklen Schleichers gegen Dich gemacht, dachte ich plötzlich wieder an einen Disput, den ich vor einiger Zeit auf Ganshof mit diesem Herrn gehabt, wo er meinen mit logischer Klinge geführten Sachenbeweis vergebens mit seinem verrosteten allegorischen Galadegen zu parieren suchte, und, als ich ihm schließlich ganz entschieden zu Leib rückte, wenigstens meiner Meinung nach, eine höchst klägliche Niederlage erlitt. Wenn ich diese beiden Tatsachen zusammenhalte, so will mir der Gedanke nicht aus dem Sinn, daß der

fromme Herr uns Beiden nichts weniger, als wolwill, und daß er vielleicht bei Deiner Uebersiedlung nach dort die Hand im Spiel hat.“ —

„„O Gott ja, er hat mir ja die Stelle verschafft!““ rief Marie und las hastig weiter:

„Wenn dieß aber der Fall, so vermute ich einen geheimen Plan; denn diese Jesuiten tun nichts ohne versteckte Absichten und schlaue Berechnung. — Wie ich nämlich ferner erfuhr, ist Euer Baron nicht bloß von Jesuiten in Paris erzogen, sondern steht auch jetzt noch mit ihnen in engster Verbindung, und ist besonders mit unserm Pater aufs Innigste vertraut.“

Marie bebte zusammen. Es erfaste sie ein plötzlicher moralischer Schreck. Sie sah um sich. Es war ihr, als ob die Wände auf sie einstürzen würden. — Erst nach längerer Pause konnte sie den Schluß des Briefs lesen:

„Erschrick nicht, mein teures Mädchen! Denk, daß ein Engel schirmend über der Unschuld schwebt, wenn das Laster drohend sie umringt. Kümmre Dich gar nicht um Deine Umgebung, sondern nur um Deine

Küche. Denn ich muß Dir sagen, daß ich eine gute Suppe und einen saftigen Braten außerordentlich gern habe.

Entschuldige überhaupt diese ganze vielleicht voreilige und unnütze Mitteilung mit meiner innigen Besorgnis um Dich und meiner unendlichen Liebe zu Dir mein teures Mädchen! Weiß ich doch jetzt, wo Du bist! Sei gewis, daß meine Gedanken und Wünsche Dich, wie liebevoll schützende Genien, umschweben. Lebwol, mein süßes Lieb, und schreib bald

Deinem Rainer." —

Marie nahm Tuch und Hut und eilte wieder ins Freie, um Luft zu schöpfen. Der Brief des Geliebten hatte sie tief erregt. Wieder durchschritt sie mehre Male den Park, bis sie, am Ausgang desselben, sich dem nahen Dorf gegenüber befand. Dort wurde zugleich eine große Hochzeit und Kirmeß gefeiert. Lustige Musik ertönte. Aber diese stimmte sie nur trauriger. Trotz des Festjubels, der sammt den fröhlichen Klängen zu ihr herüberschallte, wars ihr, als hörte sie die singende Geige klagen: „Mit Freuden, mit Freuden ins Elend

hinein!“ und die Flöte, oder Hoboe weinen: „Kommt noch ein „Madler“ mehr, mehr, mehr, kommt noch ein „Madler“ (Bettler) mehr!“ und den verdrießlichen Baß murren: „Hunger, Kummer, Kontribuzion! *)“ —

Da kam ihr plötzlich der Gesellschafter, Herr Graß, entgegen. Dieser etwas verkommne Filolog liebte es nicht, die Partikelchen und Wortmilben unter das kritische Mikroskop zu tun und zu begutachten. Er zog der „grauen Theorie des Lebens grünen, goldnen Baum“ mit seinen Früchten vor. Auf der Kirmeß hatte er tüchtig mit schmucken Bauerdirnen getanzt und ein gehöriges Quantum Bier genoßen. Gerade vor Marie, wo der Weg eine plötzliche Biegung machte, beschrieb Herr Graß jetzt einen kühnen, weiten Bogen und schwankte heran. Trotz seiner Trunkenheit grüßte er sie mit tiefer Ehrerbietung und taumelte, einige respektvolle Worte murmelnd, vorüber.

Nach längerm Spaziergang beruhigte sich endlich

*) Das Volk legt den Tönen der Instrumente bei einer Hochzeit in gewissen Gegenden obige Worte unter.

Marie mit Rainers Worten: „Kümmere Dich gar nicht um Deine Umgebung, sondern nur um die Küche.“

„„Ja, mein Rainer! Das will ich tun! Du sollst mit mir zufrieden sein! Lernen will ich, viel lernen! Was kümmert mich alles Andre! — Fort in die Küche! O sorge nicht, Geliebter! Meine Suppen und Braten sollen Dir schon munden!““

Trotzdem konnte sie nicht umhin, immer unwillkürlich mistrauisch ihre Umgebung zu beobachten. Die Köchin, wie das Dienstpersonal waren äußerst freundlich und respektvoll gegen sie. Aber sie machte sonst manche Erfahrung, die ihr Mistrauen nährte.

Von Zeit zu Zeit waren nämlich schon früher fremde junge Herrn aufs Schloß zum Besuch gekommen. Sie schienen vornehm. Denn sie waren äußerst modern gekleidet, zeigten die feinsten Manieren und eine vollendete „Tournüre.“ Es waren Kavaliere, Künstler ꝛc., echte Vertreter jener „rätselhaften Existenzen,“ die man nur in sehr großen Städten findet. Dort sieht man sie auf Promenaden, Bällen, in der Oper, in den

feinsten Gesellschaften, stets eine große Rolle spielend, sicher und „noble“ auftretend. Aber wovon sie existieren, weiß man nicht. Was sie nach dem Schloß führte, was sie mit dem Baron zu tun und zu verhandeln hatten, ob der reiche Herr ihnen vielleicht aus gewissen Verlegenheiten half, darüber können auch wir leider keine Auskunft geben. — Nur das steht fest, daß diese jungen, meist sehr schönen Herrn im Vorbeigehn Marien oft mit ihrer zudringlichen Höflichkeit belästigten, und daß sie mehr, als einmal vor einem solchen feinen Roué auf ihr Zimmer flüchtete. —

Marie beantwortete Rainers Brief schon am folgenden Tage ausführlich. Daß ihr Brief verloren war, konnte sie gar nicht begreifen. — Sie schrieb ihm, wie seine Mitteilungen sie anfangs mit lebhafter Unruhe erfüllt, daß sie sich aber zuletzt entschloßen, seinem Wunsch gemäß, ohne Rücksicht auf ihre Umgebung sich ausschließlich der Küche zu widmen, und sehnlichst die Zeit erwarte, wo sie ihm ihre For.schritte in der edlen Kunst zeigen könne. Sie übergieng sorgfältig Alles, was ihr Mistrauen genährt, um den Geliebten nich

zu ängstigen. Auch das verschwieg sie ihm, daß der Herr Baron sie einige Male zum Diner eingeladen und daß sie es nach langer, zögernder Ueberlegung angenommen, um den Herrn nicht zu beleidigen. Der Baron machte bei diesen „Diners à deux couverts“ mit dem vollendetsten Acquis des Weltmanns die „honneurs,“ behandelte die junge Dame mit der Liebenswürdigkeit eines Jünglings, aber im feinsten gemeßensten Zeremoniel eines altfranzösischen Kavaliers und war um so entzückter, als er die Entdeckung machte, daß sie im Stande war, mit Geist eine, wenn nicht elegante, doch richtige und ziemlich geläufige französische Konversazion zu führen. Als nach dem letzten dieser „Diners aparts“ Marie sich entfernt hatte, rief er begeistert: „Elle est belle! Elle a esprit! Elle est charmante!“ — — Nur hatte sie am Schluß ihres Briefs noch bemerkt, daß in 14 Tagen, am Namenstage des Barons, ein großes Fest auf dem Schloß gefeiert werden würde, wozu man viele Herrn einladen werde und bereits für Küche und Keller die grösten Anstalten mache. — —

Dieser Tag kam allmählich heran. Außerordentliche

Vorbereitungen wurden getroffen, die feinsten Delikatessen aus allen Weltgegenden, besonders aus Paris verschrieben, die kleinsten Lücken im Keller mit den seltensten, köstlichsten Weinen ausgefüllt. Der Jäger und der Bediente hatten neue Livreen erhalten. Eine kostbare gestickte Fahne mit dem Wappen und den Farben der Familie war angeschafft, um an dem festlichen Tage auf hoher Stange vom Schloß zu wehen. Das Schloß selbst war von Oberst zu Unterst gekehrt und gereinigt, Park und Garten sorgfältig gesäubert.

Viele Einladungen waren ergangen, nicht bloß an Kavaliere der nächsten Garnisonstadt, sondern weiter in die Ferne, bis zur Residenz. Von da trafen schon mehre Tage zuvor verschiedene Gäste ein, lauter junge, feine Herrn von „nobelstem Air," ob auch Mitglieder des „Jokey=Klubs," wißen wir nicht. Besonders Einer derselben, ein junger Herr mit einem Adonisgesicht, schien der Liebling und Vertraute des Barons und wurde sichtlich von ihm ausgezeichnet. Der Baron hatte eigends für diese Zeit zwei Exemplare der „Kreuz=zeitung" bestellt, obgleich er selbst nur französische Zei=

tungen las. Die Festlichkeiten sollten mehre Tage dauern. —

Endlich erschien der große Tag. — Der Baron erwachte aus einem angenehmen Traume. Leicht, wie ein Jüngling, sprang er aus dem Bett, fuhr in die chinesischen Schnabelschuhe und den türkischen Schlafrock, wusch Gesicht und Hände, letztere mit Eau de rose abspülend, trat ins Frühstückszimmer und schellte. Jean brachte Mokka und Kuchen. Schon harrte draußen an der Tür die Köchin auf einen Wink des Bedienten, um einzutreten und die letzten Befehle in Empfang zu nehmen.

Nachdem er diese erteilt, und das Frühstück genoßen, ging der Baron ins Malerzimmer hinunter, wo ihn sein Liebling schon erwartete. Der Gesellschafter erschien, spielte eine „Grande Fantaisie“ und las aus den neuesten Nummern des Moniteur, Constitutionel u. s. w. Inzwischen wars 11 Uhr geworden. Der Baron ging heute früher als sonst wieder hinauf, um Toilette zu machen. Nachdem Jean ihn in dem mittlerweile gelüfteten und geheizten Schlafzimmer von Kopf

bis zu Fuß mit von „Eau de mille fleurs“ und stärkenden Essenzen untermischten Waßer gewaschen, und halb angekleidet, trat der Baron vor den Spiegel, um die Cravatte mit hocheigner Hand anzulegen. Er war in der rosigsten Laune.

„Ah, parbleu, Jean!“ rief er, sich betrachtend, — „malgré ma soixantaine, je me sens encore cette force originaire de jeunesse! Vraiment! Mon embonpoint n'est pas la faiblesse de vieillard! N'ai-je pas l'air d'un jeune homme de trente ans? Eh, Jean?“

Jean stand mit weitgeöffnetem Munde und dummen Gesichte da. Er hatte sich furchtbar angestrengt, jede Silbe zu hören. Vergebens. Er hatte kein Wort verstanden.

„Ah, malheureux que tu es!“ rief der Baron in kläglichem Ton. Unglückseliger Kerl! Stehst wieder da und sperrst das Maul auf! „Il y a maintenant deux années, que tu prends tous les jours les leçons de français de Mr. Grass! C'est envain! Hilft nix! Oh pauvre bête allemande que tu es!“

Es war so. Vergebens hatte sich der Gesellschafter

zwei Jahre lang jeden Tag abgequält, dem armen Jean französische Konversation einzupauken. Jean hatte nichts behalten, als ein par Frasen, wie: Bon jour, Mr. le Baron! — Plait-il, Mr. le Baron? On a servi! — Er war ein hübscher, anstelliger, grundehrlicher Bursch, aber das Französische wollte trotz aller Anstrengungen nicht in seinen dicken Kopf hinein. —

Allein dieß Intermezzo verstimmte den Baron kaum eine Minute. Seine Toilette war vollendet. Ohne das schneeweiße Haar des Haupts und Barts hätte man ihn für einen Dreißiger gehalten. Er hatte das Geheimnis, sich zu „konservieren,“ vielleicht den berühmten „Crême de Ninon.“ — —

Gegen Mittag fuhren mehre Extraposten vor dem Schloß auf, und etwa ein Dutzend junger Kavaliere sprangen heraus. Die Dorfbewohner drängten sich in ehrerbietiger Entfernung neugierig, die ankommenden Herrschaften zu sehen und die prachtvolle Fahne zu bewundern, die stolz vom Schloße wehte. — Die fremden Gäste wurden sogleich im Lindenhause untergebracht. Nachdem sie Toilette gemacht, stellten sie sich ihrem

noblen Wirt vor, der sie mit höchster Liebenswürdigkeit empfieng und im Schloß, Park und Garten selbst umherführte.

Gegen 3 Uhr begann das Diner. Es war köstlich. Der Jäger, der Bediente, der Gärtner, der Kutscher, drei fremde Aufwärter, Alle in der Livree des Barons, machten die Bedienung. — So gern nun der Autor als treuer und gewißenhafter Berichterstatter eine ganz minuziöse Beschreibung von all den leckern Gerichten geben möchte, die in etwa 20 Gängen auf die Tafel kamen, so glaubt er doch, dieß unterlaßen zu müßen, aus Besorgnis, den Appetit des freundlichen Lesers zu sehr zu reizen, ohne doch ihn stillen zu können, wie er es auch für unverantwortlich hält, dem gesunden, an Hausmannskost gewöhnten Magen seines gütigen Gönners verderbliche, überfeinerte Genüße zuzumuten.

Es war ein lukullisches Mahl, und wenn auch weniger kostbar, doch sicherlich leckrer. Denn gewis hatten die reichen üppigen Römer nicht die raffinierte Zunge unsrer heutigen Feinschmecker, weshalb jedenfalls

auch ihre Kochkunst noch nicht so vollendet war, als jetzt. — Dazu waren die herrlichsten Weine, welche die Sonne im Süden, an Rhein und Mosel, in Ungarn und Frankreich in den besten Weinbergen gekocht und gereift, in Fülle bei diesem Gala-Diner vertreten. Fast jeder Gang brachte eine neue Sorte. Der feinste Champagner war in 6 verschiednen Sorten vertreten und floß in Strömen.

Längst hatte die Dunkelheit der Nacht Schloß und Park verhüllt. Kronleuchter mit hundert Kerzen flammten bereits stundenlang. Das Dessert war aufgetragen. — Da fuhren wieder mehre Extraposten vor, aus denen wenigstens ein halbes Dutzend elegant gekleidete Damen ausstiegen. Kaum verbreitete sich an der Tafel diese Nachricht, als die erhitzten jungen Kavaliere hinauseilten, die angekommenen Schönen in Empfang nahmen und jubelnd in den Sal führten. Kaum, daß sich dort die Damen mit Champagner und den Leckerbißen des Dessert gestärkt, wurden sie schon von den tanzlustigen Kavalieren hinaufgeführt in den Marmorsaal. In wenigen Minuten waren die Kronleuchter angezündet,

die Meubles beseitigt, der Erardsche Flügel wurde aus dem Malerzimmer vor die Verbindungstür zwischen dem grünen Zimmer und dem Marmorsaal gerückt, und der Gesellschafter spielte einen wilden Galop, in dem er seinen kühnsten Fantasien die Zügel schießen ließ. — — Und in bacchantischer Lust rasten die tanzenden Pare. — —

Der Baron und sein Liebling waren allein unten geblieben und hatten sich in die Orangerie begeben, um auf dem Divan neben der Fontaine den Kaffee zu nehmen. — —

Marie hatte sich vom frühen Morgen an ununterbrochen in der Küche angestrengt, wo außer ihr die Köchin nebst zwei fremden Gehilfinnen, und die drei Mägde vollauf zu tun hatten. Gegen Ende des Diners hieng sie ein Tuch über den Kopf und eilte auf einige Augenblicke in den Park, frische Luft zu schöpfen. Doch hatte ihr die Köchin nur kurzen Urlaub gegeben, ihr eingeschärft, gleich wieder da zu sein. Sie kehrte bald zurück. Vom Garten führte eine Tür durch die Orangerie in die Vorhalle, ein Weg, der bedeutend ab=

schnitt und viel kürzer war, als jener durch den Haupteingang. Marie lauschte, ob in der Orangerie vielleicht Gäste wären. Sie sah nur die Ampel, welche ein mattes Dämmerlicht verbreitete; aber sie sah und hörte keinen Menschen. Da sie überdieß oben das Rauschen der Musik und des Tanzes vernahm, so glaubte sie, die ganze Gesellschaft sei oben. Deshalb öffnete sie harmlos die Tür, um eilig hindurchzuschlüpfen. In demselben Augenblick erschien der Bediente von der Vorhalle her in der gegenüberstehenden Tür mit dem Kaffee. — Der Baron hatte Beide sogleich erblickt. In der verbindlichsten Weise bat er Marien laut, ihm die Freude zu machen, statt Jeans ihnen den Kaffee zu präsentieren. Zugleich befahl er dem Bedienten, dem Fräulein den Teller zu reichen. Jean gehorchte. Nachdem Marie, überrascht, nach einigem Zögern den Kaffee angenommen, eilte Jean zurück in die Vorhalle; die Tür hinter sich schließend. Marie trat zögernd und befangen durch die Oeffnung des Divans in den Kreis und bot den beiden Herrn die Tassen. Noch ehe sie sich näherte, hatte der Baron seinem Liebling einige französische Worte

zugeflüstert, worauf dieser ebenso leise geantwortet: „Eh bien! Allons! Sur le champ!“ ...

Als nun Marie ängstlich und verlegen vor den beiden Herrn stand, rief der Baron: „Oh ma charmante, ma brillante petite Hèbe!“ ...

Bei diesen Worten sprang die künstliche Wand aus dem Boden. Urplötzlich war Marie mit den beiden Herrn im engen Raum eingeschloßen, versteckt, abgesperrt ...

Eine lange, bange Pause folgte . . . .

. . . .

Man hörte anfangs nichts, als ein unverständliches Geflüster ...

Dann Mariens Stimme in lautem ängstlichen, flehenden Ton ...

Endlich — ein gellender Aufschrei —:

„Großer Gott im Himmel! Hilfe! Hilfe! Rainer! Rainer! Um Gotteswillen, rette mich! Rainer! Rainer! Wo bist Du?!“ ...

„„Hier, Marie!““ erklang jetzt ebenso laut eine klare, männliche Stimme — „„Was ist, Marie? Wo bist Du?!““

„Hier in der Mitte! Sie haben mich eingeschloßen! Sie haben — o Rainer! Komm! Rette mich!“

Mit einem Sprung erklomm Rainer die 6 Fuß hohe Wand, schwang sich hinüber und stand, wie ein Blitz aus heitrer Luft, mitten in der Gruppe.

Marie stürzte in seine Arme und weinte Trähnen der Angst und Wonne. Und mitten aus Trähnen rief sie: „O Rainer! Mein Engel! Du hast mich gerettet!“ ...

Rainer stand in sprachlosem Erstaunen und starrte die beiden fremden Menschen an. Der Baron ließ durch einen Fingerdruck die Wand in die Erde zurücksinken. Er, wie sein Freund machten Miene zu entfliehn ...

„Halt!!“ donnerte ihnen Rainer zu.

Und wieder starrte er sie zweifelnd an. Dann rief er:

„Großer Gott im Himmel! Darf ichs denken?! — Marie, was haben Dir diese Menschen getan?!“

„„Nichts! Noch nichts! O gottlob, daß Du gekommen! Mein Engel! Mein Retter!““

Und wieder stürzte sie in seine Arme.

Rainer aber riß sich jetzt in höchster Leidenschaft von ihr los, packte die beiden Männer an der Gurgel und rief: „Elende, niederträchtige Kreaturen! Bekennt, was Ihr getan, oder ich erwürge Euch auf der Stelle!“

„„Hilfe! Hilfe! Jean!““ rief der Baron schwach.

Marie stürzte dazwischen. Rainer ließ los. Sie hielt ihn von einem neuen Angriff zurück.

„„O Rainer, ich flehe Dich, laß sie! Komm fort, nur fort aus diesem schrecklichen Raum! Komm! O komm!““

Die Ampel warf ihr mattes Licht auf die dunkle Scene...

Rainer stand noch immer da in der ganzen stillen Furchtbarkeit des höchsten Zorns, der tiefsten sittlichen Entrüstung und starrte die beiden Menschen an, welche,

an den Boden geheftet, zitternd vor ihrem Richter standen — zwei starre seelenlose Larven ......

„Wer seid Ihr?!" rief er endlich.

„„O komm, Rainer! Ich bitte Dich um Gotteswillen! Schone sie! Vergiß Dich nicht! O komm! Fort! Fort!""

Sie zog ihn gewaltsam von der Stelle.

„Wir sehen uns wieder!" rief Rainer mit geballter Faust und ließ sich von Marien fortführen. — —

Der Baron und sein Liebling verschwanden.

Nach einer Pause trat plötzlich aus dem Hintergrunde, mitten unter den dicht zusammenstehenden exotischen Pflanzen eine fremde, dunkle Gestalt hervor. Der Mann sah sich vorsichtig nach allen Seiten um und murmelte, als er sich allein sah:

„Ha! Warte, Du alter, unverbeßerlicher Sünder! Gut, daß ich Zeuge war! Das soll Dich wieder Tausende kosten! Will Dir die Hölle schon heiß machen! Omnia in majorem Dei gloriam!"

Pater Haß wars, der, unbemerkt, wie er herein-

gekommen, wieder hinausschlüpfte in den Park und in der Nacht verschwand. . . . .

Es hatte sich hier wieder so recht das schöne, alte Wort bestätigt: „Wenn die Not am Grösten, ist die Hilf am Nächsten.“ —

Rainer war, solange er Marien auf dem Schloß wuste, stets in höchster Unruhe gewesen. Vergebens hatte er diese niederzukämpfen gesucht. Die Mitteilungen seines Freundes, die er in dem Brief an Marien nur leise angedeutet, waren von der Art, daß sie seine Angst von Tag zu Tag steigerten. Die Nachricht von dem bevorstehenden Fest und der Gedanke an die zu erwartenden Gäste trieben dieselbe auf die höchste Spitze. — Am Morgen dieses Tags hatte er sich auf die Reise gemacht, war gegen Abend in der Nachbarstadt angekommen, hatte sogleich Extrapost genommen, ließ diese in der Nähe des Schloßes halten und eilte durch den Park und Garten dem weit durch die Nacht funkelnden Lichtmeer entgegen. Als er in die Nähe der Orangerie kam, deren Tür Marie hatte offen stehen laßen, hörte er plötzlich den

Hilferuf der Geliebten... Ein Glück... Er war zur höchsten Zeit gekommen! ...

Hastig zog Marie Rainer fort ins Schloß, die Treppen empor, auf ihr Zimmer. Rasch legte sie ihre Sachen in den Koffer, den sie verschloß und nahm Mantel und Hut. Rainer belud sich mit dem Koffer. So eilten sie wieder hinunter.

In der Vorhalle begegnete ihr eine Magd, die ihr stets besonders gefällig gewesen. Sie bat diese, Fräulein Brand (der Köchin) zu sagen, daß sie aus gewissen Gründen, die sie ihr brieflich mitteilen werde, keinen Augenblick länger im Schloß bleiben könne.

Die Liebenden stiegen in die sie erwartende Postkutsche und fuhren davon.

Achtes Kapitel.

Die Pastorat.

Welcher Zauber der Poesie schwebt über den deutschen Pfarrhäusern! — Wie schmuck und reizend liegen sie da, zumal in den Dörfern, mitten unter niedern, schmutzigen Bauernhütten, in der Nähe der uralten, verwitterten Kirchen! Wie traulich winken sie den müden Wandrer herein in ihren süßen, seligen Frieden! — Ja, die Pfarrhäuser sind in dem atemlosen, selbstischen Treiben unserer Tage, gleich Oasen in der Wüste, immer noch jene heilig friedlichen Herde, wo bei wahrhaft antiker Gastfreundschaft der zerstreute, verlorne Geist sich wieder sammeln, das erstarrte Herz sich wieder erwärmen kann! Das Geschlecht des ehrwürdigen Primrose

ist noch nicht ausgestorben. Die „Vikare von Wakefield“ leben noch, und werden leben, und die Glut ihrer gemütlichen „Feuerherde“ ist eine Vestaflamme, die nicht erlöschen wird.

„Viele Bücher und viele Kinder.“ — Die Töchter — welche naïve, reizende Geschöpfe, die in der Einsamkeit die ursprünglich frische Leidenschaft und Echtheit des Gefühls bewahren, die Olivien, Sofien, Friderikens, denen zum vollen, seligen Glück nichts fehlt, als ein tüchtiger Mann, ein geliebter Gatte, damit sie nicht gelangweilt in den düstern Herbstabend hinausstarrend seufzen: „Ach!“

„Nur, wenn sie Einen begraben,
Da kriegen wir was zu sehn!“ —

Aber das sind die *evangelischen* Pfarrhäuser. —

Eine ganz andere Poesie schwebt über den katholischen Pastoraten, wo die ehrwürdigen Einsiedler idillisch hausen, die Gregors des Siebten Zölibat-Edikt nun schon seit 800 Jahren eines glücklichen Familienlebens beraubt, damit ihr Herz und Geist ungeteilt nur der Politik des römischen Petrus anhange und diene.

— Aber dieß hat wenigstens einen Vorteil. Denn um so freier, rücksichtsloser können sie nun echte Gastfreundschaft üben, um so reichlicher können sie den Armen spenden. Ihr Keller, ihre Küche ist gut bestellt. Jeder Konfrater, jeder Freund ist hochwillkommen. Der Hungernde findet hier Brod und Hilfe, der Bedrängte Rat, Trost, Erleichterung, Jeder freundlichen Zuspruch und Segen. —

Nicht unter den jüngern katholischen Geistlichen findet man in der Rheinprovinz die gebildetsten und würdigsten Männer. Diese sind zum großen Teil notdürftig geschult, eigends für gewisse Tendenzen abgerichtet, viele dazu fanatische Vertreter des modernen Ultramontanismus, der, nur den einen Gedanken an die Machterweiterung der Kirche verfolgend, zunächst die Seelen und Leiber der Gläubigen unbedingt zu beherrschen, und die verirrten Schafe in den Schoß der „alleinseligmachenden" Kirche zurückzuführen sucht. — Es sind vielmehr jene hochwürdigen, tiefgelehrten ältern Herrn, die eine tüchtige filosofische Schule durchgemacht, die unter Leitung ihres geistvollen Lehrers, des verstorbenen

Professors Hermes in Bonn die Feßeln der Scholastik durchbrachen und auf dem Wege freier Forschung zu dem Schluß kamen, daß das Kristentum mit seiner großen, reinen, ungetrübten Idee die herrlichste und höchste Manifestazion des Gottesgeists auf Erden sei. Wie man Kant den grösten protestantischen, so möchte man Hermes den grösten katholischen Filosofen nennen. Wie Kant das große Wort sprach, daß der Geist sich zuerst auf sich selbst besinnen, und die Mittel und Tragweite seiner Erkenntnis prüfen müße, ehe er sich an die höchsten Fragen wage, so stellte Hermes schon 1818 als Professor in Münster den Grundsatz auf, daß die Vernunft (freilich nicht die zuvor kritisch gewürdigte Kants) die vorzüglichste Norm und für den Menschen das einzige Mittel sei, zur Erkenntnis übersinnlicher Wahrheiten zu gelangen.

Schon damals verfolgte der Generalvikar zu Münster, Clemens, Freiherr Droste zu Vischering, jene Grundsätze. Dieser fanatische Priester ließ 1820 den jungen Theologen bei Strafe der Ausschließung von den Weihen den Besuch der Universität Bonn verbieten.

Als er auf seinem Troß beharrte, wurde er freilich vom Oberpräsidium zu Münster suspendiert. Aber 15 Jahre später begieng die preußische Regierung troß dieser Erfahrung, als ob sie mit Blindheit geschlagen, den unverzeihlichen Misgriff, dieses blinde Werkzeug Roms, diesen revoluzionären Fanatiker zum Erzbischof von Köln zu ernennen. Die bald folgenden harten Kämpfe zwischen Stat und Kirche verschuldete die Regierung also selbst. — Denn sobald dieser Mann die ersehnte Macht in Händen hatte, zerriß er nicht bloß sofort die Konvenzion der Bischöfe mit der preußischen Regierung durch die revoluzionäre Erklärung: „Er finde die, von der Instrukzion der Bischöfe angenommene Zulaßung katholischer Trauung ohne ein vorher von den Verlobten gegebenes Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder mit dem Breve des Papsts in offenbarem Widerspruch, daher habe er denn auch vorkommenden Falls immer die Pfarrer dahin instruiert, die Trauung nie zu gewähren, wenn ein solches Versprechen nicht abgegeben worden sei" — sondern er erwirkte rasch auch in Rom das vom 26. September 1835 datierte Verdammungs=

breve der Lehren und Schriften des Professors Hermes *).

Das gab der katholischen Kirche in Preußen einen ungeheuren Umschwung. Es war ein tötlicher Angriff, der sie mindestens Jahrhunderte zurückwarf. — In Bonn, Breslau, Münster waren alle katholischen Professoren Hermesianer. Hundert und aber hundert junge Pfarrer, Vikare, Studenten hiengen mit ganzer Seele, mit vollem geistigen Sein und Leben am System ihres Meisters, und nun wurde ihre heiligste Ueberzeugung mit einem Federstrich des Papsts verurteilt. — Der preußischen Regierung gereicht es zur höchsten Ehre, daß sie mit aller Liberalität dieser freudig-frischen wißenschaftlichen Entwicklung den freisten Raum gelaßen — und nun kam der dunkle Jesuitengeneral mit seiner spanischen Bande (denn der steckte hinter dem Papst), hieb mit roher Faust die Schar der jungen Denker zu-

*) „In principio quod statuit, rationem principem normam ac unicum medium esse, quo homo assequi possit supernaturalium veritatum cognitionem“ heißt es wörtlich im Breve.

sammen, und zertrat die liebliche hoffnungsvoll keimende Saat!

Doch nur ohne zureichende Gründe verurteilen und verfluchen, nicht vernichten konnten sie den freien Geist der Wißenschaft, so sehr sie dieß mit allen Mitteln versuchten. Denn wol verurteilte der römische Petrus auch ebenso schonungslos alle Sisteme der Schüler Hermes', die Möhlers, Baders, Günthers. Er möchte überhaupt gar zu gern selbst die ganze geistige Arbeit des deutschen Geists zerstören, die von den edelsten Denkern und Dichtern seit Lessing ausgestreute Saat mit der Wurzel ausreißen, wie ers bei Hermes versuchte, indem er durch sein blindes Werkzeug Droste dekretieren ließ: „Daß Keiner die Schriften des Professors Hermes, weder die nach seinem Tode gedruckten, noch die zur Verteidigung jener Schriften herausgekommnen, noch auch geschriebnen Hefte, die jenen Schriften gemäß verfertigt seien, lesen dürfe.“ — Den letzten Rettungsversuch machten die Hermesianer. Sie sandten zwei ausgezeichnete Männer aus ihrer Mitte nach Rom, um Vorstellungen zu machen. Hermes wollte ja, ein begeisterter Verteidiger des Kri=



stentums, der Kirche neue, feste Fundamente, und damit frische Lebensfähigkeit und höhere Glorie schaffen. — In Rom antwortete aber der Jesuitengeneral den beiden Abgeordneten, daß die Verdammungsakte unwiderruflich sei, und der Papst ließ ihnen durch den Kardinal Lambruschini sagen, „sie möchten nur ruhig wieder nach Hause gehen und darauf hinarbeiten, daß alle Katholiken ihrer Gegend sich dem Stuhl Petri immer enger anschlößen, ihm den schuldigen Gehorsam leisteten, und keinen andern Glauben in ihren Herzen hegten und bekenneten, als den Petri, das ist des Papsts!"

Wie gesagt, trotzdem gelang es den Römlingen nicht, die „schöne, grüne Saat" zu vertilgen, das Licht der Wißenschaft auszulöschen. Und wenn auch die vielen treuen Schüler die auf den Index gesetzten Werke und das Bild des geliebten Meisters sorglich im tiefen Schrein verbergen musten, in stillen Nächten sitzen sie doch noch im einsamen Kämmerlein, und begeistern, erwärmen sich am Studium der Schriften des verehrten Lehrers. Da leuchtet die helle Flamme der Wißenschaft, wenn die Kerzen des Hochaltars längst erloschen sind

und nur das „ewige" Lämpchen düster in den alten dumpfen Mauern dämmert. —

Pastor Bronner war in seiner Bibliothek. Aber er studierte nicht. Er musterte an den ganz mit Büchern bedeckten Wänden genau alle Fächer, nahm hie und da einzelne Bücher, oder eine ganze Reihe von Bänden heraus und legte sie behutsam in einen am Boden stehenden großen Waschkorb. Er war sehr eifrig und schien große Eile zu haben. — Da meldete die Köchin Rainer Hütten.

„Nur herein, herein!" rief der Pfarrer.

Rainer Hütten eilte herein und umarmte seinen alten Lehrer, der ihn küßte, und freudig rief:

„Nun, das ist ja schön von Dir, mein Junge, daß Du mich nicht vergißt! Wie gehts Dir denn? O, siehst ja prächtig aus! Hör auch, daß Du so fleißig bist! Das ist brav! Hast Du das Examen schon hinter Dir?"

„„Ich bin im Begriff, es zu machen und denke, daß ich nicht durchfallen werde!"" antwortete Rainer. — „„Aber nun bitt ich Sie, bester Herr Pastor, mich

einen Augenblick anzuhören. Ich bedarf Ihres Rats, Ihrer Fürsprache in einer wichtigen Angelegenheit!""

„Schon gut, lieber Junge! An mir solls nicht fehlen. — Aber jetzt hab ich noch keine Zeit. Komm her! Faß mit an, daß wir fertig werden!" rief der Pastor, eifrig zu seiner frühern Beschäftigung zurückkehrend.

Rasch kletterte er eine Leiter empor zu den obern Fächern, nahm wieder eine Reihe Bände heraus und reichte sie Rainer.

„Nimm an, Rainer! Legs in den Waschkorb, aber hübsch vorsichtig, daß die Einbände nicht leiden! — So ists recht!" —

„„Aber was gibts denn, Herr Pastor?"" fragte Rainer überrascht, indem er die Bücher zurechtlegte — „„Sie wollen doch nicht verziehen, uns verlaßen? Werden Sie vielleicht versetzt?""

Der Pfarrer lächelte wehmütig und sagte:

„Versetzt? Wol möglich, mein Junge. Etwas Aehnliches kann leicht passiren, aber nicht, wie Du es meinst. Es ist leider anders! — Nachher davon!

Jetzt faß an! Flink, daß wir fertig werden! — Neulich waren erst die Jesuiten hier. Da hab ich zwei Tage gearbeitet, die Sachen da fortzuschaffen. Denn diese würdigen Patres haben Argusaugen und verstehn sich aufs Denunzieren! — Kaum hab ich Alles mit Mühe wieder aufgestellt, da geht die Geschichte von vorn an. — Nun, bald hats doch ein Ende!“

„„Aber lieber, bester Pastor, was gibts denn eigentlich?““ rief Rainer besorgt.

„Besuch, lieber Junge! Wichtigen Besuch! Merkst Du noch nichts? Die Inquisizion kommt!“

„„Wie?!““

„Vorwärts! Nicht geplaudert! Nachher, nachher! Greif zu! Hier —: Hermes — Günther — frisch, mein Junge. Ich weiß, daß Du schweigen kannst! — Kant — Lessing — Herder — Wieland — Göthe — Schiller — lauter verbotene Früchte für Unsereins! Dürfen alle hier nicht stehn — plag Dich, Rainer, plag Dich!“ —

Rainer konnte kaum so rasch die Masse der Bände in Empfang nehmen und in den Korb legen, als der

Pfarrer sie ihm reichte. Er wurde ordentlich warm dabei. Als der Korb voll war, stieg der Pfarrer von der Leiter herab und sagte:

„Nun faß an, mein Junge! Kannst Du tragen?"

„„Ich denke!"" sagte Rainer.

„Also vorwärts, auf den Söller!"

Sie nahmen den großen Waschkorb auf und trugen die schwere Last zwei Treppen hinauf. Auf dem Söller wurden die Bücher wieder ausgepackt und in einer verborgnen, aber sorgfältig gereinigten Ecke niedergelegt.

Mehre Male wiederholten sie diesen Gang. Dann wurde Alles mit einem alten Laken zugedeckt. —

„So, Rainer! Nun denk ich, haben wir getan!' rief der Pastor, wieder in der Bibliothek angelangt — „habe doch nichts vergeßen?" Dabei musterte er nochmals genau jedes Fach — „Nein! — Nun aber komm! Jetzt wollen wir uns stärken! — Kathrin! Ein Fläschchen!" rief er zur Tür hinaus.

Die alte, treue Köchin brachte sogleich das Gewünschte. Beim ersten Anblick des eintretenden Rainers hatte sie freudig aufgejauchzt und ihn, wie einen alten

Bekannten begrüst. — Aber jetzt verriet ihr Gesicht doch eine gewisse Unruhe. Sie bat den Pfarrer leise, einen Augenblick herauszukommen.

Nach kurzer Zeit kam er schon zurück und lachte herzlich.

„Die treue, gute Seele!“ rief er — „macht sich soviel Sorge. Sagt, das wär die letzte Flasche, und nichts mehr da für die „Herrn,“ die bald kommen müßen. Als ich aber weiter frage, hat sie doch noch 6 Flaschen reserviert, freilich nicht von diesem — aber wird schon reichen, wenn er auch sauer ist! Bringen ja auch saure Nachrichten!“

Der Pfarrer schenkte ein und stieß mit Rainer an.

„Zum Wolsein, lieber Rainer! Auf glückliches Examen! Auf heitre Zukunft!“

„„Und daß es Ihnen stets so wolgehe, wie sie es verdienen, mein lieber, verehrter Herr Pastor!““ rief Rainer. — —

Der Pfarrer wurde ernst und seufzte.

„„O wenn es nicht unbescheiden von mir ist, so möcht ich Sie fragen, was denn eigentlich hier im

Werk ist? Ich will doch auf keinen Fall hoffen, daß es etwas Unangenehmes und Betrübendes für Sie ist!“ sagte Rainer besorgt.

„Nachher von mir! Zuerst von Dir, lieber Rainer! — Denn Du wolltest mir etwas sagen, und meinen Rat wißen!“ —

Rainer teilte nun seinem alten Lehrer und väterlichen Freunde zuerst sein Verhältnis zu Marie Kranz mit, sowie den Widerstand, den Vater, wie Tante derselben ihm entgegengesetzt, welche ihm sogar die Tür gewiesen. Er erzählte ferner Alles, was Marie auf dem Schloß erlebt, sowie seine Reise und glückliche rechtzeitige Dazwischenkunft, welche die Geliebte gerettet. Er erwähnte dann, wie er gehört, daß Mariens Vater und Tante seinen Schutz und seine Begleitung Mariens als ein willkürliches Eindrängen seinerseits, eine leichtsinnige Entführung, ein Blosstellen der Ehre Mariens betrachteten, welche vergebens dem ihre Erklärungen und Vorstellungen entgegengesetzt, die man nicht glaube. Die Familie Mariens drohe sogar, ihn mit allen Mitteln aufs Aeußerste zu verfolgen. Sowenig er dieß fürchte, sosehr

liege ihm daran, Mariens und seine Ehre zu wahren und zu verteidigen. Er selbst könne diesen boshaften Gerüchten, die sich bereits in der Gegend verbreiteten, zumal bei der Familie Mariens nicht mit Erfolg entgegentreteten. Daher bitte er den Herrn Pastor dringend, sich ins Mittel zu legen und besonders dem Vater, wie der Tante, sowie den Verwandten Mariens die Lage der Sache, wie er sie ihm ebenso wahr, als ausführlich erzählt, mitzuteilen. Denn er müße über Alles wünschen, daß auf den Ruf seiner geliebten Marie auch nicht der leiseste Schein eines Fleckens oder Makels falle! Die böse Welt sei ja nur zu geneigt, dieß auszubeuten, das Allerschlimmste zu glauben und zu verbreiten! — —

Der Pfarrer hörte ihn aufmerksam und schweigend bis zu Ende. Er wurde immer ernster. Bei Rainers letzten Worten seufzte er tief und ergriff Rainers Hand.

„Mein teurer Rainer!“ sagte er weich und innig — „es freut mich, daß Du eine so glückliche Wahl getroffen! Ich kenne Deine Marie von frühster Kindheit an. Sie ist ein herrliches Mädchen geworden.

Wenn sie auch Katholikin ist, und Du Protestant bist, die Liebe vereinigt Euch, wie uns die wahre Freundschaft verbindet! Drum halt fest! — Ich bedaure innig, daß auch Euch beiden lieben jungen Menschen schon die Bosheit der Welt verfolgt! Sei deshalb ruhig, mein Junge. Wenn auch ich in diesem Fall nicht vermitteln kann, da mein Einfluß zu Ende, wart nur, es wird schon Alles gut werden! — Ach, wol ist es leider wahr, trotz des Kristentums und seiner schönen Lehren von Liebe und Tugend gibts noch soviel Haß und Bosheit unter den Menschen! O wenn unser Glaube an den endlichen Sieg alles Guten und Schönen in der Welt nicht so felsenfest wäre, man würde oft verzweifeln! Aber der liebe, gute Gott läßt das Böse nur darum zu, damit der Triumpf des Guten um so größer, herrlicher werde!"

„„Wahr, wahr! Aber der Ruf und die Ehre meiner Marie?!"" warf Rainer eifrig dazwischen.

„Beruhige Dich, lieber Rainer! Du bist noch jung. O Du wirst noch ganz andre Erfahrungen machen im Leben! Und dann, wenn der Menschen

Bosheit Dich hetzt, wie die Meute das arme, unschuldige Reh, wenn sie dich verfolgt bis zum Aeußersten, daß Du niedersinken und verzweifeln möchtest, wie sie mich jetzt verfolgt, dann folge dem Beispiel unsres Heilands: Liebe Deine Feinde! Segne, die Dir fluchen! Dulde, aber tu kein Unrecht! O verlier nicht den Glauben an die Menschheit! Aber blicke in Dich! Hier, hier!" — dabei zeigte er aufs Herz — „hier ist ein heiliger, köstlicher Schatz, den Niemand uns rauben kann: das reine, gute Gewißen, das tröstende, erhebende Bewußtsein unsrer Unschuld!"

Eine Trähne perlte im Auge des edlen Manns.

Erschrocken rief Rainer: „Wie?! Man verfolgt Sie? Sie, mein teurer, verehrter Herr Pastor, dessen edler Karakter solange bewährt, dessen Ruf so rein und fleckenlos ist — ?""

„Ja, Rainer! Tröste Dich mit mir! — Du hast ohne Zweifel von jenem traurigen Gerücht gehört, das eine gewisse, feindliche Partei über mich und die Frau Doktorin N.. verbreitet?"

„„Ja, früher! Oeffentlich habe ich, wie alle

Leute von Ehre, es für eine abscheuliche, elende Lüge erklärt! O konnten Sie denn nicht erfahren, wer diese schmähliche Verleumdung ausgestreut, um die schändlichen Erfinder wenigstens öffentlich zu brandmarken und ins Gefängnis zu bringen?!“ “

„Ich konnte es. Ich kann es besonders jetzt, da ich triftige Beweise in Händen habe — ich könnte 3 bis 4 Menschen zur Verantwortung vor Gericht laden — aber ich will nicht!“

„„Edler, bester Mann! Sie treiben die Großmut zu weit! Sie müßen auftreten! Sie sind es sich selbst, uns Allen, ihren Freunden, schuldig!““

„Laß das, mein Junge! Ich habs mir reiflich überlegt! Laß das!“

„„O das geht zu weit! — — Aber ich dachte, das elende Gerücht wäre längst in seiner Nichtigkeit und Lüge zerfallen. Ich war freilich abwesend, hörte in letzter Zeit nichts Genaues! — Also doch nicht? Und die elenden, niederträchtigen Menschen mit ihrer Bosheit sollen den Sieg behalten?!“

„Wer den Sieg behalten wird, das habe ich Dir schon gesagt, mein Junge. Geduld! Wenn ich auch scheinbar unterliege, Ruhe, Vertrauen auf Gott, der ins Herz sieht bis in die heimlichsten Tiefen! — Sieh, mein Junge! Jetzt kommt für mich die härteste Prüfung, die schwerste Feuerprobe für mein Dasein! Ich denke, ich werde sie mit Gott bestehen! — Gleich erscheinen die Boten, die mich vor den Richter laden!"

„Wie? Wer? Nicht möglich! Ist denn keine Gerechtigkeit in Preußen? Sind unsere Richter nicht unbestechlich, und wenn der König selbst vor den Schranken stünde — ?"

„Ruhig, mein Junge!" sagte lächelnd der würdige Pfarrer, „Du magst ein guter Jurist sein, und es ist auch Alles wie Du sagst mit dem *weltlichen* Recht. Mich aber stellt man vor ein *geistliches* Gericht. *Da gilt ein anderer Kanon!* — Ich sehe klar und ruhig den Ausgang voraus. Eine mächtige Partei ist wider mich, und diese Partei ist jetzt die herrschende. Ich bin ihr schon lange misliebig. Sie wird mich jetzt beseitigen. — *Wol!* Sei *es!* Ich will mich ruhig in

Alles fügen! Still werd ich mein Bündel schnüren, und den Staub von meinen Füßen schütteln. Dann werd ich weiter wandern. Wir sind ja nun einmal Wanderer auf Erden, und müßen sehen, wie wir mit Gott die rechten Wege finden. Der Sohn Gottes wuste nicht, wo er sein Haupt hinlegte, und brauchte wenig. Eine Handvoll Brodkörner genügten ihm zur Sättigung. Auch meine Bedürfnisse sind gering, wie mein Vermögen, aber es wird schon reichen. Ein stilles Plätzchen werd ich schon finden, wo ich meinem Gott und der Wißenschaft leben und sterben kann!" —

„„O! O! Ist es denn nur möglich! Ich könnte aus der Haut fahren! Mein innerstes Rechtsbewustsein empört sich gegen dieses himmelschreiende Unrecht!"" rief Rainer mit geballter Faust und mit Trähnen der Wut und Wehmut.

„Still, still, mein lieber, guter Junge!" mahnte der Pfarrer seinen Freund mit der grösten Ruhe und Würde — „Was ich Dir sagte, war die vertrauliche Mitteilung des Freunds zum Freunde!"

„„O' wie können Sie denken, ich werde Ihr Vertrauen missbrauchen?!““ rief Rainer.

„So jung Du bist, so verständig — ich kenne Dich genau — ich achte Dich hoch — darum brach ich mein Schweigen. O es tut so wol, sich auszusprechen und dem vollen Herzen Luft zu machen! — Aber dort kommen sie schon! Lebwol, mein lieber Rainer! Besuch mich bald wieder!“ —

Rainer stürzte in die Arme des geliebten Lehrers und Freunds. Seine Trähnen floßen noch immer.

„„Edler, hochherziger, verehrter Mann!““ rief er — „„O halten Sie mich immer Ihrer Freundschaft wert! Ich will danach streben, es zu bleiben!““ —

Er eilte hinaus . . .

Schon sah man durchs Fenster auf dem Kirchwege drei dunkle Gestalten langsam sich nähern. Sie traten in die Pastorat. Die alte Köchin gieng ihnen mit Ehrerbietung und Angst entgegen. Da kam Bronner aus seinem Zimmer, begrüßte sie frei und freundlich, reichte ihnen bewillkommnend die Hand und führte sie herein. — Wir wißen bereits, was die drei fremden Pfarrer

herführte. — Sie hatten höchst ausdrucksvolle aber grundverschiedne Gesichter. Auf Lessings Bilde „Huß vor dem Konzil zu Konstanz“ kann man sie sehn. In dem einen prägte sich der blinde, fromme Glaube aus, es war völlig geistlos. Das zweite zeigte den Fanatismus des glühenden Schwärmers. Das dritte war von innern Kämpfen des Heuchlers verzerrt. —

Man sprach Latein. — Und nun — o edler Ulrich von Hutten, Du Feind aller Römlinge und Vorkämpfer deutscher Freiheit, und du, lustiger Crotus, mit Deinem vernichtend beißenden Witz, ihr unsterblichen Verfaßer der „Dunkelmännerbriefe“ („Epistolae obscurorum virorum“) — o hättet Ihr das köstliche Mönchs- und Küchenlatein gehört, was diese drei Inquisizions-Boten mit stotternder Mühe herausbrachten, Ihr wäret voll Lust und Lachen umhergesprungen. — Ja, da kamen noch ganz andere Ausdrücke zum Vorschein, als die: „Nihil teneo de Bronnero!“ („Ich halte nichts von Bronner“) u. s. w. — welche der Gläubige gebrauchte, sobald Bronner eben das Zimmer verlaßen. Aber wir wollen weiter nichts davon hören.

Rainer war in den Hof und Garten geeilt, um sich zu sammeln. Nach einiger Zeit kehrte er ins Haus zurück und gieng in die Küche, wo die alte Köchin in stiller Trauer zusammengekauert saß. — Die liebevolle Sorge und Treue der alten Dienerin hatte bereits mit scharfem Blick herausgefunden, daß hier ernste Dinge im Werk seien, daß ihrem geliebten Herrn etwas Unangenehmes, ja Schlimmes bevorstehe. — Als sie Rainer erblickte, sprang sie auf.

„Ach, Herr Hütten, Sie haben ja geweint? Was bedeutet das? Ich weiß, wie Sie unsern guten Herrn lieben! Und Sie wißen jetzt auch, daß ihm Böses droht! Darum haben Sie geweint! — O ich bitte Sie, mein bester Herr Hütten, sagen Sie mir Alles! Ich kann ja nicht eher ruhig sein!“ rief sie und hieng erwartungsvoll an Rainers Munde.

Dieser schwieg anfangs. Aber die Alte ließ nicht nach mit ängstlichem Drängen und Fragen. — Da warf Rainer die Bemerkung hin: „„Nun, Kathrin, Ihr wist ja so gut als ich, wie man den edlen, braven Herrn verleumdet und beschimpft.““

„Und darum kommen die fremden Herrn da?“ rief sie aufgeregt — „Am Ende glauben die da Oben wol gar an die scheuslichen, gotteslästerlichen Lügen?! — Jesu! Maria! Josef! Und alle Heiligen! Ists denn menschenmöglich?! O mein Gott, mein Gott! Hilf unserm braven, gerechten, unschuldigen Herrn!“

Die Alte faltete die Hände zum Gebet. Dann fieng sie an, bitterlich zu weinen. Rainer hatte alle Mühe, sie zu beruhigen.

„Das hab ich ja gar nicht gesagt, Kathrin! Ihr übertreibt! Es wird ja so schlimm nicht werden! Beruhigt Euch doch!“ rief er.

Aber es dauerte lange, bis sie sich einigermaßen gefaßt. Ihre Zweifel wurden durch Rainers Trostworte nicht zerstreut. Aber das Weinen hatte sie doch beruhigt. — Dann wurde sie redselig.

„O Herr Hütten! Sie kennen ihn ja, den guten, lieben Herrn! Sind ja solange bei ihm in die Schule gegangen, und er war immer so zufrieden mit Ihnen! Und wie lieb er Sie hat, das können Sie sich gar nicht denken! Er spricht alle Tage von Ihnen! Ein Vater

kann nicht beßer von seinem Sohne sprechen! Aber ich, das können Sie mir glauben, Herr Hütten, ich kenne ihn noch beßer! Wo man 20 Jahre alle Tage von Morgen bis Abend mit umgegangen, den kennt man, wie sich selbst! — O welch ein Mann! Sie glauben es gar nicht, wie aufrichtig, fromm und gut er ist, wenn er auch nichts daher macht und auf die Faxen nichts hält! Und wie mäßig immer im Eßen und Trinken! Wie fleißig vom frühen Morgen bis in die späte Nacht! Wie trostvoll bei den Kranken! Und was er an den Armen getan — o das kann ich Ihnen gar nicht sagen! Muß ich nicht jeden Tag für drei, vier mehr kochen? Und das Geld, das er ihnen heimlich zusteckt! — Glauben Sie nur, Herr Hütten, da kams oft soweit, daß wir selbst zu kurz kamen. Wie oft war ich in Not, daß ich kein Stück Fleisch kaufen konnte — da sagte der gute Herr: „Was brauchen wir Fleisch, Kathrin. Geh in den Garten, da hat Dir der liebe Gott ja Gemüse hingesetzt, brauchst nur zuzulangen!" Da hab ich oft heimlich von meinem eignen Lohn zugelegt. — Und dann mit dem Wein!

Wenn ich nicht klug war, und immer ein Par Flaschen versteckte für den Notfall — wie oft hätten wir auf dem Trocknen gesessen! Aber das ist mir nie passiert, Sie können's mir glauben, Herr Hütten! — O! Und nun wollen Sie dem braven Mann so was Schändliches anhängen, und seinen guten Karakter verschimpfieren! O die Sünde, die Schande! — Sie können's mir glauben, Herr Hütten, 20 Jahre bin ich nun bei dem Herrn, und als ich hier in Dienst trat, war ich noch jung — aber wenn der brave Herr mir jemals ein falsches Wort gesagt hat, das mich rot gemacht hätte, so will ich hier auf der Stelle in der Erde versinken! — Ja, freilich die Andern! Wenn sie auch einen schwarzen Rock anhaben und so fromm und keusch tun vor der Welt, ja Sie können's mir glauben, Herr Hütten, da könnt ich Ihnen Sachen erzählen! — Wenn ich nur sprechen wollte! — Damals, als ich noch jung und hübsch war" —

Rainer unterbrach den Redefluß, in dem die alte Köchin die Betrübnis ihres treuen Herzens ausgegoßen. Sie hatte ihn ebenso gerührt, als in etwas erheitert.

„„Lebtwol, Kathrin!““ sagte er — „„ich komme bald wieder. — Noch Eins! Aber Ihr müst mir heilig versprechen, dem Herrn nichts davon zu sagen! Wollt Ihr, Kathrin?““

„Ja, ja! Was ist denn, Herr Hütten?“

Rainer drückte der Alten einige Goldstücke in die Hand und bat sie, dieß für die kleinen Bedürfnisse des Herrn im Stillen zu verwenden.

„„Nein, Herr Hütten!““ rief Kathrin, „„Sie sind gar zu gut! Aber das geht ja nicht! Denn wir können es nicht annehmen!““

„So schweigt doch, Kathrin, wie Ihr mir versprochen! Nehmt! Nehmt!“ flüsterte Rainer verlegen.

„„Nun, wenn Sie durchaus nicht anders wollen?““ sagte Kathrin, indem sie zögernd das Gold nahm. „Dann dank ich Ihnen von Herzen im Namen des guten Herrn, weil er doch selbst nichts davon wißen soll. O Sie sind zu gut, Herr Hütten! Aber es soll Alles geschehen nach Ihrem Willen! O, wenn ich einen Pfennig davon für mich brauchte, ich könnte mein Lebtag nicht wieder ruhig werden!“

„„Und das für Euch, Kathrin!““ sagte Rainer, ihr noch ein Goldstück reichend — „„Lebtwol, Kathrin, und sorgt für den guten Herrn!““

„Ach, Herr Hütten! So viel ich kann! — Aber das geht ja nicht! Das ist ja zuviel für mich! Nein, Herr Hütten“ —

Rainer war schon hinausgeeilt. Die alte Kathrin blickte ihm unter Trähnen nach und sagte: „O es gibt doch noch brave Menschen!“ —

. . . .

Einen Monat später verließ Pastor Bronner seine Pastorat für immer. Die nähern Umstände sind uns nicht bekannt geworden. Er siedelte nach Bonn über, wo er zurückgezogen von seinem kleinen Vermögen „seinem Gott und der Wißenschaft lebt und stirbt.“

Neuntes Kapitel.

Des Sohnes Heimkehr.

Es war ein heller, linder Winternachmittag. Die Luft war rein und mild ... Hauchlose Ruhe lag auf den Feldern, Dörfern und Höfen. Auch auf Kranzhof wars still. .. Nur dann und wann, daß die beiden schlafenden Hofhunde im Traum ängstlich leise knurrten, oder ein Hahn aufgluckte, um sein Lieblingshuhn zu einem aus dem Misthaufen gekratzten Haferkorn zu rufen. .. Dann wars wieder still, wie zuvor. ...

Plötzlich trat mit hastigem Schritt ein junger Mann durchs Hoftor. Er war ein hoher, schlanker, bildschöner Jüngling. Im Hof angelangt aber blieb er ebenso plötzlich, wie gebannt, stehn und blickte freudig um sich...

Da fuhren die Hunde erschreckt aus dem Schlaf auf und bellten wütend. Aber es war nur ein Moment. Dann verwandelte sich ihr zorniges Anschlagen in leises Winseln und langgedehntes Freudengeheul... Und nun wurde es lebendig auf dem ganzen Kranzhof. Alle vier Hähne gluckten fröhlich und ein halbes Hundert Hühner stimmten freudig gackernd ein. Die Gänse schnatterten, die Enten nateten, die Puter kollerten, aber nicht aus Zorn. Die Tauber auf dem Dach gurgelten ihre verlockendsten Liebestöne, sodaß plötzlich eine ganze Schar Tauben aus dem Schlage zu ihnen hinaufflog und als sie entteuscht merkten, daß die Töne der Liebe dießmal nicht ihnen galten, alle neugierig auf den Ankömmling herabsahen. Selbst der Pfau, der in eitler Selbstgefälligkeit auf dem hohen Dach der alten Klosterkirche spazierte und im Stral der sinkenden Sonne nicht seine Füße, aber sein buntes gleißendes Gefieder bewunderte, wie eine Modedame ihre Krinoline, ließ trotz des klaren Himmels sein mistöniges Geschrei hören; aber es klang nicht so kläglich als sonst. — Auch die Kühe im Stall brüllten, und Hans, des Jünglings Leib- und Lieblings-

pferd, steckte den Kopf aus dem Fenster des Stalls, machte große Augen und wieherte. . . .

Und welche frohe Botschaft verkündeten denn all die fröhlichen Tierstimmen?

„Er ist wieder da! Hubert, der Sohn des Hauses, der junge Herr, den wir solang nicht gesehn! Wieder da, wieder da! Ob wir ihn noch kennen, der uns aufgezogen und sooft gefüttert! O nun ist er endlich wieder da! Hubert ist wieder da!“

Der Jüngling stand noch immer, wie festgebannt und blickte mit leuchtenden Augen um sich. Zwei Trähnen zitterten darin... Dann eilte er zu den Hofhunden, zwei schönen, großen Doggen, die er aufgezogen. Heulend und winselnd vor Freude sprangen die treuen Tiere an ihrem langentbehrten Herrn empor und leckten ihm Gesicht und Hände. . .

Aber sah ihn denn kein Mensch? Flog kein liebendes Herz jubelnd an das seine, das so voll und groß war beim ersehnten Anblick des so lang verlaßnen und vermißten Heimathofs? — Es war Samstag. Die Menschen waren alle im Stall und im Hause mit Rei-

nigen, „Schruppen" und Putzen eifrig beschäftigt, der Lieblingsarbeit des Samstags. So kams, daß zufällig weder von der Herrschaft, noch dem Gesinde Jemand im Hof war, und Keiner ihn sah und willkommen hieß...

Und doch — Eine sah ihn! ... Bei dem plötzlichen ungewohnten Lärm im Hof erschien sie in einer offnen Stalltür... Ihr erster Blick fiel auf den ruhig dastehenden schönen Jüngling. Begierig blickte sie nochmals hin, ob sie sich nicht geteuscht. „Hubert!" flüsterte sie und wurde hochrot und wieder blaß... Dann trat sie einen Schritt seitwärts, um nicht gesehn zu werden. Sie faltete die Hände und legte sie aufs Herz und sagte nochmals mit tiefem Atemzuge leise: „Hubert!" — Sie spähte hinter dem Türpfosten hervor, und als sie sich unbemerkt sah, trat sie wieder etwas weiter vor und blickte starr mit ihren großen, dunklen Augen auf den jungen Mann, solange, bis dieser plötzlich mit großen Schritten aufs Haus zueilte und in der Tür verschwand...

Hubert umarmte Vater, Schwester und Tante. —

Im Hause sah ihn zuerst der kleine „Unterenk“ (Viehjunge). Der jauchzte, daß Alle gleich zum Vorschein kamen. Dann lief er in alle Ställe und rief: „Unse Hubert ist widder da!“ — Herzliche Freude über des Sohnes Heimkehr wurde jetzt überall jubelnd laut. Denn Alle, Alle liebten, verehrten den braven Jungen, weil er immer so seelengut, so herzensfreundlich war gegen Alle ohne Unterschied. . .

Und nun mußte er erzählen, wies ihm ergangen in der langen Zeit. Ueber zwei Jahre war er abwesend, und nur vor anderthalb Jahren einmal acht Tage auf Urlaub wieder da gewesen. Jetzt hatte er, so zu sagen, ausgedient und aus besonderer Vergünstigung noch vor der abgelaufenen Dienstfrist Urlaub auf unbestimmte Zeit erhalten.

Hubert hatte in Berlin bei den Gardeküraſſieren gestanden. Er war, was viel sagen will, einer der schönsten jungen Männer in diesem ganzen Regiment. Er hatte über sechs Fuß und war trotz seines schlanken Wuchses sehr kräftig gebaut. Um seine breite Brust und schlanke Hüfte beneideten ihn viele Gardeoffiziere,

mehr noch aber um sein bildschönes, edles Gesicht. Alles stimmte darin glücklich zusammen, das dunkelbraune, krause Haar, die hohe reine Stirn, die großen, tiefblauen, von langen dunklen Wimpern beschatteten Augen, die sanftgebogene Nase, der feine Mund, die frische Farbe. — Er war die Freude, der Stolz seiner Schwadron. Alle Kameraden liebten ihn wegen seines offnen, biedern Karakters und seiner kameradlichen Herzlichkeit und Freigebigkeit. Denn nicht selten ließ er in der Kaserne, obwol, (aus besonderer Gunst) nicht darin wohnend, zum Vergnügen seiner Kameraden einige Taler springen. Die Offiziere zeichneten ihn aus. Er war bescheiden, „stramm“ im Dienst und ein ganz ausgezeichneter Reiter. Schon zu Hause hatte er bei einem Steuerbeamten, einem ausgedienten Husaren-Wachtmeister Unterricht in der Reitkunst genommen und ganz besondere Liebhaberei dafür gewonnen. Sein Leibpferd „Hans“ hatte er selbst aufgezogen und zugeritten. — Vor Allen aber zeichneten ihn die Damen der Residenz aus. Wo er sich nur sehen ließ, besonders an öffentlichen Vergnügungsorten, waren hundert schöne Augen

und in der Oper ein halbhundert Gläser auf ihn gerichtet. „Der schöne Kürassier," „der schöne Rheinländer" waren Beinamen, die ihm manch lieblicher Mund gab. — Wenn der Feldmarschall von Wrangel, wie es seine Gewohnheit und Liebhaberei zu sein scheint, mit jungen, schönen, eleganten Damen spazieren fuhr, wenn er liebenswürdig, galant, wie der jüngste Kavalier das lebhafteste Gespräch mit ihnen führte, so daß sechs bis acht schöne feurige Augen gespannt an seinen welken Lippen hingen, — und dann zufällig, plötzlich unser Hubert am Wagen vorbeiritt, oder gieng, — vorbei wars mit der interessantesten Unterhaltung, all die schönen Augen wandten sich vom Alten ab und blickten begierig auf den jungen Krieger. Leise Ausrufe, noch leisere Seufzer verrieten den Eindruck, den er auf die Damenherzen machte — zum großen Verdruß des edlen, greisen Kriegers, der vielleicht im Stillen denken mochte: „So sah ich früher auch aus! O hätt ich meine Jugend wieder! Ich gäbe dafür gern alle meine Titel, Würden, Verdienste und Orden hin und fienge wieder von vorn an! Meinen Feldmarschalstab für die Jugend!" —

Aber all diese Auszeichnungen machten Hubert nicht eitel. In Berlin, der Metropole der Intelligenz, mit ihren vielen, herrlichen Instituten für Wißenschaft und Kunst fühlte er nur um so tiefer, wieviel seiner Bildung noch mangle. — O wie bedauerte er jetzt, daß er nicht weiter studiert, wenigstens nicht soweit, um die Prüfung der einjährigen Freiwilligen zu bestehn. Aber die bäuerliche, beschränkte Sitte hatte ihn leider zu früh von seinen Studien auf den Acker entführt. Wie beneidete er jetzt seinen Jugendfreund Rainer Hütten, den er stets so geliebt und wegen seiner überlegnen Bildung hochverehrt! Und wie dankte er im Stillen seinem alten Lehrer, dem Pfarrer Bronner, daß er ihm wenigstens eine tüchtige, feste Grundlage mitgegeben, auf der er sicher weiter bauen konnte! — Das tat er jetzt mit allem Fleiß. — Wo Einsicht in den Mangel und das tiefe Bedürfnis höherer Bildung, da ist diese selbst schon halb gewonnen. — Hubert nahm Privatlehrer an. Seine Vorgesetzten, an die er sich deshalb mit dringenden Vorstellungen und Bitten wandte, ließen ihm mit freundlicher Begünstigung um so bereit-

williger viel freie Zeit im Dienst, als er diesen in Kurzem gründlich lernte und stets gewißenhaft erfüllte. — Dazu besuchte er Theater, Museen, Konzerte. Genüße der Wißenschaft und Kunst giengen ihm über alle andern Vergnügen. So sehr manche Kameraden und Studenten, sowie die reichlichen Geldmittel, über die er zu verfügen hatte, ihm Gelegenheit zu allen sinnlichen Genüßen boten, er widerstand der Versuchung. Ländliche Naturen sind kernig, karaktervoll. Er blieb fest. — Freilich konnte er oft nicht vermeiden, öffentliche Feste, Bälle, Gelage mitzumachen. Er ließ sich auch einige Male zu jenen Orten mitschleppen, wo die elegante, verführerische „Demi-Monde" ihr Wesen treibt. Aber so klar, wie sein Blick und Verstand, so rein und ruhig blieb sein Herz. Aller äußere Glanz, aller blendende Schimmer vermochte nicht, ihm das darunter versteckte schnöde Laster zu verhüllen, das den unverdorbnen, von Pastor Bronner in echter Sittlichkeit erzogenen Jüngling zurückstieß und mit Grauen erfüllte. — Doch liebte er kleine, gebildete Kreise. Durch Freunde war er in vielen anständigen Häusern und Familien einge-

führt. Aber auch hier befriedigte ihn auf die Dauer weder die gesuchte, verschrobene Genialität, noch das unnatürliche Schmachten der Damen am Theetisch. — Immer wieder kehrte er zu seinen Studien zurück und machte in den zwei Jahren höchst erfreuliche Fortschritte.

Hubert machte den Seinen viele dieser Mitteilungen. Der Tante Zilligen konnte er gar nicht genug erzählen. Er war ja ihr Augapfel. Sie liebte ihn, wie einen eignen Sohn. Wie innig hatte sie ihn bei seiner Ankunft in ihre alten, jungfräulichen Arme geschloßen, wie zärtlich ihn geküßt! Wie stand sie dann mit großen Augen vor dem Jüngling, indem sie ihrer Bewunderung seiner stattlichen Schönheit in dem Ausruf Luft machte: „Aber lieber Junge! Nun sag mal, was bist Du „auseinandergegangen!" — Wieviel Geld hatte sie ihm heimlich nach Berlin geschickt und immer gesorgt, daß es ihm an nichts fehle. — Jetzt wich sie den ganzen Abend nicht von seiner Seite. Sie wollte immer mehr hören. Zuletzt klopfte sie ihm freundlich auf die Wange und sagte: „Nun sag mir aber auch mal, mein Herzensjunge, wie ists denn noch

mit Deinem Glauben bestellt? Bist Du auch fleißig zur Kirche und Beichte gegangen?"

„„Wenn ich Zeit hatte, gewis, liebe Tante!""

„O seht mir doch den gottlosen Vogel!" rief sie dann schelmisch, „sicher hat er sich mehr nach Mädchen, als Priestern, mehr nach Krinolinen, als Meßgewändern umgesehn! Na, wart nur, sollst hier schon wieder fromm werden!"

„„Glaub mir, liebe Tante, gottlos bin ich in der Residenz nicht geworden, so groß und lockend auch die Verführung ist. Und was die Mädchen dort betrifft, wahrhaftig! die Puppen haben mich alle kalt gelaßen!"" —

„Glaubs Dir ja, lieber Junge! — O das ist brav von Dir!" rief da sichtlich beruhigt die argwöhnische Tante und blickte noch stolzer und freudiger auf den geliebten Neffen. —

Mit seinem Freunde Rainer Hütten war Hubert stets in lebhaftem Briefwechsel geblieben. Rainer hatte ihm offne und ehrliche Mitteilung von seiner innigen Liebe zu Marien, sowie dem Widerstand gemacht, den er bei Huberts Vater und Tante gefunden. Auch die

Rettung Mariens von Schloß Lohe hatte er ihm treu berichtet. Er bat den Freund, wenigstens seinerseits ihm keine Hindernisse in den Weg zu legen, da er nun einmal von seiner Schwester nicht laßen könne. Er hoffe sie glücklich zu machen. — Hubert hatte ihm sogleich erwidert, daß er das schroffe Benehmen der Seinen herzlich bedaure, tief beklage. Aber Rainer solle für jetzt sich nur ruhig halten und zuwarten. Mit der Zeit werde sich schon Alles machen. Gegen die starre religiöse Richtung der Tante Zilligen sei nun einma nicht anzukommen, am Wenigsten mit Gewalt. Man müße schonend und vorsichtig mit ihr zu Werk gehn. — Was ihn, Hubert, betreffe, so wünsche er seiner Schwester keinen beßern Mann. „Du weist,“ schloß er, ich achte Dich als treuen Freund. Ueberdieß kennst Du mich im Punkt der Religion. Ich war immer ein guter, frommer Katholik. Aber alle Uebertreibung und Heuchelei ist mir zum Ekel. Darüber bin ich besonders hier in Berlin mit mir erst ganz aufs Klare gekommen. Ein guter Protestant ist mir so lieb, als ein guter Katholik, beinahe auch als ein guter Jude.

Denn ich habe neulich im Hoftheater Lessings „Nathan der Weise“ gesehn. Der hat meinen Vorurteilen einen gewaltigen Stoß gegeben.“ —

Auch über sonstige Neuigkeiten von Hause hatte Rainer dem Freunde stets Nachricht gegeben. Er hatte ihm unter Anderm ausführlich die ganze Geschichte von ihrem Schäfer geschrieben, der seinen Hirtenstab an den Nagel gehängt und plötzlich ein großer Heiland, Profet und Wunderdoktor geworden, viele Gimpel von Nah und Fern herbei- und viel Geld aus ihren Taschen in die seinige locke. Auch hatte er nicht zu bemerken vergeßen, wie er beim Heimritt vom Ball nächtlicher Weile zufällig den Liebesantrag belauscht, den der fromme Schäfer der schönen Anne gemacht, wie diese ihn aber derb abgewiesen und ihn einen Betrieger genannt. Er schrieb auch, wie er am andern Tage Annen mit dem Schäfer geneckt habe, und diese vor Verlegenheit und Ueberraschung ganz rot geworden und ihn mistrauisch angeguckt habe, als wollte sie sagen: „Hast Dus mit dem Bösen zu tun, daß Du Alles weist?“ —

Diese Mitteilungen hatten Hubert aufs Höchste

belustigt. Daß Anne, die gute, liebe Anne den rotharigen verschmitzten Schelm so derb abgewiesen, den er von jeher unter allen Dienstleuten am Wenigsten leiden konnte, das hatte ihn besonders gefreut. Er hatte Annen vor anderthalb Jahren zuletzt gesehen. Da war sie etwa 17 Jahre alt. Ihre Schönheit hatte ihn schon damals nicht kalt gelaßen. Von ihrem Fleiß, ihrer Herzensgüte und Frömmigkeit aber wusten ihm Marie und sogar Tante Zilligen nicht genug zu rühmen. Anne war aus guter Familie und hatte guten Unterricht gehabt. Ihr Vater war Pächter eines großen Guts und ziemlich vermögend gewesen. Aber er war ein ebenso schlechter Wirtschafter, als Hausvater. Zuletzt aus Mismut dem Trunk ergeben, war er früh gestorben, und hatte seine Familie in bittrer Not zurückgelaßen. Da muste sich Anne entschließen, eine Herrschaft zu suchen. Diese fand sie auf dem Kranzhof, wo sie seit ihrem sechzehnten Jahr als Magd diente. Ihren Lohn schickte sie der armen Mutter, die mit zwei jüngern Kindern in Dürftigkeit lebte. — —

Am frühen Morgen des andern Tags, da es kaum

dämmerte, war Hubert schon im Felde. Er musterte alle Aecker, um zu sehen, was seit zwei Jahren darauf gestanden, und ob man nach richtigen agronomischen Grundsätzen verfahren sei. Dann gieng er durch die Wiesen und Büsche, und gelangte endlich, befriedigt von seiner Rundschau, auf den, vom Kranzhof nach dem nahen Städtchen führenden Kirchweg. Er folgte diesem und gieng unwillkürlich langsamer. —

Da klang der Glockenschlag vom nahen Kirchturm voll und hell zu ihm herüber. Jetzt erst fiels ihm ein, daß es ja Sonntag war... Es war so einsam, friedlich, feierlich rings. Die ganze Natur in ihrer Sabbatstille schien Gott den Herrn zu preisen... Unwillkürlich zog ein frommer Ernst in seine Seele. — Er blickte zum klaren Himmel auf. Seine tiefsten, besten Gedanken und Gefühle waren aufgeweckt. Nie war ihm so leicht und so wol, so freudig und so dankbar zu Mut gewesen. —

Da sah er auf dem Weg vom Städtchen her eine weibliche Gestalt sich nähern. „Die ist gewis schon in der Frühmesse gewesen," dachte er... Plötzlich erkannte

er an den Umrißen des Körpers und am raschen gehobnen Gang Annen, die Magd. Er hatte sie zu Hause noch nicht wiedergesehn. Eine leise Freude durchzitterte ihn... Aber sie hatte ihn schon aus weiter Ferne längst gesehn und erkannt. Wieder hatte ein leiser Schreck sie ergriffen; aber dießmal gieng er rascher vorüber, als am Abend vorher, beim ersten, plötzlichen Anblick... War sie nicht gleich darauf, gestern, am selben Samstagabend, noch zur Beichte geeilt? Hatte sie nicht reuig bekannt, daß eben ein sündhaft Verlangen sie ergriffen, daß sie mit Sehnsucht einen gewissen jungen Mann angeblickt, und daß sie noch immer dieses Gefühl nicht bannen könne aus ihrem Herzen? Hatte sie nicht, nach des Priesters Gebot, die böse Regung zu bezwingen gesucht, bis jetzt gefastet und 50 Aves gebetet? War sie nicht auch heute in erster Sonntagsfrühe wieder zur ersten Messe geeilt und hatte sich, wie gestern Abend, reuig, demütig niedergeworfen vor der reinen, gebenedeiten Jungfrau, die nie einen bösen Gedanken im keuschen Busen gehegt, die sich stets vor Gott gedemütigt in frommer Entsagung, auch wenn ein

Schwert durch ihre Seele drang? Und war sie nicht jetzt endlich wieder etwas erleichtert und beinah so ruhig, wie an frühern Tagen, da sie ihn noch nicht wiedergesehn, an den sie freilich oft gedacht in stiller Wonne und Sehnsucht?! —

Und doch — als Hubert jetzt in voller Schönheit und Morgenfrische vor ihr stand, als sie grüßend zu dem Jüngling aufblicken und in seine stralenden Augen schauen muste, ach! da wars ihr mit einmal wieder gerad, wie gestern. Sie schlug die Augen nieder und wurde purpurrot. So stand sie da in ihrer ganzen jungfräulichen Lieblichkeit, — die Magd vor ihrem Herrn . . .

Hubert war entzückt von ihrem Anblick . . . Wie rührte ihn soviel Schönheit und Demut! . . .

„Gib mir die Hand, liebe Anne!“ sagte er — „Dich allein hab ich ja noch nicht wiedergesehn! — Warst Du schon in der Frühmesse?“

„„Ja, Herr!““ sagte Anne leise und vor sich blickend. Dabei zog sie langsam ihre Hand aus der Huberts.

„So hast Du gewis auch gestern Abend gebeichtet?"

„„Ja, Herr!""

„O was hast Du denn zu beichten, Du gute reine Seele?!"

„„Ach Herr! Was fragt Ihr?"" flüsterte Anne wieder errötend und tief atmend.

„O es ist gewis nichts Böses!" rief Hubert innig — „Sie haben mir ja immer von Hause geschrieben, daß Du so fleißig, sittsam und fromm geblieben, wie damals, als ich Dich verließ! — Ich muß Dir etwas sagen, Anne! Willst Du mich anhören?"

„„Ach ja, Herr!""

„Ich habe in den zwei Jahren viele Mädchen gesehn, schöne, reiche, vornehme, sittsame Mädchen — aber Alle waren nicht, wie Du, Anne! — Du bist schön, gut, lieb und fromm, Du verstehst unsere Wirtschaft aus dem Grunde. Sag, Anne, willst Du mein Weib werden?"

Ruhig und innig hatte Hubert gesprochen und Annens Hand ergriffen. Aber bei den letzten Worten blickte sie, von glühender Röte übergoßen, mit hoch=

wogendem Busen zweifelnd zu ihm auf. Die plötzliche Frage hatte sie so mächtig überrascht, daß sie einen Augenblick zusammenzusinken drohte. Hubert umfaste sie, hielt sie aufrecht, zog sie an sich . . .

Nach einer Pause, in der sie sich etwas erholt, wand sie sich sanft aus seinen Armen und sagte leise und seufzend:

„„O Herr, das geht ja nimmer an! Wir sind so weit von einander! Ich bin Eure arme Magd! — Ich hab Euch gestern zuerst gesehn, als Ihr ankamt und auf dem Hof standet —““

„Du, Du hast mich zuerst gesehn?! Und hast Dich nicht gefreut, daß ich wieder da bin?“

„„Ach ja, mächtig, mächtig, Herr! — Ach fragt mich nicht! — Aber dann dacht ich, es sei ja sündlich, daß ich mich so gefreut, und Euch so heimlich lange angeschaut — drum hab ich gestern ja noch gebeichtet! Und nun o last mich! Ach es darf ja nimmer sein!“

„Also das war die Sünde, die Du gebeichtet?!“ rief Hubert und seine ganze Seele jubelte — „daß Du mich gern siehst, daß Du mich liebst?! — O Anne!

Liebes, liebes Mädchen! Nun ich weiß, daß Du mir gut bist, wie ich Dir — o nun mag die ganze Welt „Nein!“ sagen, ich sage: Mein bist Du, und mein Weib sollst Du werden!“

Er drückte sie stürmisch ans Herz und küßte sie...

Anne widerstand ihm nicht, aber sie sagte mit glühendem Gesicht und wogendem Busen leise flehend:

„„Ach, lieber Herr! Ich bitt Euch, laßt mich jetzt!““

Und wie sie dabei innig zu ihm aufblickte mit ihren großen dunklen Augen, woraus jene tiefe wunderbare Schwermut stralte, die sonst gleich Jedem auffiel und Jeden so unwiderstehlich anzog — da ließ Hubert sie sogleich aus seinen Armen los.

Aber er ergriff noch einmal ihre Hand und sagte innig: „Wie Du willst, Anne! Geh jetzt! Aber überlegs Dir! Bei Gott! Es ist mein heiliger Ernst und fester Wille! Du, oder Keine!“ —

Anne sagte nichts. Sie wandte sich, noch immer tiefatmend und ging langsam fort. Die Ueberraschung war ihr in alle Glieder gefahren. Wars Schreck?

Wars Wonne?... Erst allmählich kehrten ihre Kräfte wieder. Doch waren ihre Schritte nicht mehr so rasch und leicht, als sonst... Hubert sah ihr lange, lange nach... Sie wagte nicht, umzusehn. Erst als sie weit entfernt und schon nahe am Hofe war, blickte sie noch einmal verstohlen zurück. Dann eilte sie, so rasch sie konnte, ohne sich aufzuhalten, auf den Kranzhof, ins Haus, die Treppe hinauf auf den Söller, in ihr Kämmerlein... Dort setzte sie sich erschöpft aufs Bett, legte die Hände zusammen, blickte empor und ihre Lippen bewegten sich lautlos... Sie betete inbrünstig leise, leise, lange, lange...

Am Nachmittag dieses Sonntags wars. — Alle Schüßeln und Teller vom Mittag waren gespült und wieder an ihren Platz gestellt. Herr Kranz ruhte von seinen „Spekulazionen" und Tante Zilligen von ihren Andachtsübungen in stiller Nachmittags-„Innung." Marie war auf ihrem Zimmer, vertieft in einen Brief Rainers. Anne aber saß allein in der Küche, strickte und... Da trat Hubert zu ihr herein. Sie sprang auf, ließ das Strickzeug fallen. Er stand vor ihr,

breitete die Arme aus, sah sie liebevoll an und sagte nichts als: „Anne!“ — Da wogte wieder ihr junger Busen hoch, aber nicht vor Angst, sondern vor Wonne... Sie sank willig an sein Herz... Wieder blickte sie zu ihm auf mit ihren großen dunklen Augen; aber keine Schwermut mehr, die ganze reine himmlische Seligkeit der Liebe überstralte daraus den entzückten Jüngling und innig rief sie leise, leise: „Hubert!“

Druck von H. W. Schmidt in Halle.

Rom am Rhein.

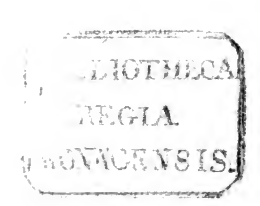
Roman aus der Gegenwart

von

einem Gläubigen.

Zweiter Band.

Bonn.
Rheinische Verlagsanstalt.
1861.


LIOTHECA
REGIA

Inhalt.

Zehntes Kapitel.

Die Kirmeß.

Der Winter, mit seiner, auf dem Lande immer gleichen, schläfrigen Eintönigkeit war vorüber. Der junge Frühling weckte neues Leben in der Natur. Menschen und Tiere wurden wieder munter und lebendig. Singend trieb Morgens der kleine Unterenk seine zwanzig Kühe auf die Frühgraswiese. Pfeifend zogen die Knechte hinter den Pferden ins Feld mit Pflügen, Eggen und Satsäcken. — Und der Mai kam. Die Sat war aufgegangen und wogte schon, vom Wind bewegt, trotz hellem Sonnenschein in dunklen Wellen. Und mitten aus den dichten, hohen Halmen lugten versteckt die ersten Kornblumen und Kamillen mit großen un=

schuldigen Augen hervor. Der Raps stand in herrlicher Blüte, verbreitete weithin seinen köstlichen Duft und lockte Legionen fleißiger Bienen an, die, ihre Verwundrung und Freude über die Masse der süßen Ausbeute summend, auf und über ihm schwebten. Schon war das erste Gras geschnitten. — Aber dann trat eine Pause ein in der Feldarbeit. Der Landmann sah mit verschränkten Armen ins Wetter und betete, daß der Regen aufhöre, oder der Himmel ihn vor Hagelschlag bewahre, der zwei Meilen weiter auf 300 Morgen kurz zuvor die schönsten Ernteaussichten zerstört hatte. Er sammelte neue Kraft zu der schweren Arbeit der bevorstehenden Ernte. . . Da — während sonst fast überall dieser Freudenruf erst im Herbst nach getaner Arbeit zu erklingen pflegt — riefs nach einem alten Brauch schon jetzt auf Kranzhof und dem nächsten Dorf: „Hurrah! die Kirmeß ist da!"

„Kirmeß!" O welche Fülle idillischer Poesie vereinigt sich in diesem kleinen Wort! „Es ist Kirmeß!" O wie süß und lieblich klingt das in die Ohren aller Landbewohner, vom Greise bis zum Kinde! Wie

verklären sich bei diesem Ruf die trüben Augen, wie schwinden sogleich alle Falten von den sorgenvollen Stirnen, welche Freude zieht ein in alle Herzen und macht sich Luft in lautem, harmlosem Jubel! —

Und nun wird mancher freundliche Leser, der dieses Landes Brauch nicht kennt, denken: „Was muß das wol für ein großes, schönes Volksfest sein, bei dem nichts fehlt — Scheibenschießen, Zelte im kühlen, duftigen Walde, mit allerlei köstlichen Getränken und Leckerbißen, herrlicher Musik, ländlichen Bällen, wo die gemeinsame Freude alle Stände vereint, wo der Schneidergesell mit der Hofdame tanzt, — dann große Buden mit Braunschweiger Honigkuchen und Mädchen, die ihre mit unechten Ringen besteckten Finger winkend erheben und mit geschminkten Wangen und schmachtendem Blick verlockend rufen: „Hören Sie määl!“ — Dann alle möglichen andern Volksbelustigungen — Seiltänzer, Tierbuden, Panoramas, Athleten, die mit Trompetengeschmetter und heiserm Geschrei: „Herein! Es geht los! Hier ist zu sehen, was noch nie gesehn — für einen Silbergroschen!“ das Volk anlocken. — Aber all

diese hochgespannten Erwartungen des freundlichen Lesers muß der Autor leider herabstimmen. Ein Par kleine Zelte mit Spielwaren und Süßigkeiten, um welche die Burschen ihre Mädchen gegen Einsatz eines Groschens auf einem Brett „drehen" laßen, ein Par unter der Decke des niedern kleinen Tanzbodens der Dorfschenke kauernde Dorfmusikanten, die auf abgenutzten Instrumenten keine Sfären- aber eine Katzenmusik, einen wahren Höllenlärm verüben, in den Häusern frischer „Weck" (Weißbrod) und „Grönfleesch" (Rindfleisch), Leckerbißen, die sonst das ganze Jahr nicht auf den Tisch kommen, — das sind dem Augenschein nach die einzigen äußern Besonderlichkeiten dieses Fests, von dem allerdings der verwöhnte Städter mit Spott und Verachtung sich abwendet. Aber all diese Anstalten sind mehrmals hinreichende Mittel zu köstlichsten Vergnügen für dieses genügsame Landvolk. Denn die Hauptsache ist ja die reine, festliche, fröhliche, jubelnde Stimmung aller Gemüter, die an den drei Tagen der „Kirmeß" alle Sorgen und Mühen des Lebens vergeßen, ihre höchsten Ansprüche in bescheidner Mäßigkeit

reichlich befriedigen und dann mit frischer Kraft gestärkt wieder an die gewohnte Arbeit gehn. — Die jungen Burschen rauchen, „wie die Hären“ an diesen Tagen ausnahmsweise und mit sonderbar linkischem Anstande Cigarren, aber keine Havannah, sondern echtes deutsches Pfälzer Kraut, das Stück zu zwei Pfennigen. Sie trinken ihre zwei, auch drei Glas „Braunbier,“ ein seltsames Gebräu aus etwas Hopfen und verbranntem Malz, abgeklärt mit Kälberfüßen. — Aber welche Lust für die Jungen, daß sie an diesen Tagen im ungestörten und ungeteilten Besitz ihrer Mädchen sind! Jeder Bursch führt im Triumpf seinen Schatz auf den Tanzboden. Da wird gesprungen und gerutscht in originellen deutschen „Pas,“ die alle „Françaisen, Polken und Mazurken“ verhöhnen, und gejauchzt und gejubel und in Ehren gescherzt, gekost und geküßt die ganze Nacht bis an den lichten Morgen. — Die Kinder reiten und fahren auf einem kleinen „Karussel,“ das unter Trommelschlag und dem Gewimmer einer kleinen verstimmten Handorgel unaufhörlich sich dreht. Oder sie ziehen durchs Dorf, überglücklich auf den gekauften Flö-

ten und Harmonikas gellende, herzzerreißende Töne blasend. Und wenn sie endlich müde und atemlos sind, kauen sie zur Erholung mit furchtbarer Anstrengung der Kinnbacken an einem zähen Honigkuchen. Ja, in der Kirmeß muß was draufgehn! Alle wollen wenigstens ein Par Tage leben, wie die „Hären" alle Tage im Jahr leben. — Der kleine „Unterenk" vom Kranzhof ließ heute seine Kühe im Stich und lief jauchzend ins Dorf, obgleich er bloß 8 Pfennige im „Sack" (Tasche) hatte. Heut will er sich was Besondres zuguttun. Er läuft zum „Winkelier" (Krämer) und fordert stolz für 6 Pfennige möglichst viel von „dem leckern Dingen (Zeuge), wo die Hären nur e kleen winnig van eßen." Nach vielem Hin- und Herfragen versteht der Krämer endlich, daß er „Mostrich" (Senf) meint und gibt ihm einen großen „Klatsch" davon in Papier mit. Glücklich springt der Junge mit dem vermeintlichen Leckerbißen davon, eilt an einen einsamen Ort, wo er begierig auf einmal die ganze Porzion verschlingt. — Aber o! was schneidet er dann für ein schiefes, saures, klägliches Gesicht! Wie gehen

die Augen ihm über, daß die hellen Trähnen über seine frischen, roten Backen laufen! — Nachdem er eine Viertelstunde gespuckt, und ein Mal über das andere verwundert gerufen: „Bah!! Wo is et müggelich, dat de Hären esu jett fressen künnen!“ springt er an eine Bude und kauft sich für seine übrigen 2 Pfennige ein Stück Honigkuchen, was seinen Geschmack wieder beßert. Aber dann hat ers auch satt und läuft, so rasch er kann, nach seinem Kranzhof zurück, um, wenn auch bisher kein Brocken für ihn abfiel, wenigstens all die leckern Braten zu riechen, welche dort gerade jetzt gespeist wurden. —

Wie hoch giengs aber auch in der Kirmeß auf Kranzhof her! Welch große Anstalten waren schon längere Zeit vorher für die festlichen Tage gemacht! Da war ein Rind, ein Kalb und ein Spanferkel gemästet, auserlesene Tauben, Hähnchen, Enten, Schruten waren allein gesetzt und reichlicher gefüttert, als das andere Federvieh, das mit neidischem Aerger diese Auszeichnung ansah und nicht ahnte, daß es den armen Bevorzugten nächstens an die Kehle gehen werde. Seltne Gemüse



und Leckerbißen waren in der Stadt bestellt. Acht Tage vorher ergiengen die Einladungen an Verwandte und Freunde. Drei Tage vorher traf schon die fremde Köchin ein, die ihre Kunst üben sollte. Das ganze Haus war „geschruppt," alle im ganzen Jahr verborgnen Silber- und Goldgeräte waren ans Tageslicht gebracht und vorsichtig geputzt.

Herr Kranz war wieder in froher Stimmung. Er hatte sich mit seinen Gläubigern dahin geeinigt, daß er 16000 Taler bar zahlte, und versprach, den Rest des Schuldkapitals zu verzinsen und in jährlichen Abschlagszahlungen von mindestens 2000 Taler zu tilgen. Auch Tante Zilligen sah trotz ihres frommen Ernsts den von Jugend auf gewohnten Festtagen fröhlich entgegen. Hubert und Anna schwelgten im reizenden harmlosen Vollgenuß ihrer „heimlichen, stillen Liebe, von der Niemand nichts wuste," auch vorläufig nichts wißen sollte. Nur Marie war still und traurig. Denn was halfen ihr all die äußern festlichen Anstalten, da ihr ja der Eine fehlte, den sie ersehnte, und ohne den sie nicht in

den Festjubel einstimmen konnte. Ach, der geliebte Rainer durfte ja nicht kommen!

Gegen Mittag des ersten Kirmeßtags fuhren eine Menge „Tilburies“ und „Chaisen“ von altmodisch schwerfälliger Form im Kranzhof ein, und heraussstiegen mit langsamer Bedächtigkeit und nicht geringer Anstrengung „däftige“ Halfen, dicke, stattliche Männer, und noch dickere, stattlichere Frauen mit ihren geputzten Töchtern. Die Söhne kamen meist zu Pferde an. Alle wurden in der weitgeöffneten Haustür von dem Wirthe förmlich und feierlich empfangen und in die Statszimmer geführt. Gleich darauf kam ein Halbduzend Flaschen Wein, und es wurde zum Willkomm ein „Spezial“ getrunken. Weder die erste Begrüßung noch die spätere Unterhaltung dieser Verwandten und Freunde war herzlich, fröhlich, oder gar laut. In Allem verlangte die Sitte eine steife, förmliche Zurückhaltung und Gemeßenheit. — Auch Herr Gans mit seiner Frau und Tochter Stina war angekommen. Sie war glücklich nach mehr als neunmonatlicher Abwesenheit von ihren Verwandten aus Baiern zurückgekehrt. Sie sah

etwas blaß. Das fröhliche, harmlos plaudernde frische Mädchen unsres ersten Kapitels erkennen wir nicht wieder. Sie war ernst und still geworden. Das fiel auch allen ihren Freundinnen auf, die da meinten, wenns ihr im Baierland auch mächtig gefallen, daß sie so lange dort geblieben, wären doch die Menschen da gewis zu düster und fromm, und Stina hätte was „mitgekriegt.“

Einer der letzten Gäste, die ankamen, wies die Vornehmen machen, war — Herr Wichtig. Er hatte einen neuen glänzenden schwarzen Rock, und tadellose weiße Weste, Binde und Handschuhe an. Seine Vatermörder waren noch höher, als sonst und rieben die Ohrzipfel wund. Seine vollen Wangen stralten Gesundheit und Würde. Seine großen Gallert-Augen blickten noch viel stolzer und herausfordernder umher, als ob er sagen wollte: „Kennt Ihr mich noch? Was sagt Ihr nun?“ — Ja, es war eine große, eine wunderbare Veränderung mit Herrn Wichtig vorgegangen. Verschwunden war der böse, alte „Familienfehler,“ jene sanftabfallende, glänzend kahle Fläche, an der, wie an

steiler Gletscherwand, die Augen gerade der Schönen, auf die der Meister es besonders abgesehn, immer zweifelnd und erkältet abglitten, ohne daß sie, wie ers so sehnlichst wünschte, den holden Eindruck seines stattlichen gesunden Körpers tief in ihre Herzen einsogen. Verschwunden war die fatale Glatze, die der Gegenstand so vieler hämischer Bemerkungen, heimlicher Spöttereien und Verlästerungen, sovielen Verdrußes für seine Eitelkeit und leider auch die Ursache seines vielen Unglücks in der Liebe gewesen war. — An ihre Stelle war eine stattliche dunkelbraune Perrücke getreten, so teuschend, daß auch der schärfste Beobachter dieselbe für eignes Haar hielt, obgleich es vielleicht erst jüngst vom Kopf eines hingerichteten Verbrechers abgeschnitten war. An den Seiten ringelten sich zwei kokette, reizende Löckchen, die bei der geringsten Kopfbewegung oder dem leisesten Luftzug kosend des Meisters dicke, rote Backen küßten. Es war, besonders für Damen, ein pikanter, gefährlicher Anblick. Auch wandten sich gleich bei seinem Eintritt die Augen aller jungen Mädchen plötzlich auf den, um mindestens zehn Jahre verjüngten Meister, der in sei-



ner ganzen junggeselligen Liebenswürdigkeit die vorher so stolz herausfordernden Blicke schämig zu Boden schlug, sich seines großen Erfolgs erfreute und heimlich dabei ausrechnete, daß an diesen zwölf bis achzehn auf ihn gehefteten Mädchenaugen zugleich Mitgiften von im Ganzen etwa einer halben Million hiengen... Es war ein großer für des Meisters Leben entscheidender Moment... Selbst, als einige der jungen Mädchen die Köpfe zusammensteckten, leise flüsterten und kicherten, er blieb froh im Gefühl seines sichern Triumpfs. Hatte sich dieser doch bereits glänzend bewährt. Im benachbarten Städtchen war die Perrücke ein wahres Ereignis gewesen. Vierzig Schüler hatten die Kunde von der wundervollen Verjüngung ihres Meisters in alle vier Weltgegenden getragen, und schon am Abend des ersten Tags wusten sie achzig junge Mädchen, die Schwestern der „Studenten.“ Alle waren begierig, ihn zu sehn. Viele, die dieses Glück hatten, waren entzückt von der glücklichen Verwandlung. Selten hatte wol die Haarkunst einen so glänzenden Triumpf gefeiert, selten auch der Meister. Und dem erhebenden Gefühl desselben ent-

sprechend, wurde auch bald sein Auftreten sicherer, dreister. Er näherte sich alsbald galant den Damen, besonders Marien und entwickelte all seine Liebenswürdigkeit — bis die von den Alten langersehnte Aufforderung: „Ists gefällig zu Tisch zu kommen?“ der zarten Unterhaltung ein Ende machte. —

Nun giengs zu Tisch. Es war gegen 1 Uhr. Man fieng früh an, um recht lange und mit Muße zu genießen. Für die pünktlich an den Glockenschlag 12 gewöhnten Magen der Alten wars eigentlich schon zu spät, wenigstens hoch Zeit. Aber absichtlich hatte man solange gezögert und „spezialisiert,“ um den Appetit noch mehr zu reizen. — Unter vielen Förmlichkeiten nahm man Platz. Herr Wichtig kam zwischen zwei reiche, hübsche Erbinnen, und Marien gerad gegenüber zu sitzen. Die Suppe erschien. Es wurde still gebetet. Die kräftig eingekochte Brühe von 50 Pfund fettem Ochsenfleisch fand vielen Beifall, da die Meisten ihre Porzionen mehrmals erneuern ließen. — Dann kam ein mächtiger saftiger Rindsbraten, der dem vollendetsten „Roastbeef“ nichts nachgab, mit gebratenen Kartoffeln

und allerlei saurem Eingemachten, kleinen Gurken, Perlzwiebeln, roten Rüben. — Darauf die verschiedenen Gemüse mit reicher Zukost, unter denen die Tafel fast zusammenbrach. Frische, zarte, selbstgezogene, wie fremde Gemüse waren in Ueberfülle vorhanden. Aber die deutsche kräftige Küche herrschte entschieden über die französische. Es fehlte vor Allem nicht das beliebte „Sauerkraut“ mit „Schnüschen und Oehrchen“ (Schweine-Schnauzen und Ohren) und dem herrlichen, duftenden „kroß“ gebratenen Spannferkel, das von Fett triefte, als ob es noch über seinen jungen Tod weinte. Dann kamen als kleine Lückenfüller verschiedene Pasteten, kalte und warme Puddinge. Darauf die zahllosen Braten, alle in strenger langsamer Folge: Kalbsbraten, Hähnchen, Tauben, Enten mit allerlei Salaten und Eingemachtem. Endlich die Krone derselben, der fette, saftige, gefüllte „Konsistorialvogel,“ gewöhnlich Puter-Truthahn, oder „Schrut“ genannt, mit seinem verschiedenartigen leckern Fleisch, hier durch drei große prachtvolle Exemplare vertreten. Und nach manchen andern Gängen endlich der reichliche Nachtisch, eine

Menge „Tarten“ und „Leckersch.“ — Dem Wein wurde tüchtig zugesprochen. Es waren drei bis vier Sorten da, Moselwein, Rheinwein, Bordeaux und Champagner, alle vorzüglich bis auf den letztern, der Koblenzer Fabrikat war. — Kurz, es war eine reiche, herrliche, kräftige Kost, an der ein Städter sich leicht den Magen verdorben hätte. Aber diese fernigen, gesunden Landbesitzer sahen, nachdem sie von jedem Gericht mindestens zwei reichliche Porzionen genoßen, noch mit scharfen Augen musternd umher, ob ihnen vielleicht etwas entgangen war. — Besonders Herr Gans war vertieft in seine Lieblingsbeschäftigung, die er heute so recht völlig und genüglich üben konnte. Seine Wangen glühten, seine Augen blickten, während er mit vollen Backen am Sauerkraut und Spannferkel arbeitete, stillzufrieden um sich, bis sie zufällig auf seine schräg gegenübersitzende Tochter fielen, welche wenig aß. Einen Augenblick hielt er inne. Eine Trähne lief über seine rote Backe. Dann nahm er einen neuen, größern leckern Bißen, käute, schluckte seinen stillen Kummer nieder, und dämpfte so rasch die schmerzliche Aufwallung des

treuen Vaterherzens. — Herr Wichtig schwelgte heute in dem langentbehrten, geliebten Genuß der Wonnen einer wolbesetzten Tafel. Er war ein Feinschmecker in Speisen, wie in Wein. Während der Mahlzeit vergaß er über all den leckern Schüßeln und seinem hochgefüllten Teller fast ganz seine schönen Nachbarinnen. Er füllte ihnen nur eiligst ihre leeren Gläser; aber sprach fast so wenig, als ein Trappist. Erst beim Nachtisch, als sein Antlitz von den stillen Arbeiten und siegreichen Erfolgen seiner Backenknochen in voller Würde glänzte, wurde er gesprächig und außerordentlich zutraulich, so daß sein Rechts sich öfters errötend seitwärts drehte, und sein Links das Taschentuch vors Gesicht hielt und kicherte. Nur mit Marien konnte er gar nicht ins Gespräch kommen, zumal, da diese meist als Wirtin draußen war.

Gegen sechs Stunden dauerte dieses ländliche Mahl. Am Ende desselben saßen die Gäste steif und still, mit glühenden Gesichtern. Die Meisten hätten wol kaum drei Bißen mehr beherbergen können. — Und draußen am Küchenfenster harrte nun schon drei Stunden lang als treue Schildwache der kleine „Unterenk.“ Gleich

nach seiner Rückkehr aus dem Dorf hatte er sich dort postiert. Hundertmal war er am Fenster emporgeklettert, um wenigstens einen flüchtigen Blick der „luter lecker Dingen“ (vielen Leckerbißen) zu erhaschen, und so oft ein Gericht auf die Tafel getragen wurde, war er in die Hoftür gesprungen, und hatte, seine großen Nasenlöcher noch weiter öffnend, begierig die süßen Gerüche wie Opferdüfte eingesogen. Er war hungrig. „O!“ dachte er — „wat sind de Hären doch glücklich, dat se so vülle (viel) lecker Dingen fressen künnen (können)!“ Ach, wie sehnte er sich, nur „ä kleen winnig“ von einer vollen Schüßel zu proben! Er suchte sich auf alle Weise bemerklich zu machen. Umsonst! Keiner beachtete ihn. Kein Brocken fiel für ihn ab ... Als das Mahl beendet war, stand er noch eine volle Stunde auf der Lauer. Dann steckte er seine schmutzigen Hände in die Hosentaschen und schlich hungrig und verdrießlich davon. Aber schon nach wenigen Schritten pfiff er allen Hunger und Kummer laut und hell mit der lustigen Melodie eines Volkslieds fort und harrte geduldig auf sein frugales Abendbrod, bei dem er, als letzter

Dienstbote, auch meist nur die schlechtesten Brocken erwischte.

Nachdem die Gäste eine Tasse starken Kaffee getrunken, schlenderten sie in den Garten und ins Feld. Aber sie giengen weder schnell, noch weit. Kaum hatte es acht geschlagen, da wurden sie, also schon nach einer Stunde. wieder von verschiedenen dienenden Geistern zum Abendeßen gerufen. Du staunst vielleicht über die kurze Pause zwischen zwei Hauptmahlzeiten, lieber Leser. Aber dennoch ist es genau, wie der Autor es aus eigner Erfahrung berichtet, der sich damals auch höchlich verwunderte und mit tiefem Seufzer die Worte flüsterte: Ist es denn menschenmöglich?!

Ja, dieses Halfengeschlecht hat absonderliche Magen, und kaum möchte eine Menschenrace in dieser Hinsicht sich mit ihm meßen können. Jetzt zeigten sie sich so recht in ihrer ganzen Magengröße. Viele, wenigstens alle die Aelteren, folgten willig dem Ruf, der ihnen so lieblich in die Ohren zu klingen schien, als ob sie seit gestern gefastet. Noch einmal sprachen sie, gleichsam um Abschied zu nehmen, gehörig allen Speisen zu, die

teils aus den leckersten Resten des Mittagmahls, teils aus neuen erfrischenden und zum Trinken reizenden Gerichten bestanden. Dann blieben die alten Herrn regungslos hinter den Flaschen sitzen bis in die tiefe Nacht. — Die jungen Leute giengen in ein anderes Zimmer und spielten Gesellschaftsspiele um Pfänder. Da gabs bei der Einlösung köstliche Scherze, deren Gegenstand nicht selten Herr Wichtig war. Da entwickelten sich auch zarte Beziehungen. Herr Wichtig suchte es schlau immer so einzurichten, daß er bei Marien zu sitzen kam. Durch ihre eisige Kälte, ihre kurzen Antworten ließ er sich nicht abschrecken, ihr immer wieder die grösten Verbindlichkeiten und Schmeicheleien zu sagen und sie vor allen Damen auszuzeichnen. Der Wein war ihm „in die Krone“ gestiegen. Als seine Zudringlichkeit immer größer wurde, konnte Marie sich nur dadurch retten, daß sie das Zimmer verließ. Sie eilte in den Hof. Tief dämmerte schon der Abend Er war herrlich. Ein linder, kühler Nachtwind wehte ihr entgegen. Sie gieng weiter durchs Tor auf den Feldweg. Und wie sie langsam, traurig dahin wandelte,

dachte sie sehnsuchtsvoll an den Geliebten und seufzte tief. Wie entbehrte sie ihn besonders heute! Unter lauter Fröhlichen war sie allein verstimmt. Bei dem Lachen und Jubeln der jungen Leute hätte sie weinen mögen ... Plötzlich sah sie die Umriße einer dunkeln Gestalt vor sich. Erst, als dieselbe fünf Schritt vor ihr war — erkannte sie plötzlich — den Geliebten und flog jubelnd in seine Arme. — Rainer war durch eine dringende Angelegenheit von Bonn nach Hause gerufen. Von Sehnsucht getrieben, hatte er noch einen Abendgang nach dem Hof der Geliebten gemacht, um ihr wenigstens etwas näher zu sein, wenn er auch schmerzlich darauf verzichtete, sie zu sehn, und alle Kirmeß-Gäste des gastlichen Hauses beneidete, das für ihn allein verschloßen war. — Die Liebenden waren selig. Sie hatten sich soviel zu sagen! —

Auch Hubert hielts nicht mehr unter den jungen Leuten aus. Die Scherze und Neckereien, die zarten Andeutungen und Annäherungen, durch welche drei oder vier junge Mädchen um die Wette den schönen jungen Krieger zu erobern suchten, ließen ihn kalt, stießen ihn

ab. Er dachte nur an sein schönes, süßes Aennchen, das allein ihm gefiel. Die letzten unruhigen, arbeitvollen Tage hatte sie sowenig Zeit für ihn gehabt. Auch fehlte alle Gelegenheit zu heimlicher Zwiesprache. — Jetzt, dachte er, werden sie doch endlich in der Küche fertig sein. Auch er gieng in den Hof. Da war kein Mensch zu sehn. Denn die fremden Knechte wurden im Gesindezimmer bewirtet und ließen sichs wolsein. Hubert warf einen Blick durchs Küchenfenster. Da saß die Köchin mit ihren Gehilfinnen totmüde, verstimmt zwischen den leeren ungespülten Schüßeln und Tellern, trauernd, wie die Jüdinnen auf Babilons Trümmern saßen... Auch Anne war dabei... Aber plötzlich stand sie auf und kam heraus in den Hof... „Anne!" rief Hubert leise... „Hubert!" antwortete sie ebenso leise. — Er zog sie fort, bis zu jener Kellervertiefung. Die Tür stand heute offen. In der Vorhalle setzten sie sich und plauderten süß in seliger Umarmung. —

Aber Einer hatte sie doch gesehn! Das war der Schäfer von Emten! — O welche Veränderung war mit dem Profeten vorgegangen! Als



seine Wunderkuren mislangen, rief er noch lauter mit heiserer Stimme Gott und die heilige Jungfrau an. Vergebens. Die Gläubigen zogen sich allmählich kühl und entteuscht zurück. Die Prozessionen und Wallfahrten wurden immer dünner und seltner. Endlich hörten sie ganz auf. Nur dann und wann kamen noch einige verstreute Zugvögel, aber sie waren arm. Die reichen Gimpel blieben ganz aus. Verschwunden war der Heiligenschein von seinem roten Haar, verschwunden der lange, schwarze Talar von seinem hagern Leibe. Er hatte den alten Schäferkittel wiederangezogen, den durchlöcherten verwitterten Filzhut wiederaufgesetzt und den Schäferhaken wieder vom Nagel herabgenommen. Er hütete wieder nach wie vor als wahrhafter „Schifer" die Heerde des Kranzhofs, nachdem der Spruch des Heilands „Weide meine Lämmer!" an dem falschen Hirten und Profeten sich so traurig bewährt hatte. Wollte er nicht hungern, so war er schon gezwungen, zu seinem frühern Dienst zurückzukehren. Denn sein erschwindeltes Vermögen, das er in Barem bei einem Kaufmann der benachbarten Stadt angelegt, war durch

den plötzlichen Bankerott desselben völlig verloren gegangen. Ja, Alles, Alles hatte er verloren, nur nicht die eine, letzte, höchste Hoffnung, die er trotz aller bittern Entteuschungen noch immer hartnäckig festhielt — Annen!... Nun sah er plötzlich, daß auch diese allerletzte Hoffnung vernichtet war, an die sich seine dunkle Seele angeklammert mit ihrer ganzen wilden Begehrlichkeit! — Alle häßlichen Leidenschaften erwachten auf einmal in seinem falschen Herzen und reckten, zur Rache mahnend und stachelnd, ihre Hyderköpfe empor... Wie eine Katze beschlich er die Liebenden... Mit wilden, verzweifelten, rachevollen Blicken starrte er auf das glückliche Par... Lange, lange stand er an der Kellertür, atemlos mit geballter Faust, weitgeöffnetem Mund, Aug und Ohr begierig lauschend, und jedes leise Wort, das er erhaschte, war ein Dolchstich in seine schwarze Seele... Unwillkürlich griff er in die Tasche und holte ein großes Meßer hervor... Er entblöste vorsichtig und geräuschlos die Klinge... Er prüfte sie... Haarscharf war Spitze, wie Schneide... Dann raffte er sich zusammen, beugte sich zurück, stand, wie ein

Tiger auf dem Sprung, starrte lechzend auf sein Opfer

. . . .

Zum Glück siegte seine angeborne Feigheit über sein Rachgefühl. Vielleicht, daß auch die Scheu und Achtung vor dem jungen Herrn ihn zurückhielt, den er längst genau erkannt hatte. Jedem andern Nebenbuhler hätte er sicherlich sein großes, scharfes Meßer in den Leib gestoßen ... Leise knickte er das Meßer wieder zusammen, lauerte noch einige Minuten und schlich dann still, unbemerkt davon, wie er gekommen. —

Schon lange hatte Herr Wichtig seine schöne Nachbarin vermist. Er gieng hinaus, sie zu suchen, erkundigte sich hie und dort und erfuhr endlich von einer Magd, die ihr zufällig begegnet war, daß sie aus dem Hoftor gegangen. „Aha!“ dachte der Meister — „sie schämt sich bloß vor den Leuten und erwartet dich allein bei einem „Rendezvous“ im Dunklen!“ Er gieng sogleich auch zum Hoftor hinaus, und, indem er so zu sagen „der Nase nachgieng,“ sah er bald in einiger Entfernung und deutlich zwei dunkle Gestalten vor sich. Da hemmte er seine Schritte, ganz langsam und leise

schlich er an den Pappeln hin, von Baum zu Baum, hinter jedem vorsichtig zögernd und sich verbergend. Endlich war er nahe genug. Er hörte leise sprechen. Er erkannte Marien an der Stimme. Plötzlich erkannte er auch Rainer. Da warf er empört sein würdevolles Haupt empor. „Wie?" dachte er — „dieser Mensch, dem man die Tür gewiesen, wagt es doch noch immer, der schönen, reichen Erbin nachzustellen, die der Gegenstand Deiner heißesten Wünsche, Dir feierlich zugesagt ist vom Vater, an die Du und kein Anderer das erste unbestrittenste Anrecht hast?!" — Nein, es war zuviel! Der Wein trieb ihm alles Blut zu Kopf. Wütend sprang er plötzlich hinter dem Baum hervor und stand, wie vom Himmel gefallen, zwischen den Liebenden, die, in seligem Plaudern verloren, keine Ahnung von seiner Nähe gehabt hatten.

„Halt, Mosjö!" rief er — „hat man Euch nicht herausgeschmißen vom Hofe? Was habt Ihr also hier noch zu suchen? Fräulein Mariechen? Das wäre! Gleich packt Euch, oder ich will Euch was Andres lehren!"

Die Liebenden standen ganz starr vor Erstaunen.

„Unverschämter Kerl! Wer bist Du?!" rief zuerst Rainer.

„„Herr Wichtig!"" rief Marie.

„„„Jawol, Herr Wichtig, und damit Punktum!""" rief der Meister — „„„kommen Sie, liebes Kind, daß ich Sie vor diesem zudringlichen Menschen schütze!"""

Damit faßte er gewaltsam Mariens Arm und wollte sie fortführen.

Aber im Nu saß des empörten Rainers linke Hand an des Meisters Gurgel und die rechte in seinem Haar.

Marie flehte ängstlich: „„Rainer! Beherrsche Dich!"" . . .

Aber schon ließ dieser los und stand eine Weile ganz stumm und regungslos . . .

Plötzlich rief Herr Wichtig: „O weh! Meine Perrücke!" . . .

Nach kurzer Pause ergriff Rainer ebenso plötzlich Mariens Hand und lief mit ihr davon.

Der Meister stürzte keuchend hinterher und schrie aus Leibeskräften: „„Hilfe! Hilfe! Diebe! Räuber! Haltet ihn! Haltet den Dieb!““

Rainer und Marie lachten unterwegs mehrmals herzlich und laut auf, liefen aber immer rascher. Vor dem Tor ließ Marie, lachend „gute Nacht!“ rufend, des Liebsten Hand fahren und sprang ins Haus. Rainer aber eilte den Feldweg entlang weiter...

Noch immer keuchte der Meister mit gröster Anstrengung hinterher. Aber wolbeleibt und wolgesättigt, wie er war, konnte er das flinke Par nicht einholen, am Wenigsten den schlanken Rainer...

Da blieb er endlich atemlos stehn. Es dauerte lange bis er wieder zu sich kam. Plötzlich brach der Mond voll und hell hinter einer düstern Wolke hervor und warf sein blaßes Licht auf die weiße, glänzende kahle Glatze eines würdigen Hauptes. —

Jener Indianer, welcher einen deutschen Gelehrten, als derselbe in den Urwäldern harmlos seinen Studien nachgieng, plötzlich überfiel und skalpieren wollte und, in das volle Scheitelhaar packend, plötzlich auch schon den



Skalp, nämlich eine Perrücke in der Hand hielt, dieselbe aber vor Schreck fallen ließ und entsetzt fortlief, — konnte kaum mehr überrascht sein, als es Rainer im ersten Augenblick war, da er des Meisters Perrücke plötzlich in der Hand hatte. Daher die kurze Pause seiner tatlosen Verwundrung. Aber gleich darauf war sein Entschluß gefaßt. Während er Mariens Hand ergriff und mit ihr davoneilte, zeigte er ihr die Siegeskrone, die er erbeutet. Darum lachten die Beiden so aut und herzlich auf. Aber sobald Rainer der Liebsten „gute Nacht" gewünscht, schleuderte er auch schon seine Beute weit von sich. — —

Unter den jungen Leuten, welche noch immer in ihrem Zimmer scherzten, lachten und liebelten, verbreitete sich nach Mariens Rückkehr blitzschnell die Kunde: „Herr Wichtig hat seine Perrücke verloren!" — Das verursachte viel Gelächter und Gespött. Einer der Herrn machte den Vorschlag, daß man Laternen anzünde und mit suchen helfe. Alle stimmten lebhaft bei. Nachdem einige Knechte herbeigerufen und drei bis vier große Stalllaternen angezündet, zog man über den Hof durchs

Tor ins Feld. Es war wie ein nächtiger Leichenzug... Meister Wichtig wandelte noch immer trostlos und einsam suchend im Felde, wie das Gespenst eines erschlagnen Kriegers mit bleichem Schädel auf der Wahlstatt... Man rief ihn laut bei Namen. Anfangs wollte er sich verbergen, aber dann dachte er der willkommnen Hilfe zum Wiederfinden seines verlornen kostbaren Hauptschmucks. Endlich entdeckte man ihn, wie er eifrig suchend und gebückt, rechts und links umherspähte. Und wie der grelle Lichtschein sein kahles edles Haupt beschien, begrüßten ihn fröhlich zwanzig junge Kehlen auf einmal. Da war kein Ende des Bedauerns, Beklagens und Kicherns. Man fragte hin und her nach der Veranlaßung und den nähern Umständen des Unglücks. Vergebens. Man mußte es endlich dem Räuschchen des Meisters zuschreiben. Nun verteilten sich Alle und halfen eifrig suchen. Zuerst auf dem Wege. Umsonst. Dann im Graben. Umsonst. Zuletzt im angrenzenden Felde. Da, endlich rief Einer: „Gefunden!" Alle eilten herzu. Alle jubelten. Die Laternen leuchteten. Richtig. Da hing die Krone seines Haupts, etwas

zerzaust und verworren, doch unversehrt. Rasch ergriff sie der Meister und schwang sie behend und würdevoll auf seinen nackten stattlichen Schädel, mit jenem Selbstgefühl, jener Würde und Menschenverachtung, wie weiland Ehren Gottsched, da er den obskuren Studiosus Göthe empfing. Da erscholl wieder allgemeiner Jubel. Eins der jungen Mädchen fieng plötzlich an zu singen: „Wir winden Dir den Jungfernkranz!" Alle stimmten ein und geleiteten mit Sang und Jubel den Meister in ihrer Mitte im Triumpf zurück auf den Kranzhof. —

Und nun wurde wieder weiter gescherzt, geneckt, gewitzelt, geliebelt, gelacht und gejauchzt — bis — urplötzlich — ein einzig kleines Wort, wie ein greller Miston, die ganze schöne Festharmonie zerriß, auf einmal allen Jubel verstummen machte, die Freude aus alten und jungen Herzen und bleichen Ernst auf die Gesichter trieb ...

Als die französischen Offiziere in jenem spanischen Kloster ein köstliches Mahl verzehrten, dabei den herrlichen feurigen Südweinen tapfer zusprachen, und in

voller, harmloser Fröhlichkeit sangen und jubelten, trat plötzlich der Abt mit dem Kreuz und Sakrament in ihre Mitte, gefolgt von seinen Mönchen, die Totenlieder sangen und rief: „Bereitet Euch zum Tode! Ihr seid Alle vergiftet!“ — Nicht so groß war bei diesem Mahl das Entsetzen, aber auch nicht klein der Schreck, besonders der ältern Männer, als sie eben noch harmlos plauderten von jungen und alten Tagen, lustige Geschichten und Schnurren erzählten, und, obwol bereits vom Wein umnebelt, doch immer weiter zechten, und da auf einmal das kleine Wort in ihre Ohren klang. Sie setzten die vollen Gläser vom Munde wieder ab, sahen sich stumm und fragend an und waren plötzlich nüchtern. Die jungen Männer fuhren überrascht empor. Die Mütter weinten. Die Töchter seufzten . . .

Das kleine Wort aber, welches die schöne Freude dieses ländlichen Fests so jäh zerstörte, hieß: „**Mobil!**“



Eilftes Kapitel.

Mobil.

Die Korpsburschen von Bonn feierten an einem wonnigen Maiabend im festlich geschmückten großen Saal eines lieblich am grünen Rhein gelegenen Landstädtchens ihren Antrittskommers des Sommersemesters. Rainer Hütten und andere Senioren präsidierten. Das Mahl war beendet. Die Römer klangen. Der edle Rheinwein duftete, und entflammte mit Begeistrung ebensoviel junge, edle, deutsche Männerherzen. Der Landesvater war gesungen, die Mützen durchbohrt, und von Jedem aufs Neue das feierliche Gelübde abgelegt, „stets ein braver deutscher Bursch zu sein!“ Dann hieß es: „Exest commercium! Initium fidelitatis!“ — Die

Feierlichkeiten waren zu Ende. Allgemeine Heiterkeit begann. . .

Da erscholl durch den Saal plötzlich der Ruf: „Mobil!“ Er brachte hier nach dem ersten zweifelhaften Erstaunen in den jungen, erhitzten Köpfen die verschiedenartigsten Wirkungen hervor. Die Einen jubelten, die Andern wehklagten, wieder Andere ließen stumm und traurig die Köpfe hängen, der Rest, meist „Ausländer,“ das heißt nichtpreußische Deutsche, blieb ruhig. — Während sich die verschiedenen Gefühle in wilden lauten Durcheinanderrufen Luft machten, berieten sich die präsidierenden Senioren kurze Zeit. Dann gebot in ihrem Namen Rainer als Sprecher: „Silentium!“ Sogleich war Alles still. Rainer schlug im Namen seiner Kollegen vor, eine geregelte Debatte zu eröffnen, damit Jeder seine Herzensmeinung aussprechen könne. Nach Beendigung derselben aber hoffe er, daß das Fest nicht weiter gestört werde, sondern die allgemeine Heiterkeit ihren Fortgang nehme.

Der Vorschlag fand bei Allen lebhafte Zustimmung und durch allgemeinen Zuruf wurde Rainer zum Vor-

sitzenden ernannt. Hier waren, wenn nicht alle, doch die meisten deutschen Stämme und Staten durch tüchtige, edle junge Männer vertreten. — Kaum hatte Rainer die Debatte eröffnet, als schon zwanzig bis dreißig Stimmen fast zugleich ums Wort baten. Rainer gabs dem Ersten, Nächsten und notierte die Uebrigen. Der Autor aber glaubt genug zu tun, wenn er dem freundlichen und geduldigen Leser nur den Kern der wichtigern Reden mitteilt, rät jedoch seinen liebenswürdigen Leserinnen, dieß Kapitel zu überschlagen, es sei denn, daß sie vielleicht doch neugierig sein möchten, die „Herzensmeinungen" soviler interessanter junger Männer zu erfahren. . .

„Ich wollte nur bemerken," sagte zuerst ein junger pommerscher Baron, „wie außerordentlich ich mich über die männliche Entschließung Sr. Königl. Hoheit unsres höchsten Kriegsherrn freue, der aufs Neue den preußischen Waffen Gelegenheit gibt, sich in vollem Glanze zu zeigen! Vor Allem bin ich überzeugt, daß meine tapfern pommerschen Landsleute, besonders un-

ser schönes Königsregiment, neue Lorbeern pflücken, und seine alte, unwiderstehliche Tapferkeit bewähren wird!“

„Alle Ehre, allen Ruhm unsern preußischen Waffen!“ rief ein Student aus der Provinz Sachsen. — Aber es kommt darauf an, daß sie würdig und richtig verwandt werden! Wofür machen wir jetzt mobil? Wofür bringen wir dieß ungeheure Opfer? Für Preußen? Für Deutschland? Nein, für Oestreich! Oestreich hat seine italienischen Provinzen, die es solange geknechtet, tyrannisiert, Oestreich hat seine Hegemonie in Italien verloren. Das italienische Volk schüttelt die Ketten der Knechtschaft ab, macht sich endlich frei! Und nun sollen wir Preußen Oestreich wieder zum Besitz dieser außerdeutschen Provinz verhelfen, die es sich durch die schmählichste Despotie längst entfremdet, die es längst verscherzt hat? Sollen wir die Katze sein, die dem Affen die Kastanien aus dem Feuer holt?“

„Viel mehr, als die politische, tritt die religiöse Frage in Italien in den Vordergrund!“ sagte ein westfälischer Graf. — Oestreich allein ist es, das den heiligen Vater, das Oberhaupt der katholischen Kirche schützt

gegen die frechen Angriffe der Revoluzion und der französischen Diplomatie! Oestreich beschützt in Italien die heilige katholische Kirche! Es wäre für diese ein Todesstoß, wenn die Herrschaft Oestreichs in Italien vernichtet würde! Darum müßen wir Preußen, die wir zu einem Drittheil Katholiken sind, dieß furchtbare Unglück mit Gut und Blut abzuwenden suchen!"

„Was haben wir Deutschen mit Rom zu thun?" rief eifrig ein Badenser — „sind wir denn noch immer nicht klug geworden? Hat uns die Geschichte, haben uns die Ränke der Ultramontanen, hat uns das stromweis jahrhundertelang in Italien umsonst vergoßne edle deutsche Blut noch immer nicht belehrt, daß Italien das Grab deutschen Wesens, deutscher Kraft, Einheit und Nationalität ist? Und nun wollt ihr Preußen, ihr Protestanten, für unsern Erbfeind, den Papst, Euer Blut vergießen?!

„Ich bin der Meinung," sagte ein dicker Baier, „daß man ein ganz guter Katholik sein kann, aber doch für den Papst seine Haut nicht zu Markte zu tragen braucht!"

„Warlich!“ rief ein meklenburgischer Junker — „ich kann nicht begreifen, wie mein Vorredner eine solche Ansicht äußern kann! Ich selbst bin freilich Altlutheraner; doch auch als solcher will ich gern mein Scherflein beisteuern, damit die Autorität des Papsts erhalten bleibe. Wäre ich aber Katholik, ich gienge für den Papst durchs Feuer!“

„Hat der Papst sich nicht eine weltliche Macht angemaßt, die ihm eigentlich gar nicht zukommt?“ rief der Baier. „Der Papst hat mit dem Katholizismus halt so wenig zu tun, wie die Fliege, die hier in meinen Wein gefallen!“ Dabei nahm er das zudringliche Thier mit dem Finger aus dem vollen Glase und leerte es auf einen Zug.

„Ich glaube, meine Herrn,“ sagte Rainer, „wir streiten uns um des Kaisers Bart. Es scheint mir, daß wir von der Sache abgekommen sind. Oestreich ist in Italien von den Sarden und Franzosen geschlagen. Es ist also vorläufig die rein politische Frage: Handelt es sich bei dieser Mobilmachung darum, den Besitzstand Oestreichs in Italien wiederherzustellen,

was soviel heißt, als sofort an Frankreich den Krieg erklären und die Offensive ergreifen, oder aber bloß darum, für alle Fälle gesichert, in der Defensive zu bleiben und nur die deutschen Grenzmarken gegen den Erbfeind zu schützen? Der erste Teil der Frage ist bereits erörtert. Es dürfte kaum glaublich sein, daß Preußen Oestreich den Besitz verlorner außerdeutscher Provinzen garantiere und sich mit der Reakzion verbinde, um in Italien die junge Freiheit zu erschlagen!"

„In beiden Fällen," sagte der Sachse, „scheint mir diese Mobilmachung mindestens höchst voreilig! Im ersten Fall ist, wie der Vorsitzende bereits bemerkte, der Krieg mit Frankreich sofort da. Im zweiten Fall reizen wir die eitlen Franzosen törichter, unnützer Weise und die Gefahr eines Kriegs ist wieder groß. Konnten wir nicht ruhig warten, bis wirklich die Gefahr vor der Tür stand? In 14 Tagen können wir ja 500,000 Mann auf die Beine stellen!"

„Ja, das sag ich auch!" rief lebhaft ein kleiner Schlesier. Bange machen gilt nicht! Wir hatten Zeit!

Wenn die Rothosen uns angreifen, sind wir flink bei der Hand und klopfen sie aus!"

„Vor Allem glaube ich," sagte ein Hamburger, „daß auch diese Mobilmachung wieder ganz unnütz ist und zu gar nichts führen wird! Was habt ihr Preußen von der letzten gehabt? Nichts als ungeheure persönliche und Geld-Opfer! Die Mobilmachung von 1850 lähmte Handel und Wandel durch den Schrecken vor einem allgemeinen Kriege, und hat dadurch der übrigen Welt noch viel mehr Millionen, als Euch gekostet! Und was war sie denn, genau besehen anders, als ein ganz leeres, eitles Experiment, ein Soldatenspiel zum allerhöchsten Vergnügen Eurer Kriegsherrn und Generäle, ein Sport und Spaß für die Junker! Sie füllte die Welt mit Entsetzen und nahm ein so klägliches Ende! Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus!"

„Oho!!" riefen mehre Preußen.

„Nun, ich frage," fuhr der Hamburger fort, „was habt Ihr denn mit der letzten Mobilmachung ausgerichtet? Die große Schlacht von Bronzell in Hessen geschlagen! Eure blanken Helme im Sonnenlicht und



Eure schönen Truppen auf dem Paradeplatz in Kassel glänzen laßen, wo sie allerdings höchst vorteilhaft abstachen gegen die würdigen „Strafbaiern," die mit ihrer seltsamen ruppigen Kopfbedeckung und dem Gewehr links sich höchst komisch ausnahmen!"

„Unsere Altbaiern sind halt beßere Soldaten, als Euer lumpig Hamburger Turmwächtergesindel!" schrie der dicke Baier, rot vor Aufwallung seines altbairischen Patriotismus, und leerte sein Glas.

„Keine Unterbrechung!"

„Aber freilich!" fuhr der Redner aus Hamburg fort — „Angesichts des mobilen preußischen Heers, Angesichts 300,000 Preußen mit Gewehr am Fuß erlebte Deutschland das unerhörte, schmachvolle Schauspiel, die Exekuzionstruppen der Despotie, des Jesuitismus und der Reakzion, Oestreichs Landsknechte mit klingendem Spiel triumpfirend durch die deutschen Gauen nach Schleswigholstein ziehen und unsern edlen tapfren Bruderstamm nach soviel für seine Freiheit umsonst vergoßnem Blut wieder in die alten Ketten seines fremden Tyrannen schmieden zu sehn! — Aber doch, — ja,

Einigen hat jene Mobilmachung freilich genützt! Besonders Einem Steuermann, der all diese Schmach verschuldete und Preußens Statsschiff für seinen Vorteil auf die Klippen führte. Der kaufte, schlau die Zeit nutzend, möglichst viele preußische Statspapiere, als der Kurs am Niedrigsten war. Er hielt ja die Karte in der Hand, und lenkte das ganze Spiel. Die Landwehr wurde bald entlaßen, die Statspapiere stiegen wieder zum alten Wert, und in wenigen Wochen waren — ein Par Güter in der Lausitz verdient!

„Wir protestieren! Unerhört!" riefen Viele, besonders Pommern und Ostpreußen. — „Silentium!" gebot Rainer. „So schacherte er mit der preußischen, der deutschen Ehre! O es war eine Schmach, Preußens Landwehr und Volk so misleitet, verhöhnt, entehrt zu sehen!"

„Die preußische Landwehr kann wol misleitet, falsch geführt, aber sie kann niemals verhöhnt oder gar entehrt werden!" rief lebhaft ein Altpreuße. Als 1813 und 1814 Preußen Deutschlands Fahne hochhielt, als es das höchste deutsche Gut, Befreiung vom Joch des



fremden Tyrannen galt, da folgte das ganze preußische Volk dem Ruf seines Königs freudig um die Wette! „Ehrlos wehrlos!“ hieß der Wahrspruch, den der hochselige König in den andern verwandelte: „Mit Gott für König und Vaterland!“ So entstand die preußische Landwehr! Und sie ists, die mit ihrem Blut alle Schmach deutscher Knechtschaft abgewaschen und den Tyrannen vertrieben hat. Die Andern haben auch geholfen! Aber vor Allem wars die preußische Landwehr, das Volksheer, welches sein edelstes Blut vergoßen zur Befreiung Deutschlands! Darum nun und immerdar sei Ehre der Landwehr!“

Ein allgemeines Bravo erfolgte auf diesen Ausbruch des edelsten altpreußischen Patriotismus.

„Ja, alle Ehre, allen Ruhm den Taten der preußischen Landwehr und des preußischen Volks!“ rief ein Hannoveraner. — „Aber bedenkt doch, war der Ruf Eures Königs Anno 1813 nicht ein Akt der Verzweiflung? Ihr wackern Preußen folgtet damals mit Recht begeistert dem Notruf Eures Fürsten, setztet für seine und Eures Lands und Deutschlands Rettung verzwei-

selt Gut und Blut aufs Spiel! — Aber seht Euch nun die Sache auch einmal kalt und vorurteilsfrei an! Haben seitdem nicht Eure Machthaber und Kriegsherrn aus der Not eine Tugend gemacht? Haben sie nicht jenen ganz abnormen, außergewöhnlichen, verzweifelten Zustand in feste Norm und Regel, in ein eisernes Gesetz verwandelt, dessen ungeheure Last Euch, das ganze edle preußische Volk nun schon seit einem Menschenalter zu Boden drückt? Oder ist es keine Last, wenn jährlich soviel tausend junger kräftiger Männer ohne Rücksicht auf Stand und Beruf mitten aus demselben herausgerißen, in ihrem ganzen Lebensplan, in der wichtigsten Lebenszeit, der Lehrzeit völlig gestört werden und drei der kostbarsten, wichtigsten Lebensjahre ihre besten Arbeitskräfte dem Soldatenhandwerk zu widmen gezwungen werden? Die Allerwenigsten sind Einjährige. Die Meisten dienen drei bis vier Jahre. Ja, wärs nur noch mit dieser langen, schweren Dienstzeit abgetan! Aber nun kommen noch die zehn Jahre des ersten Aufgebots, mit den Appellen, den sechswöchentlichen Uebungen, bis zum dreißigsten Jahre. Selbst im

zweiten Aufgebot, bis zum vierzigsten Jahr seid Ihr im Notfall noch zum Felddienst, jedenfalls aber zum Festungsdienst pflichtig. Kurz, der preußische Stat nimmt seit 1813, seit der großen willigen Opfertat seines Volks fortwährend das beste Leben und die beste Kraft seiner Männer in Anspruch, und kann in jedem Augenblick über ihr Leben und Blut unbeschränkt verfügen! Von all dem hab ich mich in Hannover mit 100 Talern losgekauft! Nun frage ich, was sind alle noch so schweren Steuern gegen diese auf Eurem Volk lastende Blutsteuer, die den preußischen Mann fast zum Leibeignen macht? Was sind alle Opfer aller andern Staten der ganzen Welt gegen diese Menschenopfer, welche Preußen von seinen Angehörigen verlangt?! Ich will nicht untersuchen, ob dieser Zustand durchaus nötig für Preußens Sicherheit! Vielleicht. Jedenfalls kommt aber diese Schlagfertigkeit des preußischen Volks, diese große Opferwilligkeit unserm ganzen Deutschland zugut. Alle übrigen deutschen Stämme sollten dieß freudig anerkennen, und stets Preußen die Führung und Hegemonie in Deutschland überlaßen. Die Bruderstämme der

Mittel= und Kleinstaten selbst werden dieß auch gewis bald immer williger tun, sosehr auch ihre sonderbündischen, nichtsnutzigen Regierungen sich dagegen verwahren, besonders meine kleinliche, nicht bloß kurzsichtige, sondern mit völliger Blindheit geschlagene hannöversche Regierung. Nein, edle Preußen! Wir deutschen Brüder teilen nicht die erbärmlichen Ansichten und Bestrebungen unsrer kleinen Statsmänner! Wir blicken mit Stolz auf Preußen und rufen: Trag voran dein Banner, laß deine schwarzen Adler fliegen, wenns Deutschland nottut. Wir Deutschen folgen Alle! Hoch Preußen!"

Ein begeistertes, stürmisches Hoch erscholl aus allen Kehlen und die Gläser klangen hell!

„In der Tat!" rief ein Bremenser — „Diese Opfer des preußischen Volks sind wahrhaft einzig und großartig, aber sie sind zu schwer, sie sind erdrückend. Man sollte doch wenigstens die ersten Jahre der Dienstzeit vermindern. Aber im Gegenteil hörte ich in Berlin, daß man in militärischen Kreisen den lebhaften Wunsch hegen soll, die Dienstzeit womöglich noch zu verlängern, mindestens aber die drei, bezüglich vier

Jahre festzuhalten! Meine Herrn, ich finde dieß unerhört! Diese Hartnäckigkeit Angesichts der ungeheuren Opfer eines ganzen edlen Volks kann nur aus der kindischen Blasiertheit alter Generäle erklärt werden, die sich in ihrem Soldatenspiel, in kleinlichen Liebhabereien, in veraltetem Gamaschendienst so festgerannt haben, wie die Junker vor der Schlacht bei Jena! Sie können nicht begreifen, daß ihre Methode längst unbrauchbar und daß das Princip der neuern Kriegsführung nicht mehr allein die exakte Ausbildung der Massen, der Kolonnen, sondern zunächst die möglichst vollkommne und allseitige Ausbildung des einzelnen Manns ist! Diese werden sie mit ihrem alten „Reglement" nie erzielen, und wenn sie die Leute, wie Rußland, ihr halbes Leben unter der Fahne hielten! Nein! Die preußische Jugend muß **turnen**! Nicht bloß die Rekruten von 20 Jahren: **In** diesem Alter ists schon zu spät, die Leute sind schon viel zu steif. — Das Turnen muß in allen Stadt- und **Land**schulen Preußens obligatorisch, ein Hauptgegenstand des Unterrichts

werden! **Vor jeder Dorfschule** müßen Reck, Barren und Kletterstange sich erheben, was jede Gemeinde mit geringen Kosten herstellen kann! Die Regierung muß für Ausbildung tüchtiger Turnlehrer sorgen, an jeder höhern Schule einen Solchen anstellen. Selbst die Seminaristen, die künftigen Landlehrer müßen turnen lernen! — Gefahr ist im Verzug! — Das Exercieren ist ein notwendiger Bestandteil des Turnens. Blickt nur auf die Schweiz, wo diese Ausbildung der Jugend an den Schulen so trefflich organisiert ist! Ahmt diesem herrlichen Beispiel nach! So werdet Ihr Eure schweren Opfer mindestens halb so leicht machen, die Dienstzeit der Rekruten kann fürs Fußvolk auf ein Jahr und für die Reiterei auf anderthalb Jahre verkürzt werden! **Ihr werdet geborne Soldaten sein!**"

„Wir Preußen bringen freudig alle Opfer und wollen sie ferner bringen," rief ein Rheinländer, „wenn nur unsere gerechten billigsten Wünsche erfüllt werden! Wir können dafür doch mindestens von unserer Regie-

rung die Abstellung schreiender Misbräuche, und die notwendigsten innern Reformen verlangen! Unsere Regierung sagt, sie wolle „moralische Eroberungen machen.“ Wolan! So gehe sie endlich von leeren Worten zu Taten über, befördere den wahren geistigen Fortschritt unseres Volks, höre auf seine Klagen, Notrufe und Wünsche! Wir wollen nichts wißen von den Junkern, die sich im Herrenhause als Stat im Stat, als revoluzionäre Falanx organisiert haben, welche wie ein Krebsschaden den gesunden Organismus unseres Stats zu zerfreßen und aufzulösen drohen! Steht nicht das Herrenhaus, wie ein mittelalterlicher Popanz, da und verwirft alle liberalen Gesetzvorlagen, verhöhnt die gerechtesten und billigsten Wünsche unsres Volks? — Auch in unserm Heer wollen wir nichts wißen von den Junkern, solange ihre Mittelmäßigkeit und schnöde Anmaßung sich breit macht und bevorzugt wird vor dem Talent und Verdienst! Wie kann unser Heer zu einem wahren Volksheer werden, wenn die höhern Stellen nicht mit wahrhaft tüchtigen Männern, seis aus Volk, oder Adel

besetzt werden! Das büreaukratische Beßerwißen da Oben soll nicht länger den gesunden Volksverstand und Volkswillen schulmeistern! Die Regulative, die ein Jesuit nicht viel anders gemacht hätte, sollen der freien, geistigen Entwicklung unsrer Jugend nicht länger den Hemmschuh anlegen! Der heuchlerische Pietismus sowenig, als der Ultramontanismus soll uns knechten! Wenn aber an die Spitze des allerwichtigsten, des Kultus-Ministeriums ein gelehrter konfessioneller Schwärmer gestellt wird, der ebensowol unter Cromwell hätte dienen können, so ist selbst die Furcht vor einem Bunde der Pietisten und Ultramontanen nur zu begründet. Sind doch in allen konfessionellen Fragen die Herrn Bethmann-Hollweg und Reichensperger ein Herz und eine Seele! *) — Wir wollen, daß unser Volk in Kreisen wie Gemeinden nicht länger durch büreaukratischen Druck von Oben nach Unten belästigt werde. Es soll sich selbst re-

*) Obwol der junge Rheinländer manches Treffende sagt, scheint er doch dem Autor Vieles zu schwarz zu sehen.

gieren und mit seinem schlichten, gesunden Verstand seine Angelegenheit ordnen.

Dann werden die unerhörten täppischen blinden büreaukratischen Misgriffe aufhören. Durch die Selbst-regierung allein wird das Volk erzogen zur Simpathie für den Stat, für die Nation. Es wird politisch mündig! — Kurz, wir Preußen wollen nach wie vor gern alle Opfer bringen für den Stat, aber wir verlangen Achtung vor dem Volkswillen, reelle Zugeständnisse auf unsere billigen Wünsche! Ich bin weit entfernt, die schmähliche Franzosenwirtschaft zurückzuwünschen. Aber die Franzosen haben uns doch Großes, Reelles gebracht, den „Code Napoléon!“ — Hat unser jetziges Ministerium, das sich sogern „liberal“ nennen läßt, uns auch nur das Mindeste gewährt, was sich damit vergleichen ließe? Nein, statt in entschiedener altpreußischer Weise vorzugehen, winkt es leise mit entfernten Andeutungen etwaiger Reformen, es kokettiert mit seiner Liberalität, aber noch hat es keine einzige dem allgemeinen Volkswillen entsprechende liberale **Tat** vollbracht! Nur die **Steuern** wachsen jedes

Jahr, die schweren Opfer der Dienstpflicht will man noch vermehren! — Das erregt Mismut nicht bloß bei allen guten, patriotischen Preußen! Dieses Schwanken in der innern, wie äußern Politik bringt uns immer mehr bei allen fremden Mächten um den alten Ruhm des preußischen Namens! Diese schwächliche Halbheit, verbunden mit der hohlen Großtuerei unserer Junker hat uns auch die deutschen Bruderstämme entfremdet! Nie stand Preußen so einsam, so verlaßen, verachtet von den Fremden, ohne die herzliche Sympathie der deutschen Brüder! — Dieser trostlose, verzweifelte Zustand wird nur dann aufhören, wenn unsre Regierung wieder im Innern und nach Außen mit altpreußischer Entschiedenheit vorgeht, wenn es einmal wieder, gemäß der heutigen Zeit, die Politik treibt, die allein Preußen zu einem großen, mächtigen Stat gemacht hat, die herrliche, kühne Politik des großen Friedrich!"

„Ich glaube," sagte Rainer, „daß der Gegenstand mit Allem, was sich daran knüpft, für diesen Ort mehr als hinreichend erörtert ist und deshalb die Verhandlung

schließen zu dürfen. Erlauben Sie mir, daran noch ein Par Worte zu knüpfen! — Mein rheinischer Freund und Vorredner hat manches schlagende, manches wahre Wort gesprochen; aber er scheint mir doch die Dinge viel zu schwarz zu sehen! Er will Alles rasch mit jugendlichem Feuereifer zum Besten reformieren. Aber im State laßen sich Verhältnisse, wenn auch Misbräuche, die durch jahrhundertlange Gewohnheit und strenges Recht geregelt und befestigt sind, nicht übers Knie brechen! Preußen, Landsleute! Habt Vertrauen zu unserer Regierung! Ich glaube, daß sie Alles tun wird, was in ihren Kräften steht, um den gerechten Wünschen des Volks zu genügen, und daß bis jetzt nur unübersteigliche Hindernisse sie zurückgehalten! — Vertrauen wir unserm Ministerium, dem die überwiegende Mehrheit unseres Volks freudig beistimmt! Vertrauen wir aber vor Allem unserm edlen, hochherzigen Prinz-Regenten! Wer ein wahrer Patriot und Preuße ist, wird dem Ruf des erhabnen Kriegsherrn begeistert folgen, ohne zu deuteln und zu murren! Wahrlich, er wird uns in keinen schlechten, ungerechten, oder unnützen Krieg führen!

Er hat ein edles Herz und die innigsten Simpathien für Deutschlands Unverletzlichkeit, Macht und Ehre! Preußen will keine Eroberungen in Deutschland machen, als moralische! Es ist weit entfernt, in Deutschland, wie die Sarden in Italien annektieren zu wollen. Seid gerecht, deutsche Brüder! Ihr müst zugestehn, daß Preußen in seiner Politik, verglichen mit den andern Großmächten, eigentlich immer viel zu gewißenhaft, ich möchte sagen, viel zu noble war! Es hält unverbrüchlich an seinem Wahrspruch: „Suum cuique!“ — Drum reicht uns die Hände, deutsche Brüder! Schenkt uns jenes herzliche Vertrauen, das mein Freund aus Hannover so schön, so edel ausgedrückt hat! — Landsleute, seht hinaus! Dort fließt im Stral der Abendsonne der große heilige, deutsche Strom. Bei unserm Vater Rhein, der uns Alle hier vereint, wollen wirs geloben, stets als deutsche Männer einmütig zusammenzustehn in Not und Tod gegen Deutschlands Feinde! Brüder aller dentschen Stämme und Provinzen, reicht uns Preußen die Hand zum heilgen deutschen Bunde! Euch Alle aber, meine Kommili=

tonen, bitte ich dieses Glas zu leeren auf das Wol des erhabnen Herrn, der uns zur Fahne ruft, der uns führen wird zum Ruhme Preußens und Deutschlands! Es lebe Seine Königliche Hoheit, unser Prinz-Regent! Es lebe Preußen! Es lebe Deutschland!"

Da tönte aus allen Herzen ein vielfaches jubelndes, begeistertes Hoch, das gar nicht enden wollte. Da klangen die Gläser, und es gab einen schönen, hellen Klang! Und die Herzen aller dieser wackern jungen deutschen Männer schlugen höher, schlugen begeistert für das teure geliebte Deutschland! — Die Abendsonne glühte groß und golden im herrlichen Rheinstrom, der in stiller Majestät dahinzog. Es war eine große, schöne, für Alle unvergeßliche Scene! Erst jetzt kam in das Fest die hohe, feierliche, patriotische Stimmung, und bis tief in die Nacht erklangen die begeisterten Lieder der deutschen Studenten . . . .

. . . .

Am selben Abend saßen in einer großen rheinischen Stadt, im geräumigen Konferenzzimmer eines alten, abseits in einer Nebengaße gelegenen großen Hauses mehr

als zwanzig Männer zusammen. Eine einzige Lampe brannte im Zimmer, dessen weiße Wände das Licht grell zurückwarfen auf die langen, schwarzen Gewänder und die ausdrucksvollen, intelligenten, zum Teil blaßen und schönen Gesichter. Es waren sämmtlich Mitglieder der Gesellschaft Jesu, vier Professen, die übrigen Koadjutoren. Einer der Professen war der Provinzial, der Zweite der Provinzialverweser, der Dritte Pater Haß, der Vierte ein Unbekannter. Auf Befehl des Provinzials hatten sich hier die Mitglieder mehrer rheinischer Ordenshäuser zu einer Konferenz vereinigt. Nachdem viel über die Zeitläufte überhaupt, besonders über die schwierige Lage des heiligen Vaters und seines ersten mächtigen Beschützers, Seiner K. K. Apostolischen Majestät gesprochen, nachdem dann über die besondern Angelegenheiten der Provinz, den Fortgang und Erfolg der offnen und geheimen Akzionen des Ordens in Rheinland und Westfalen verhandelt und weitere genaue Instrukzionen erteilt waren, brachte ein Laienbruder mit einem Halbduzend Flaschen Wein die soeben in der Stadt eingetroffene Nachricht der Mobilmachung herein.

Sie erregte auch in diesem Kreise nicht geringe Ueberraschung und Aufregung.

„Triumpf!" rief Pater Haß, als der Laienbruder sich entfernt hatte, — „die preußische Regiernng hat sich also doch endlich entschloßen uns zu helfen! Das Heer Preußens wird sich mit dem Oestreichs verbinden, und diesem, wie unsrer heiligen Kirche zur vollen Wiederherstellung ihrer Macht, zum herrlichsten Siege verhelfen!"

„Jubelt nicht zu früh!" sagte der Provinzial. „Wenn das abtrünnige Preußen auch in den letzten Jahren unser guter Verbündeter war, wenn es unsere Bestrebungen zur Wiederherstellung der vollen Autorität unsrer heiligen Kirche durch Gehorsam gegen die Befehle Oestreichs auch treu unterstützt hat, so bleibt der Stat der Ketzer doch immer unzuverläßig. Schon ist ein Schwanken in der bisher befolgten Politik eingetreten. Das neue Ministerium kann uns nicht gefallen. In jedem Fall müßen wir grade jetzt auf der Hut sein!"

„Und doch ist **dieses Schwanken Preußens** ein Glück für uns!" rief Pater Haß. „Preußen ist da=

durch ebensosehr bei den fremden Mächten, als bei den deutschen Staten um allen Kredit gekommen. Diese ängstliche Zurückhaltung, wo es entschiednes, offnes Handeln gilt, diese ratlose Unentschiedenheit, wo es sich um rasche, kühne Entschlüße in den höchsten politischen Fragen handelt, gibt uns die besten Waffen gegen den mächtigen Ketzerstat in die Hand. Wir aber sind einig in unsern heiligsten Ueberzeugungen, in unserm festen Willen, der der Wille ist unseres Haupts, der Wille unserer heiligen Kirche!"

„Das scheint mir die richtige Auffassung der Verhältnisse!" sagte der Unbekannte. „Ja, Preußen könnte, wenn seine Leiter schlaue, große Politik trieben, leicht der erste, mächtigste Stat der Welt sein. Man brauchte nur die vor der Hand liegenden Fragen nach dem Willen unserer Feinde der ketzerischen, revoluzionären, destruktiven Parteien zu lösen, und alle sogenannten Freisinnigen Deutschlands würden Preußen zujauchzen, und die andern Großmächte würden zittern. Aber glücklicherweise brauchen wir diese Besorgnis nicht zu hegen. Die Politik Preußens wird bleiben, wie sie war,

schwach und haltlos, weil willenlos! Wir aber wißen, was wir wollen! Seit dreihundert Jahren erstreben wir, trotz aller furchtbaren Not und Verfolgung, unausgesetzt dasselbe Ziel! Wir sind immer mobil! Simus, ut sumus, aut non simus!“*)

„Amen!!“ riefen Alle, und die Gläser klangen...

*) „Sint, ut sunt, aut non sint!“ (Die Jesuiten sollen sein, wie sie sind, oder nicht sein.“) ist der berühmte zu verschiedenen Zeiten wiederholte Ausspruch des Generals Ricci, als der Orden aufgefordert wurde, sein Statut zu ändern. Infolge dessen wurden sie 1764 aus Frankreich vertrieben.

Zwölftes Kapitel.

„Zum Herzen Jesu."

Schon am andern Tage verbreitete sich die Kunde der Mobilmachung blitzschnell im ganzen Preußenland und brachte fast überall eine niederschlagende Wirkung hervor. „Mobil!" Da wirds Ernst! Es gibt Krieg! Unsere Lieben gehen in den Tod! Unser Hab, Gut und Leben, Alles steht auf dem Spiel!" So dachten Millionen. Traf doch Alle mehr oder weniger hart der plötzliche Schlag. Die Väter und Mütter verloren auf längere Zeit, vielleicht für immer, ihre rüstigen Söhne, die Stützen ihres Alters, die jungen Weiber ihre Männer, Kinder die Väter, ihre Ernährer, die Herrn ihre Knechte und Gehilfen, der Stat einen großen

Teil seiner Beamten. Am Härtesten jedoch traf er die vielen kleinen Leute, jene Proletarier des niedern Mittelstands, die mit Weib und Kind nur durch den täglichen sauren Verdienst von der Hand in den Mund leben, und noch dem ersten Aufgebot angehörig, der Fahne mit der trostlosen Aussicht folgen müßen, daß Weib und Kind nun hungern oder betteln gehn können. Die preußische Regierung will allerdings, daß in dieser, für den Stat und seine Angehörigen so traurigen Katastrofe alle mögliche Rücksicht, Schonung und Milde geübt werde. Sie nimmt mit gröster Liberalität „Reklamazionen" entgegen und erklärt die, welche Eltern, Geschwister, Weib und Kind ernähren, für „unabkömmlich." Aber die wesentlich soldatischen Kommissionen befolgen diese Instrukzionen meist sehr kavaliermäßig obenhin, sie nehmen möglichst Alle. Die Civilbehörde, deren nächste Organe Bürgermeister und Landrat sind, behandeln oft genug die zartesten Verhältnisse nach gewohnter büreaukratischer Schablone ebenso plump als oberflächlich, ganz abgesehen von allerlei kleinen Menschlichkeiten, wobei nicht bloß Polizeidiener und Beigeordnete, sondern

auch hochgestellte, einflußreiche Personen, wobei persönliche Beziehungen und Geld hinter den Kulissen eine ebenso heimliche, als bedeutende Rolle spielen. —

Zumal den reichen Gutsbesitzern der Gegend, welche der Schauplatz dieser Geschichten ist, war der Befehl zur Mobilmachung eine wahre Schreckensbotschaft. Schon glaubten sie im Geist ihre Söhne in der Schlacht blutend, auf den Tod verwundet zu sehn. Vor ihren Augen standen auf einmal die, von ihren Vätern sooft lebendig geschilderten, oder noch selbsterlebten Szenen der Roheit und wilden Grausamkeit marodierender Sanskülotten und Kosaken, sie fürchteten, wenn eine Schlacht durch diese weite, schöne Ebene tosen würde, ihre Saten zertreten, ihre Häuser in Brand geschoßen zu sehn. In jedem Fall traf am Härtesten gerade sie die schreckliche Last und Unruhe einer langen, schweren Einquartierung. Nicht mit Unrecht fürchteten sie für ihr Eigentum.

Auch auf Kranzhof herrschte Unruhe und Trauer. Hubert war schon am Tage nach Ankunft des Befehls zur Einberufung vom Bürgermeisteramt wieder nach Berlin zu seinem Regiment gereist. Das gab einen

traurigen Abschied von Vater, Tante und Schwester, die ihn kaum vom Dienstzwang vorläufig frei glaubten, als schon die vollste Schwere desselben auf ihren Lieben fiel. — Und Anne? Ja, ihr traf die Kunde wie ein zweischneidig Schwert mitten ins Herz. Glaubte sie doch, für immer den zu verlieren, an dessen kurzem, seligem Besitz sie sich zu viel gefreut. Sie war, wenn auch äußerlich still und gemeßen, wie immer, ganz starr vor Schmerz. Es war ein heimlicher, unsäglich trauriger Abschied, den die Liebenden nahmen. Wie Anne zum letzten Mal mit tiefer Schwermut zu dem Geliebten aufblickte, löste sich plötzlich ihr Schmerz in krampfhaftem Weinen. Auch Hubert konnte die Trähnen nicht zurückhalten. Endlich rief er: „Laß uns Gott vertraun! Lebewol, mein liebes, liebes Kind!" küste sie leidenschaftlich, riß sich los, und stürzte davon. — Es dauerte lang, ehe Anne sich faste. Ach! Sie durfte sich ja nichts merken laßen vor den Leuten! — Endlich schlüpfte sie auf ihr Kämmerlein und betete! —

Es trat nun eine vierzehntägige Pause ein, atemlose Stille vor den Stürmen des Kriegs . . .

Pater Haß erschien seit langer Zeit wieder zum ersten Mal auf Kranzhof. Das letzte Mal, als er gekommen, stand Hubert zufällig im Hoftor. — Rainer Hütten hatte inzwischen seinem Freunde mündlich mancherlei vertrauliche Mitteilungen gemacht von des Paters Schlichen, deren Hauptziel ihm die Erbschaft der Tante Zilligen zu sein schienen. — Als der Pater Hubert freundlich grüßte und im Begriff war, in den Hof zu gehn, rief Hubert plötzlich: „Halt!" — Der Pater stutzte und blieb stehn.

„Sind Sie vielleicht Herr Pater Haß?" fragte Hubert.

„„Zu dienen!"" erwiderte freundlich der Pater.

„Zu wem wollen Sie?"

„„Zu Fräulein Cäcilie Kranz.""

„Sie werden nicht zu ihr gehn, Herr Pater! Sie werden überhaupt von jetzt an diesen Hof und dieses Haus meiden. Ich gebe Ihnen wenigstens den freundlichen Rat. Im Fall Sie denselben nicht befolgen, werden Sie sich den grösten Unannehmlichkeiten aussetzen!"

„„So?!““ rief der Pater mit zweifelhaft freundlichem Lächeln. — „„Mit wem habe ich die Ehre —?““

„Ich bin Hubert Kranz, der Sohn des Hauses.“

„„Ich empfehle mich!““ sagte der Pater, machte rasch Kehrt und gieng fort. —

Inzwischen hatte er jedoch einen Briefwechsel mit der frommen alten Jungfrau eröffnet, und dadurch die vorhandenen geistlichen Beziehungen zu derselben nicht bloß festgehalten, sondern noch enger geknüpft. Er entschuldigte sich mit der schweren heiligen Pflicht seines Ordens, der in der letzten Zeit unausgesetzt über seine Person zur Ehre Gottes verfügt, daß er verhindert worden sei, seine sehnlichst gewünschten Besuche zu wiederholen. Von seiner Begegnung mit Hubert ließ er auch nicht die leiseste Andeutung fallen. Er hütete sich wol, da er aus verschiedenen gelegentlichen Aeußerungen der Tante erfahren, wie große Stücke sie auf ihren Neffen hielt, und wie großen Einfluß dieser wiederum auf die Alte übte. Daß dieser selbst über den betreffenden Auftritt schweigen würde, dafür bürgte ihm seine Menschenkenntnis, die ihn noch selten betrogen, wenn

nicht Weiberlist sie Lügen strafte, wie er bei Marien erfahren. —

Sobald Hubert zur Fahne einberufen war, erschien der Pater sogleich wieder auf Kranzhof und wiederholte seine Besuche mehrmals mit kurzen Unterbrechungen. Er hatte lange, heimliche Unterredungen mit Tante Zilligen. Huberts Entfernung und des Paters Gegenwart brachte in ganz kurzer Zeit im Geist der alten Jungfrau eine merkliche Veränderung hervor. Sie war wieder bußfertiger, als je und stellte den ganzen Tag Andachtsübungen an. Ueberdieß änderte sich allmählich ihr Benehmen gegen Marien auffallend. Es war höchst rücksichtsvoll. Sie sah ihre Nichte oft still mit milden, ja feierlichen Blicken an, welche einen Gedankengang verrieten, von dem Marie nicht die geringste Ahnung hatte.

Ja, es war ein geheimer Plan im Werk und schon angesponnen, der über Mariens ganze Zukunft entscheiden sollte. Der Pater hatte diesen, nachdem er längst in seinem feinen Kopf entstanden war, der Tante Zilligen allmählich vorsichtig mitgeteilt und sie leicht

nicht bloß zur Mitwißerin gemacht, sondern auch zur treuen bereitwilligen Gehilfin bei der Ausführung gewonnen. — Er stellte nämlich vor, wie Mariens Verhältnis zu dem Ketzer Rainer Hütten um so rascher und entschiedener nicht bloß gehindert, sondern völlig vernichtet werden müße, als dasselbe bereits viel zu weit sich entwickelt, höchst ernst und bedenklich sei. Er erinnerte an die geheimen Zusammenkünfte, an die gewaltsame Entführung von Schloß Lohe. Mariens Leichtsinn werde aber nur dann von dem gefährlichen Ketzer ablaßen, wenn man sie nicht bloß entferne und vor aller Berührung mit Jenem abschließe, sondern auch durch strenge, geistliche Zucht und Uebung auf andere, fromme Gedanken brächte. Er führte das Beispiel ihrer Freundin, der jungen Stina Gans, an. Diese, früher das leichtfertigste, lebenslustigste Mädchen, sei jetzt zur Erkenntnis ihrer Torheiten gekommen, sei fromm und bußfertig geworden, und habe den festen, gottseligen Entschluß gefaßt, den Schleier zu nehmen und sich in einem Kloster der „Schwestern vom Herzen Jesu" Kristo als Braut zu weihen'...

„Nicht möglich!" rief begeistert Tante Zilligen. — „Ist das liebe Kind wirklich zur Einsicht gekommen, daß ihr Heil allein in Kristo ist? O wie segne ich ihren gottseligen Entschluß! Ach! Käme doch unser Mariechen auch dazu! Würde auch sie erleuchtet, und folgte diesem Beispiel! Warlich, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich noch den herrlichen Tag erlebte, wo ich auch sie als Nonne eingekleidet sähe!

„„Geliebte, fromme Schwester in Kristo!"" rief der Pater mit freudestralenden Augen — „„Das ist ja auch mein höchster, innigster Wunsch! Das ist ja gerade, was ich sagen wollte! — Also darin sind wir einig?""

„Vollkommen!" rief die Tante, des Paters dargebotene Hand drückend — „Ich weiß auf Erden kein schöneres Loos für eine Jungfrau, als daß sie ihr reines, keusches Leben ganz als Kristi Braut dem Himmel weihe! O ich wäre selbst noch im Stande, ich habs ja schon lange gewünscht —"

„„Laßen wir das jetzt, teure Freundin in dem Herrn!"" rief der Pater rasch mit ängstlichem Blick,

„„o Sie wirken in Ihrem jetzigen gottseligen Leben so viel Gutes, Sie stiften sich schon jetzt solchen Lohn im himmlischen Jenseits, Sie sind so erhaben über die tausend der Jugend drohenden Verlockungen, daß ein solcher Schritt Ihrerseits rein überflüßig wäre!““

„Aber Mariechen, o sie muß eine Braut des Himmels werden!“ rief die Tante wieder.

„„Amen!““ sagte der Pater.

„„Wolan!““ fuhr er nach einer Pause fort — „„Nun handelt es sich bloß um die Ausführung unseres frommen, gottgefälligen Vorhabens. Die Kinder dieser Welt sind klug. Aber die Kinder Gottes müßen noch klüger sein! — Sehen Sie, meine teure, fromme Schwester in Kristo, Ihre Nichte ist noch viel zu sehr erfüllt von leichtsinnigen, weltlichen Gedanken, als daß sie auf unsern Vorschlag schon jetzt eingehn wird. Es kommt vorläufig darauf an, ihr die Zweckmäßigkeit einer Zuflucht im stillen Kloster vor den Gefahren dieser wilden Kriegszeit einzureden und recht einleuchtend vorzustellen. Ist sie einmal darin, so findet sich das

Uebrige. In keinem Fall wird sie uns wieder entführt werden, wie von Schloß Lohe!" "

„Nein, das ist die Hauptsache! Und dann, daß ihr Herz sich allmählich bekehre und die Gelüste der Welt vergeße!" rief die Tante.

„„So seis! Und eben darum, Angesichts dieses höhern, heiligen Zwecks müßen wir ihr, zur Ehre Gottes, in ihrem eignen Interesse unsere eigentliche Absicht sorgfältig verbergen!"" flüsterte der Pater und reichte der Tante die Hand.

„Verlaßen Sie sich auf mich!" sagte diese einschlagend.

„„Also noch einmal!"" wiederholte er. „„Wir Beide sind treue, verschwiegene Bundsgenoßen zur Ehre Gottes! — Aber wenn ich fragen darf, wie stehts mit der Gesinnung Ihres Herrn Bruders? Wird er unsern Plan billigen und fördern? Werden wir ihn zum Dritten in unserm heiligen, gottgefälligen Bunde machen können?""

„Mein Bruder? O für den da bürge ich zum Voraus!" sagte die Tante mit verächtlichem Zucken der

Lippen. — „Wo es sich um seinen Vorteil handelt, wo er seine unersättliche Habgier befriedigen kann, da ist er gleich dabei! Klagt er mir nicht täglich die Ohren voll, daß Marie in ein Par Jahren doch einmal den Einfall kriegen könne, zu heiraten, und daß dann das schöne Gut hier zum Verkauf kommen und geteilt werde? Wie gern wird er zu unserm frommen Werk zustimmen und helfen, wenn er dadurch nur erreicht, daß der Kranzhof nicht zerrißen wird, daß Mariechen nicht heiratet und ihr Erbteil nicht fordert!"

Der Pater lächelte verschmitzt beiseit, und dachte: „Du alte Törin glaubst am Ende wol, daß die Bräute Kristi mit leerer Hand, ohne Ausstattung und Mitgift angenommen werden? Wart nur! Sollsts schon erfahren!" Aber er sagte nichts. — Er gieng. —

Tante Zilligen hatte in Bezug auf ihren Bruder den Nagel auf den Kopf getroffen. Als sie ihn, nach des Paters Rat, in den Plan einweihte, stimmte der Halfe lebhaft bei und sagte von Herzen alle mögliche Mitwirkung zu. Seine Habsucht, die Begierde, durch das Spiel des „Spekulierens" auf die leichteste, müh=

loseste Art Tausende zu verdienen, war um so höher gewachsen, als ihm nach der letzterlittnen Schlappe aller Kredit aufgekündigt war. Wurde es ihm doch schon schwer, mit der Schuldenabzahlung Wort zu halten. Gern hätte er alles bare Geld, das ihm durch die Finger gieng, wie ein leidenschaftlicher Spieler, trotz des Verlusts auf eine neue Karte gesetzt. — „Weiß der Teufel, wie die Schurken Alles erfahren, daß sie nur gegen bar Geschäfte machen wollen. Gewis hat der verfluchte Jude Gumpel ihnen verraten, daß der Hof nicht mein gehört, sondern den Kindern!“ So murrte er im Stillen. Aus Misnut, seiner Liebhaberei nicht mehr fröhnen zu können, suchte der arme Mann die fieberhafte Glut seiner krankhaften Leidenschaft im Wein zu löschen, oder doch zu kühlen. Er war häufig trunken. — Die Aussicht aber, daß schon in einem Jahr, wo Marie mündig und ihr Erbteil zu fordern berechtigt war, der Fall eintreten könne, daß der schöne reiche Kranzhof unter den Hammer des Gerichtsvollziehers komme, verkauft und zersplittert werde, brachte den hochmütigen, geizigen Halsen fast zur Verzweiflung. Um

dieses Aeußerste abzuwenden, hätte er sich zu Allem verstanden. Vorläufig wurde er der treue, stille Bundsgenoße seiner Schwester und des Paters.

Sogleich schritt man zur Ausführung des Plans. — Vater und Tante redeten Marien bei verschiedenen Gelegenheiten ein, daß es doch eigentlich nicht passend sei, wenn sie während der unruhigen Zeit und der zahlreichen Einquartierung auf dem Hof bleibe. Täglich müße für 20 bis 30 Mann mehr gekocht und gesorgt werden. Diese vermehrte Arbeit und Mühe werde Marie nicht aushalten. Es werde ihrer Gesundheit schaden.

„Du weist, Tante," erwiderte Marie, „ich arbeite gern in der Küche und im Haushalt. Ich scheue keine Mühe und soleicht wird mir keine Arbeit zuviel."

„„Das ist Alles schön und gut, Kind,"" sagte Herr Kranz — „„aber bedenk, daß vielleicht Du von der Rohheit und Zudringlichkeit des wilden Kriegsvolks am Meisten zu leiden hast. Schon sind für nächste Woche drei Offiziere und zwanzig Mann bei uns angesagt. Ist es nicht viel beßer, daß Du in dieser unru-

higen und gefährlichen Zeit einen Zufluchtsort suchst, wo Du sicher vor aller Gefahr, frei von aller Angst und Unruhe bleiben kannst, bis die Zeiten wieder beßer sind, und dann zurückkehrst?'' "

Der letzte Grund war allerdings für Marie entscheidend. Sie dachte unwillkürlich mit Abscheu an die zudringlichen Kavaliere auf Schloß Lohe. Es kostete nicht viel Mühe, daß sie einwilligte.

„Sieh, liebes Mariechen," fügte die Tante hinzu — „wir meinens ja so gut mit Dir und wollen nur Dein Bestes. Du gehst so lange nach Kloster B. Stina Gans reist auch dahin, aus demselben Grund, wie Du. Auch triffst Du dort im Pensionnat Norchen Hammers, Sefchen Bauer, Finchen Hattes und noch mehre Freundinnen und Bekannte. Du kannst tun und laßen, was Du willst, für Dich arbeiten, spazieren gehn, Dich beschäftigen nach Belieben!" — —

Am Tage vor dem Einrücken der angesagten Einquartierung reiste Marie mit ihrer Freundin Stina Gans zusammen nach Kloster B., wo sie gegen Abend eintrafen. Dort erwartete man sie bereits. Freudig

flogen die jungen Mädchen, Freundinnen und Bekannte aus derselben Gegend ihnen in die Arme. Besonders aber empfiengen die Nonnen sie mit außerordentlicher Freundlichkeit und Zuvorkommenheit und wiesen ihnen die niedlichsten, sonnigsten Zellen an.

Es war ein Kloster der „Dames du sacré coeur," oder Schwestern vom Herzen Jesu. — Der Autor, welcher des freundlichen Lesers Geduld mit einer Auseinandersetzung der Stiftung und des Zwecks dieses Ordens zu ermüden fürchtet, begnügt sich, zu bemerken, daß diese Nonnen eine Art weiblicher Jesuiten sind. — Mit dem Kloster ist ein Pensionnat für junge Damen der höhern Stände verbunden, welches in den betreffenden katholischen Kreisen den bedeutenden Ruf hat, daß die Mädchen dort ungewöhnlich rasch, gründlich und tüchtig nicht bloß geistig entwickelt, sondern auch fürs Leben vorgebildet werden. Junge Gräfinnen, Freiinnen, adliche Fräulein, noch viel mehr bürgerliche, alle reiche, meist sehr reiche Erbinnen sind zu Hunderten dort in den acht verschiedenen Klassen des Pensionnats verteilt und werden von den Nonnen in allen mög-

lichen Fächern unterrichtet, nicht bloß in Religion, Geschichte, Geographie, Mathematik, vier neuern Sprachen, Handarbeiten u. s. w., sondern auch in allen Zweigen der Naturwißenschaft, sogar — Mineralogie. —

Den guten Schwestern vom Herzen Jesu liegt nun, wie man denken kann, die Versuchung nahe, manche dieser reichen Erbinnen auf immer fürs Kloster zu gewinnen. Wenn die harmlosen, kindlichen Gemüter nur irgend lenksam sind, wenn sie gar eine Neigung zu stiller, frommer Beschaulichkeit haben, so suchen die frommen Schwestern diese Seite des Karakters möglichst zu entwickeln, und das Ergebnis ihrer gottseligen Bemühungen ist meist der Entschluß solcher Zöglinge, nicht wieder ins Leben zurückzukehren, sondern den Schleier zu nehmen. Diese Studien der Nonnen sind bisher stets von dem grösten Erfolge gekrönt worden. Fast jährlich gewinnen sie Novizen, und mit ihnen viele Tausende blanker Taler. Kloster B. ist eins der reichsten Nonnenklöster der Welt.

Zu ihrem grösten Erstaunen erfuhr nun Marie von Stina Gans, daß diese fest entschloßen war, für

immer im Kloster zu bleiben. Marie machte anfangs einen Scherz daraus, indem sie ihre Freundin an einen hübschen jungen Mann erinnerte, der sie bei allen Gelegenheiten, besonders auf dem vorigjährigen Halfenball ausgezeichnet, und der auch ihr trotz seiner fehlenden Handschuhe nicht gleichgiltig gewesen. Aber Stina wurde plötzlich so ernst und still, und drückte ihren Willen, aller Eitelkeit und Lust dieser bösen Welt zu entsagen, so wiederholt und bestimmt aus, daß Marie kaum länger zweifeln konnte. Zunächst sollte Stina, zu ihrer weitern, sehr vernachläßigten Ausbildung, noch einige Zeit am Unterricht des Pensionnats teilnehmen. —

Kloster B. ist reizend schön gelegen, auf einer sanft und wellenförmig steigenden Anhöhe, mitten in der durch einen ausgebrannten Vulkan gebildeten Vertiefung derselben. Das Kloster selbst ist ein herrlicher alter gothischer Bau, ebenso fest und den Stürmen der Jahrhunderte trotzend, als edel und rein in den architektonischen Verhältnissen. Die schöne, gegen Osten liegende Kirche bildet die eine Seite seines geräumigen Vierecks. In den andern Flügeln befinden sich oben die Zellen

der Nonnen und Pensionnäre, unten die geräumigen Säle, Küchen-, Vorrats-, Kellerräume. Dieß Viereck schließt einen saubern, von schönen alten Linden beschatteten Hofraum ein. Rings um das Klostergebäude läuft ein großer herrlicher Garten, der sich allmählich zu einem Park erweitert. Kaum möchte es in der Welt einen lieblichern Zufluchtsort geben für Herzen, welche die Einsamkeit einer herrlichen Natur lieben. Man findet selten schönere Baumgruppen und Spaziergänge, wo die Natur, sorgsam unterstützt von der Pflege der Menschen, und nie von rohen Eingriffen gestört, sich seit Jahrhunderten in ihrer ganzen Pracht und Fülle reich und herrlich entfaltet hat. — Störend ist nur die mindestens 12 Fuß hohe altersgraue Mauer, welche das Ganze umschließt. Angesichts derselben kann sich der Wandrer eines unbehaglichen Gefühls der Beengtheit nicht erwehren, während doch eine schöne, richtige Parkanlage durch den entgegengesetzten Gedanken an die Freiheit und Unendlichkeit der Natur erheben will. — —

Marie hatte noch zu Hause einen langen Brief an

Rainer geschrieben, ihm die Gründe auseinandergesetzt, warum sie den dringenden Bitten des Vaters und der Tante nachgegeben, während der Kriegsunruhen Zuflucht im Kloster B. zu suchen, wo sie, obwol das übliche Pensionsgeld zahlend, weder an die Pflichten der Pensionnäre, noch der Nonnen gebunden, frei sich selbst leben dürfe, und sich nur der Hausordnung fügen müße. Da habe sie schöne Zeit, immer an den Geliebten zu denken und eine für ihn angefangne große Handarbeit zu vollenden, über die er sich freuen werde. Aber sie bitte ihn, ihr doch oft, recht oft nach B. zu schreiben, da sie in der grösten Unruhe um ihn sei, und stets fürchte, daß der Krieg mit seinen Strapazen und Gefahren seine Gesundheit, ja sein Leben gefährden könne. — Diesen Brief hatte sie, wie Rainer ihr bei der letzten Zusammenkunft geraten, nicht auf die Post des nahen Städtchens gebracht, sondern durch einen zuverläßigen Boten weiter auf die nächste Expedizion geschickt.

Nun war bereits ein Monat verstrichen, und ihr noch immer keine Antwort von Rainer zugekommen. Sie hatte doch richtig addressiert: „Herrn Studiosus

juris Rainer Hütten, Freiwilliger im siebten königlichen Husaren-Regiment, zur Zeit in Bonn." Wenn auch sein Regiment bereits ausgerückt war, so muste ihm doch der Brief nachgeschickt sein. Vierzehn Tage harrte sie noch ruhig und geduldig, sie entschuldigte das Schweigen des Geliebten mit den gehäuften Pflichten und Mühen des Dienstes. In der dritten Woche wurde sie schon unruhig, in der vierten aber ganz aufgeregt von allerlei Besorgnissen und düstern Gedanken.

Doch wie sie in der kurzen Zeit allmählich von ihren Bekannten in eine Menge Klostergeheimnisse eingeweiht wurde, so erfuhr sie, als ihre Unruhe aufs Höchste gestiegen, weil auch auf zwei andre Briefe keine Antwort gekommen war, auf einem Spaziergang ganz zufällig, daß alle abgehenden und ankommenden Briefe vorher von den Nonnen erbrochen und einer strengen Censur unterworfen würden, und, wenn diese ungünstig ausfalle, selten an ihre Addresse gelangten. Kloster und Postamt in B. wären einig. Marie erfuhr aber auch, wie ihre Freundinnen, drei bis vier junge Mädchen, fast ihres Alters, das Mittel gefunden, die schlauen

Nonnen zu betriegen. Es war strenges Geheimnis dieser Wenigen, und Marie wurde erst nach dem feierlichen Versprechen, es nicht zu verraten, darin eingeweiht.

Die Mädchen hatten nämlich die Schwester Pförtnerin (la soeur portière) bestochen. Diese ließ für einen Krontaler oder ein Fünffrankstück durch eine alte Mithelferin jeden Brief derselben aus dem Kloster nach dem eine Meile entfernten nächsten Postamt besorgen, wo wieder alle für dieselben ankommenden, mit poste restante bezeichneten Briefe ebenso abgeholt und gegen abermalige Entrichtung des üblichen kleinen „douceur“ von der Pförtnerin sicher in die Hände der schönen Addressatinnen abgeliefert wurden.

Wenn sich Marie bisher auch schon vielfach durch die strenge klösterliche Ordnung und Zucht in ihrer gewohnten Freiheit unangenehm beschränkt gefühlt, so kams ihr doch erst jetzt plötzlich erschreckend zum Bewustsein, daß sie sich in einem Gefängnis befinde, und von den boshaften Argusaugen neidischer, listiger Wächterinnen streng beobachtet werde. Wenn schon oft das heuchleri-

sche Zeremoniel im äußern Verkehr der Nonnen und Zöglinge Mariens sittliches Gefühl verletzt, so machte sie jetzt plötzlich die traurige Entdeckung, daß Heuchelei in diesem Kloster ein notwendiges Uebel sei, um die List zu überlisten. Dennoch machte ihr die Entdeckung, nachdem der erste, niederschlagende Eindruck verschwunden, unsägliche Freude. Eine Zentnerlast von Sorge fiel ihr plötzlich vom Herzen. Sobald sie Gelegenheit hatte, allein auf ihrer Zelle zu sein, schrieb sie an Rainer.

Wenn aber der Autor den gütigen Leser bittet, die weitere interessante Entwicklung dieser Geschichten aus dem folgenden Briefwechsel Mariens und Rainers zu ersehen, so versichert er zum Voraus feierlich, daß er den von Herrn Basse in Quedlinburg und Nordhausen herausgegebenen rühmlichst bekannten „Briefsteller für Liebende" nicht benutzt hat, sondern nur die ihm, als Freund, natürlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, mitgeteilten echten Briefe, treu abgeschrieben, Angesichts des höhern Zwecks, dem freundlichen Leser nicht vorenthalten zu dürfen glaubt.

Dreizehntes Kapitel.

Kloster und Biwak.

Marie an Rainer.

B. . . den 20. Juni 1859.

Geliebter Rainer! — Dieß ist der vierte Brief, den ich Dir eiligst und in froher Aufregung über meine soeben gemachte glückliche Entdeckung schreibe. — Wochenlang hatte ich mich um Dich geängstigt! Dein Schweigen machte mir die trübsten Gedanken, die bittersten Sorgen! Ach! dachte ich, wenn er plötzlich krank geworden durch die ungewohnten Strapazen, und nun keinen Menschen hat, der ihn pflegt, keine treue liebende Seele, die um ihn sorgt, Tag und Nacht an seinem Bett sitzt! — Aber ich hielt es nicht für möglich, was

ich soeben erfahren, ich dachte nicht daran, daß Deine Briefe aufgefangen und mir verheimlicht sein könnten. Und doch ist es wahrscheinlich so! — Höre. Soeben sagten mir einige Freundinnen, daß die Nonnen alle ankommenden Briefe erbrechen, und wenn sie nicht ganz nach ihrem Sinn geschrieben, unterschlagen. Ebenso machen sie es mit den abgehenden Briefen, welche die Zöglinge ihnen zuerst vorlegen müßen. Nun hör aber auch, wie die Mädchen es anstellen (das Geheimnis, das sie mir eben mitgeteilt, wirst Du nicht verraten), um diese gefährliche Zensur zu vermeiden, um unser ganzes Herz, alle geheimsten Gedanken und Gefühle Denen mitteilen zu können, die wir lieben! Wir sind gezwungen, die Schwester Pförtnerin zu bestechen! Für ein „douceur“ besorgt sie unsere Briefe auf das eine Meile entfernte Postamt zu T., und alle Antworten, die dorthin poste restante an uns addressiert werden, kommen auf demselben Wege sicher in unsere Hände! — O wie bin ich froh, meine Sparbüchse mitgenommen zu haben! Ich denke, die Teuschung der frommen Schwestern wird wol auch keine Sünde

sein, weil sie selbst uns dazu durch ihr Verfahren zwingen. —

Aber nun bitte ich Dich auch herzlich: schreib mir umgehend! Befreie mich von meinen Sorgen! Bist Du gesund? Kannst Du auch all die Mühen und Strapazen ertragen? Wo bist Du jetzt? In welchem Quartier? Hast Du gute Pflege? O schreib mir recht viel, ich muß Alles wißen! —

Und nun wirst Du neugierig sein, auch von mir und meiner Umgebung zu hören. — Ach, Rainer! Mir sind schon in den Par Wochen die Augen aufgegangen über viele Dinge, von denen die Welt nichts weiß und nichts wißen darf, welche die Schleier der Nonnen und die Mauern des Klosters sorgfältig verbergen. — Mit welcher Ehrfurcht und heiligen Scheu kam ich hier an! Ich hoffte, eine Anzahl wahrhaft frommer, gottseliger Jungfraun zu finden, die der Welt mit allen Freuden entsagt, um in stiller Beschaulichkeit mit ganzem, reinen Herzen Kristo zu leben und zu sterben. Aber nach den Schilderungen meiner Freundinnen, die nun schon Jahre lang hier sind, sowie nach den schon

gemachten eignen Erfahrungen zu urteilen, möchten unter dem ganzen halben Hundert Nonnen kaum sechs wahrhaft fromme, gottselige, kristliche Jungfraun sein! Wol haben sie das Gelübde abgelegt, der Welt völlig zu entsagen, und doch verraten sie durch unzählige kleine Dinge, daß ihr Herz noch immer an eitlen weltlichen Dingen hängt! Es zeigt sich unter Andern in ihrem Benehmen gegen die Pensionäre. Besonders verlangen sie von ihnen alle möglichen Ehrenbezeigungen. Das Knixen hört gar nicht auf, die Form ist genau vorgeschrieben und warlich, sie ist wenig verschieden von der Kniebeugung. All diese und andere eitle Zeremonien befördern bei den Mädchen nur die Verstellung und Heuchelei, die denn auch in wirklich schrecklicher Weise vorhanden ist, und förmlich ausgebildet wird. Das kleine Lenchen Bauer, ein Kind von 10 Jahren, ist bei allen Schwestern sehr beliebt. Denn sie macht vor Jeder, so oft sie Einer begegnet, schon von Weitem ihren Knix so tief, und sieht dabei so demütig und ehrfurchtsvoll aus, wie Keine. Aber sobald die Nonne den Rücken gewandt, steckt Lenchen die Zunge

heraus und schneidet ein Gesicht. So herrscht die Verstellung überall. Bei Messen und Andachten geben sich die Nonnen das andächtigste Air, aber heimlich beobachten sie die Zöglinge, und ich glaube aus manchen verstohlnen Blicken zu lesen, daß ihre Gedanken ganz anderswo sind, als bei Gott. — Ich könnte Dir noch Vieles erzählen; aber teils schäme ich mich, es auszusprechen, teils fürchte ich, Dich zu langweilen.

Alles geht hier einen Tag, wie den andern, denselben strengen, nach der Uhr geregelten Gang. Um 5 Uhr Lever, dann Messe und Andacht. Stille Betrachtung. Frühstück. Stille Betrachtung. Unterricht. Stille Betrachtung. Spaziergang. Diner. Stille Betrachtung. Erholung. Unterricht. Vesper und Imbiß. Stille Betrachtung. Spaziergang. Unterricht. Erholung. Souper. Abendandacht. Stille Betrachtung. Coucher. — Man hatte mir, wie ich Dir schrieb, alle mögliche Freiheit versprochen, nur, daß ich mich der Hausordnung füge. Aber diese ist eben der strenge, Geist und Herz beengende, klösterliche Zwang, an den ich mich so schwer gewöhnen kann, der mir so schlecht

behagt, da ich gewohnt bin, mich auf unserm Hof frei und nach Belieben in Haus, Küche, Hof, Garten und Feld fleißig zu bewegen. Schon an den ersten Tagen wurde ich sanft gezwungen, am Unterricht teilzunehmen, was ich gern tue. Ich besuche die erste Klasse und lerne wirklich noch Manches. Aber wie oberflächlich wird hier Alles getrieben; in keinem Fach hält hier der Unterricht einen Vergleich aus mit dem im Pensionnat zu Bonn, wo wir von ausgezeichneten Lehrern und Lehrerinnen so ernst und gründlich unterrichtet wurden! Alles ist auch hier auf den Schein berechnet. Die Mädchen, selbst die kleinen, parlieren französisch und englisch wie die Papageien; aber von Grammatik haben sie keinen Begriff. So ists in allen Fächern. Alle Zöglinge werden auch auf ihren Zellen von den Nonnen streng überwacht. Jede hat ihre Soeur inspectrice et surveillante. Davon bin ich nun freilich ausgenommen. — Meine Zellennachbarin ist Schwester Clemenzia. Sie ist höchst liebenswürdig und zuvorkommend gegen mich. Unsere Karaktere scheinen zu einander zu passen. Sie ist lebhaft und offen. Dabei scheint sie

von Herzen fromm und gut! — Ich kann nicht leugnen, daß sie mir sehr gefällt, gewis am Besten von allen fünfzig Schwestern. Sie mag 32 Jahre alt sein und ist noch wirklich schön. Sie besucht mich oft, wir gehen zusammen spazieren und plaudern recht artig.

Da hätt ich bald was vergeßen! Ich schrieb Dir doch, daß ich mit Stina Gans. hieher reisen würde. Nun erfuhr ich zu meiner nicht geringen Verwundrung aus ihrem eignen Munde, daß sie fest entschloßen ist, das Kloster nicht wieder zu verlaßen. Schon in vier bis sechs Wochen wird sie als Novize eingekleidet. Ich sagte Dir ja schon, wie still sie seit ihrer Rückkehr aus Baiern geworden. Das Verhältnis zu Fritz Canter muß doch ernst gewesen sein; denn als ich sie an denselben erinnerte, wurde sie blaß und sagte, das sei für immer vorbei. Du weist, daß weder der Fritz, noch seine Eltern, als Protestanten, je unter der verlangten Bedingung in eine Ehe willigen werden. Darum wollten auch Stinas Eltern nichts von einer Heirat wißen. Trotzdem scheint es mir, daß Stina den hübschen Fritz ernstlich geliebt hat! — Vorläufig nimmt sie noch am

Unterricht teil. Sie sitzt in der vierten Klasse. Denn sie ist noch sehr weit zurück und recht unwißend. Aber Verstand und Bildung braucht sie ja nicht, um eine fromme Schwester, eine musterhafte Nonne zu werden.

Aber da plaudre ich immerfort und bedenke nicht, daß jede Minute so kostbar ist, weil ich um so länger auf Deine wochenlang ersehnte Antwort warten muß! Also noch einmal, Geliebter, schreib mir umgehend, merk Dir genau die Addresse M. K. in T. poste restante! Stille meine Unruhe und Sehnsucht! Ach, meine Gedanken fliegen immer hinüber zu Dir! Besonders, wenn ich allein bin, denke ich all der seligen Stunden, die wir erlebt und noch erleben werden. Ewig Deine Marie.

Rainer an Marie.

S..., den 25. Juni 1859.

Teure Marie! — Endlich Nachricht von Dir! Gerade, wie Du, habe ich nun schon so lange und immer vergebens Deine Antwort erwartet! Gott

sei Dank, daß ich wenigstens von der grösten, peinigendsten Unruhe befreit bin! — Dennoch, Geliebte, bleiben noch immer die vielen, schweren Sorgen um Dich, die sogleich bei Empfang Deines vorletzten Briefs und der Nachricht, daß Du nach Kloster B. giengst, in mir aufstiegen, und sich seitdem von Tag zu Tag gesteigert haben! Sie sind in der Tat noch größer, als während Deines Aufenthalts auf Schloß Lohe. Doch hoffe ich, daß Deine jetzigen Verhältnisse sich nicht so gefährlich gestalten und keinen so schrecklichen Ausgang nehmen werden, wie damals! Vielleicht, daß in mancher Hinsicht mein Mistrauen unbegründet, daß die Liebe meinen Blick so g schärft, daß ich zu schwarz sehe. Dennoch — Dein Aufenthalt in Kloster B. ist mir höchst unlieb. Er konnte nicht unpassender gewählt sein!

Doch eine Gewisheit tröstet mich. Dein Karakter ist bereits zu gut und fest entwickelt, Deine Lebensanschauung zu richtig, und Dein Blick auch jetzt zu klar und sicher, als daß Deine Umgebungen einen schlimmen Einfluß auf Dich üben könnten. Trotzdem kommt mir bei

dem Gedanken an Stina Gans unwillkürlich der andere, daß man auch mit Dir, mein liebes Kind, ein ähnliches Spiel zu treiben wenigstens versuchen möchte. Freilich sind die arme, einfältige Stina und meine Marie zwei grundverschiedne Mädchen! Auch hat mich die Schärfe und Richtigkeit Deiner Beobachtungen und Urteile vorläufig beruhigt. Aber, Geliebte, ich bitte Dich, halte Deine Augen immer klar und offen! Blick um Dich, laß Dich nicht einschläfern und teuschen! Die Schwester Clemenzia, sosehr sie sich das Ansehen einer teilnehmenden Freundin gibt, scheint mir als heimliche „Inspectrice surveillante“ ganz besonders für Dich angestellt zu sein. Möglich, daß ich mich irre. Immerhin sei auf Deiner Hut. Laß Dich nicht ausholen, laß Dich durch Dein schönes Gefühl, Dein treues, wahres Herz nicht zu vertraulichen Mitteilungen hinreißen, die Du später bereuen dürftest! — Bitte, teile mir genau alle Deine weitern Beobachtungen und Erlebnisse mit. Uebrigens sei ganz ruhig, Geliebte! Denke immer: Was kann mir widerfahren, da mein Liebster wacht?! — Ja, ich wache, treu und gespannt, wie

eine Vedette im Angesicht des feindlichen Heers. Nicht umsonst bin ich mobil.

Ach, das Feld=, Biwak= und Lagerleben ist doch ein ganz ander Ding, als das faule „Soldatenleben im Frieden!" Ich habe, besonders in der ersten Zeit, eine harte Schule durchgemacht, Manches entbehren und ertragen lernen, was ich sonst nicht für möglich hielt. Wie sauer kam der erste, wie im Krieg geübte, Felddienst uns armen Stubenmenschen und Federfuchsern an! Wir weichen, verzogenen Kinder der Zivilisazion waren auf einmal aus dem gewohnten Schlendrian des üppigen Lodderlebens herausgerißen, musten nicht blos allen Comfort entbehren, sondern, totmüde von tagelangen Manoeuvren, hungrig und durstig, vergebens nach genieß=barer Nahrung lechzen. Denn kam man Abends in die schlechten Bauernquartiere elender Dörfer, so gabs für die ermatteten, hungrigen Husaren nichts, als saure Gesichter, saure Milch, schimmlig Brod und verfrorne Kartoffeln. Ich hielt immer Stand. Nur in meinem letzten Quartier konnt ichs nicht aushalten. Ich war mit ein Par Leuten in das schmutzige Dorf voraus=

geritten, um für meine Husaren Quartier zu machen. Du must nämlich wißen, daß ich Unteroffizier bin. Ich ritt zum Ortsvorsteher. Es hieß, er sei nicht zu Hause. Ich sagte, er müße kommen und die Quartierzettel schreiben.

„He kann nich schrivven!“ (schreiben) hieß es. Ich fragte, wo er sei. — „Im Felde.“ Schickt hin. „Sie hätten Niemand zu schicken.“ — Als ich diesen böswilligen Widerstand sah, machte ich kurzen Prozeß und Quartier nach Gutdünken. Ich sorgte zunächst für meine Leute und kam selbst zu kurz. Mein Quartier ist so schmutzig, die Wirte sind so arm, daß ich um ein Par Stunden Urlaub täglich bat, wo ich außer der Dienstzeit nach S... jage, um wenigstens meinen Hunger zu stillen. Nur der Schlaf, dieser himmlische Gesell und Tröster hat mich nicht verlaßen. O wie herrlich erquickt er mich! Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so prächtig geschlafen, als in dieser Zeit der Mühen und Entbehrungen, und dabei so süß geträumt, und die Seele aller meiner Träume bist Du, Geliebte!

Wie gesagt, es war ein harter Anfang. Oft

schmerzte meine Brust von der engen Uniform, und ich verwünschte meinen doch so wolmeinenden Schneider! Jetzt ist Alles überstanden. Diese erste Zeit ist die Feuerprobe eines guten Soldaten. Ich habe gesiegt. Der Stubenmensch ist ausgezogen, der Soldat ist fertig!

Nun lebwol, meine süße Nonne! Addressiere vorläufig Deine lieben Briefe poste restante nach S... an Deinen treuen Krieger Rainer.

Marie an Rainer.

B...., den 2. Juli 1859.

Geliebter Rainer! — Herzinnig dank ich Dir für die rasche Antwort! O wie schmerzlich hat mich die Schilderung des harten, mühseligen Soldatenlebens und Deiner schrecklichen Anstrengungen berührt! Ein wahres Glück, daß Du Dich so rasch daran gewöhnt! Aber wolle Gott, daß nicht das Schlimmste nachkommt, daß nicht dennoch Deine Gesundheit gelitten! Schone Dich doch soviel Du kannst. In Allem, was Du treibst

und für Deine Pflicht hältst, bist Du so gewißenhaft und energisch! Uebermüde Dich wenigstens nicht unnütz. Ach, könnt ich Dir doch Dein Mahl bereiten, Dich pflegen! Wie wär ich glücklich! — Doch wir müßen uns in das Unvermeidliche fügen und still auf eine beßre Zukunft warten! —

Hier geht Alles den gewohnten Gang. O Rainer! Wie tief fühl ichs jetzt, daß ich nicht fürs Kloster geschaffen bin! Wie habe ich jetzt auch die feste Ueberzeugung gewonnen, daß diese unglücklichen Nonnen ihren Lebenszweck völlig verfehlen! — Was ist die Aufgabe des Weibes? Einem geliebten Mann zu gehören und zu leben mit Leib und Seele! Ihm den Aufenthalt im Hause so reizend als möglich zu machen! Wenn er heimgekehrt, müde von der Arbeit seines Berufs, ihn mit offnen Armen zu empfangen, ausruhn und die Sorgen des Lebens vergeßen zu laßen! Im Unglück ihn zu trösten und aufzurichten! Schmerz und Wonne mit ihm zu teilen! Gleichsam das Echo seiner Gedanken und Gefühle zu sein! — O wie fühl ich die Kraft in mir, Geliebter, Dir das Leben zu versüßen,

die heiligen Pflichten des Weibes zu erfüllen. Wie sehne ich mich vor Allem nach häuslicher Tätigkeit! — Und wie macht mir dieß ganze Leben und Treiben hier immer mehr einen beängstigenden, ja widerlichen Eindruck! Warlich! Oft ists mir, als würden diese dumpfen Mauern über mir zusammenstürzen! —

In drei Wochen werden die Novizen eingekleidet, mit ihnen auch Stina Gans. Im Pensionat lernt sie doch nicht viel mehr. Gestern war Prüfung und Preisverteilung. Ueber 200 Preise sind ausgegeben. Fast jedes Mädchen hat einen bekommen, das kleine Lenchen Bauer einen in der — Mineralogie! Und doch glaube ich, daß sie kaum im Stande ist, einen Diamanten von einem Kieselsteine zu unterscheiden. — Als nach der Prüfung etwa sechs Schwestern zusammenstanden und die Zeichnungen der Schülerinnen besahen, machten sich einige Mädchen den Spaß, die Roben derselben mit Nadeln zusammenzustecken. Als die Nonnen gingen, zog eine die andere fort, und mit Schrecken sahen sie sich endlich aneinandergeheftet. Sogleich wurde eine strenge Untersuchung angestellt. Aber sie führte

zu nichts. Denn die Mädchen halten fest zusammen und verraten einander nicht, selbst nicht in der Beichte! Soweit ists mit der Verstellung und Heuchelei gekommen. Wie kanns auch anders sein? — Die Zeugnisse, selbst der dümmsten und unwißendsten Mädchen, waren glänzend. Alles „vorzüglich" und „ausgezeichnet." Natürlich, die Eltern müßen ja betrogen werden, und nach den Preisen und Zeugnissen denken sie Wunder, was ihre Kinder gelernt haben; während sie doch noch gerad so dumm sind, als sonst. Von gründlicher wißenschaftlicher Bildung ist ja keine Spur da, und wie können diese Nonnen, die das Leben nicht bloß nicht kennen, sondern fliehen und haßen, die ihre eigentliche Lebensaufgabe völlig verfehlt haben, die Mädchen für das Leben, für ihren künftigen Beruf als Gattinnen und Mütter erziehen? Es ist wirklich Unsinn! —

Der guten Schwester Clemenzia tust Du wahrscheinlich doch Unrecht! Du glaubst nicht, wie lieb und freundlich sie gegen mich ist! Wir sind sooft zusammen, als es geht, bei Tisch, auf Spaziergängen, auch wol in den Andachten. — Sie ist offen gegen mich! Neulich

machte sie mir ein Geständnis. Nachdem sie mich gefragt, ob ich liebe, und ich Ja! gesagt, rief sie: „O du glückliches Mädchen! Ach! Und ich Unglückliche! Auch ich habe geliebt, unendlich geliebt! Werner! Meine ganze Seele hieng an ihm! — Aber er war Protestant. Weder seine Eltern, noch die meinigen wollten in unsere Heirat einwilligen! Ach Marie, glaub mir, ich habe unendlich gelitten, es hat mir viel gekostet, dem Geliebten zu entsagen. Aber, dank dem Himmel, es ist mir gelungen! Die Schmerzen der Entsagung haben meine Seele geläutert, erleuchtet mit himmlischem Licht, daß ich die ewige Wahrheit erkannte! Ich wurde Kristi Braut! Und sieh, nun bin ich glücklich! Nie hab ich den Schritt bereut! Hinter mir liegt die Welt mit ihrer Lust, ihrem Elend! Vor mir steht der Himmel offen! Und seine Seligkeit koste ich schon auf Erden!“

Da läutete die Vesperglocke. Plötzlich rief sie: „O komm, Marie, laß uns beten! Gebet hat mich geheilt von allem Seelenschmerz, Gebet hat mich erleuchtet, und mein Herz erfüllt mit himmlischer Begeisterung. Du weißt noch nicht, welche Wonne im Gebet



ist! O laß uns zusammen beten!" — Ich folgte ihr zur Vesper der Nonnen. Sie schienen meine Anwesenheit nicht zu beachten, während ich neben Schwester Clemenzia kniete und für Dich, mein Geliebter, ein recht brünstig Gebet zum Himmel emporsandte! Der liebe, gute Gott wirds wol erhören! — Daß Schwester Clemenzia unwahr gesprochen, kann ich mir nicht denken, so argwöhnisch Deine Warnung mich auch gemacht. Nein, so schändlich kann gewis kein Mädchen heucheln und sich verstellen! —

O meinst Du, daß ich auch bloß über Tag an Dich denke? Nein, gerade wie Du, träum ich so süß, so himmlisch! Da halt ich Dich innig umschlungen, und ruhe in Deinen Armen, und Du beugst Dich nieder zu mir . . . unsere Lippen berühren sich in einem langen, seligen Kusse . . . Plötzlich fahr ich auf... Die engen weißen Wände meiner Zelle starren mich an... Dicht neben mir hämmert eine Totenuhr... Und da fühl ich mich unendlich einsam, unsäglich traurig ... und weine!

Aber Geduld! Ich vertraue auf Gott und Dich, Geliebter! Es wird hoffentlich Alles gut werden! —

Noch einmal, schone Dich, soviel Du kannst! Schreib bald Deiner sehnsuchtsvollen — Marie.

Rainer an Marie.

N**, den 10. Juli 1859.

Geliebtes Mädchen! — Dein Brief hat mir unendliche Freude gemacht. Er war ein rechtes Labsal in diesem öden, langweiligen Leben. Ach, hätten wir doch wirklich Krieg! Würde es doch endlich einmal Ernst, daß man seine Kraft an den Franzosen erproben und sich Lorbern pflücken könnte für das geliebte Preußen und Deutschland! Wie sehne ich mich nach großen Taten! — Doch ich merke schon, wie Du ängstlich wirst, süß Liebchen! Darum seis Dir zum Trost gesagt, daß es wahrscheinlich kein blutiger Ernst wird, daß wir wieder bloß ein bischen bange gemacht sind und nun, wo der rechte Soldatengeist eben in uns gefahren ist, wol wieder ruhig nach Hause reiten werden! —

Deine Schwester Clemenzia scheint mir äußerst listig zu Werk zu gehen. Sie kommt Dir jeden Tag

um einen Schritt näher. Merkst Du nicht, daß sie Dir bloß Dein Verhältnis zu mir armem Ketzer erzählt und dasselbe für eignes Erlebnis ausgegeben hat? Nur, daß der Schluß, ihr angeblich dadurch veranlaster Eintritt ins Kloster, eben ihr und mancher Andern frommer Wunsch in Bezug auf Dich ist? Liebes Kind, laß Dich nicht irre machen durch diese weiblichen Jesuiten, die mit dem männlichen Orden in engster Verbindung stehen, und deren Weiberlist noch größer ist, als die der frommen Patres!

Warlich, in der ganzen letzten Zeit, schon vor Empfang Deines Briefs, bin ich viel unruhiger geworden, als je zuvor! Nicht, als ob ich die leisesten Zweifel in die Festigkeit Deines Karakters setzte! O wenn ich auch heimlich noch solche gehegt hätte, wie wären sie, gleich Nebeln vor der Sonne, geschwunden vor dem wundervollen Bekenntnis der schönen Seele meines geliebten, herrlichen Mädchens! In dieser Hinsicht habe ich das höchste Vertrauen zu Dir! — Aber ich weiß nicht, wie es kommt, es ziehen bange Ahnungen durch meine Seele, deren ich mich mit aller An-

strengung meines Verstands nicht entschlagen kann! Es ist noch schlimmer, als vor der Katastrofe auf Schloß Lohe. — Besonders Nachts habe ich jetzt fast immer düstre und schwere Träume, statt der frühern süßen und lieblichen, und wieder bist immer Du der Mittelpunkt, um den sich alle drehen. Da seh ich Dich immer in den höchsten Gefahren, bald im Waßer, mit den Wellen kämpfend, bald aus dem hohen Fenster eines in vollen Flammen stehenden Hauses die Arme nach mir ausstreckend und hülfeflehend zu mir niederblickend — und ich Unglücklicher, festgebannt vom Alpdruck, kann mich nicht rühren, mache fürchterliche Anstrengungen, Dich zu retten, dulde wahre Höllenqualen entsetzlicher Angst — bis ich endlich in Schweiß gebadet erwache! — Vielleicht ist das faule Leben daran Schuld. Denn abgesehn von den schlechten Quartieren, geht wieder Alles den alten, bequemen Schlendrian des Friedensdiensts. Darum verwünsch ich auch sosehr diesen geschäftigen, faulen Müßiggang und sehne mich nach kühnen Taten! Vielleicht, weil mein Blut verdickt, mein Geist umnebelt ist, sehe ich wieder so entsetzlich schwarz. Und doch

versichre ich Dir, daß ich mäßiger lebe, als je früher und seit der ganzen Zeit täglich mehre Quart Waßer trinke! —

Diese bösen Ahnungen wollen nun einmal nicht weichen, sie verfolgen mich, wie Dämonen, wie die Furien den Orest. Oft bin ich förmlich weich gestimmt, was mir wirklich noch selten im Leben vorgekommen, da ich vorherrschend Verstandesmensch bin! Da denk ich, wie ichs ertragen könnte, wenn Du mir entrißen würdest, geliebtes Mädchen, die mein Geist mit allen Organen liebend und leidenschaftlich umfaßt hält! Da summts durch meine Seele, wie Grabgesang. Seit mehren Tagen tönt mir immer die Melodie und letzte Strofe unsres niederrheinischen Volkslieds vom „treuen Knaben“ im Kopf herum. Ich kann sie nicht los werden, die traurige Weise:

„Ich hab gemeint, swär lauter Freud:
Jetzt muß ich tragen ein schwarzes Kleid!
Ein schwarzes Kleid, und noch viel mehr,
Mein Trauern nimmt kein Ende mehr!“ —

Da der Autor vorauszusetzen wagt, daß der freund-



liche Leser mit dem angeführten schönen Volksliede nicht genau bekannt sein dürfte, so hält ers für Pflicht, zur Beurteilung der Seelenstimmung Rainers, dasselbe hier vollständig mitzuteilen:

Der treue Knabe.

Es war einmal ein treuer Knab,
Der liebt sein Schätzchen sieben Jahr,
Wol sieben Jahr und noch viel mehr,
Als wenn der Lieb kein Ende wär.

Der Knab, der reist ins Niederland,
Derweil wird sein Herzliebchen krank,
So krank, so krank bis auf den Tod,
Drei Tag, drei Nacht sprach sie kein Wort.

Und als der Knab die Botschaft kriegt,
Daß sein Feinsliebchen krank da liegt,
Verließ er all sein Hab und Gut,
Wollt sehn, was sein Feinsliebchen tut.

„Guten Tag, guten Tag, Herzliebste mein!
Was machst Du hier im Bettelein?“ —
„„Dank Dir Gott, dank Dir Gott, mein feiner Knab,
Mit mir wirds heißen: Fort ins Grab!““

„Nicht so, nicht so, Herzliebste mein!
Die Lieb und Treu muß länger sein!" —
Er nahm sie gleich in seinen Arm —
Da war sie kalt und nicht mehr warm!

„Geschwind! geschwind! Bringt mir ein Licht!
Mein Schätzchen stirbt, daß Niemand sicht!
Geschwind, geschwind zum Doktor hin,
Daß er ihr gleich die Schmerzen nimmt! — —

„Ich hab gemeint, 's wär lauter Freud —
Jetzt muß ich tragen ein schwarzes Kleid,
Ein schwarzes Kleid und noch viel mehr!
Mein Trauern nimmt kein Ende mehr!"

„Gott gebe," so schloß Rainer, „daß Alles Gaukelbilder meiner, der Himmel weiß, wodurch, aufgeregten Fantasie sein mögen. Schreib recht bald zur Beruhigung Deinem einsamen Grillenfänger — Rainer.

Marie an Rainer.

B**** den 15. Juli 1859.

O mein Rainer! — Endlich dämmert der Morgen in meine Zelle! — Ich schreibe Dir eilig, in

furchtbarer Aufregung! O wie sehr hattest Du Recht! Alle Deine schlimmsten Ahnungen erfüllt! Alles, wie Du gesagt! — Rasch zur Sache! — Um Gotteswillen! Hör ich nicht die Tritte meiner Wächterin?! —

Es war Teuschung. Aber man bewacht mich! — Ich ziehe den angefangnen zerknitterten Brief wieder aus dem Busen. — Denk Dir um Gotteswillen, sie wollen mich mit Gewalt zur Nonne machen! Von vornherein wars ihr Plan. Wie Du gesagt, Schwester Clemenzia sollte mich bloß bearbeiten, vorbereiten! Alle sind gegen mich verschworen! O Rainer! Wie gräslich! Kannst Du es für möglich halten? Und doch ists so! Mein eigner Vater, meine Tante wißen darum, und haben es so gewollt! Und wie haben sie sich verstellt! Mich belogen, um mich in diese Falle zu locken. Großer Gott! Ich möchte verzweifeln!

Gestern erhalt ich einen Brief von Vater und Tante. Darin schreiben sie, ich solle nun endlich Dir, mein ewig Geliebter, entsagen, da ja nie was aus der Heirat mit einem so gottlosen Ketzer werden könne.

Ich solle nun alle eitlen, sündlichen, weltlichen Gedanken fahren laßen, und nur auf das Heil meiner Seele bedacht sein, die ich dem Himmel weihen solle! Ich habe keine Zeit, Dir Alles zu schreiben. Den Brief hat aber weder Vater, noch Tante geschrieben! Ein Andrer hat ihn diktiert!

Alle, Alle sind wider mich verbündet! Besonders die Nonnen. Gestern, gleich nach Empfang des Briefs von Hause kam die Priorin selbst auf meine Zelle. Gewis eine ganze Stunde hat sie mir zugeredet, mir alle möglichen Vorstellungen gemacht. Das Ende ihrer salbungsvollen Predigt war, ich solle in acht Tagen mit Stina als Novize eingekleidet werden! — Rainer, o mein Rainer! Du kannst Dir meinen Schmerz, meine Verzweiflung nicht denken, als ich diese furchtbare Gewisheit und keine Aussicht hatte, aus diesem Kerker von lebendigem Tode mich zu retten! Als ich schluchzte und weinte, als ich mich entschieden weigerte — drohte mir die Priorin mit achttägiger Einsperrung in meiner Zelle! — Da fuhrs plötzlich, wie ein Blitz durch meine Seele! Gott sei Preis und Dank, daß ich mich zur rechten

Zeit besann! — Ich sagte, daß ich mich nicht gerade weigere, aber ich flehe die Révérende Mère, daß sie mir Zeit laßen möge, zu überlegen! Die Nachricht komme zu plötzlich! Der Entschluß sei so groß und wichtig, entscheide über mein ganzes Leben! Ich wolle mit Gott zu Rate gehn! — Das half mir. Die Priorin umarmte und küßte mich: „So ists Recht!“ rief sie, „meine innig geliebte Schwester in Kristo! Bete! bete! Der Herr wird die finstern, sündlichen Gedanken aus Deiner jungen Seele bannen und sein himmlisches Licht darin anzünden! Bete, bete!“

O verzeih mir, Rainer! Aber als sie fort war, wie freute ich mich, daß ich die falsche Natter betrogen! Sieh, hätte ich auf meiner Weigerung beharrt, sie hätten mich eingesperrt, aller Freiheit beraubt! Ich konnte Dir nicht schreiben. Denn beim Zellenarrest wird alle Augenblick Inspekzion und Nachsuchung gehalten. Man soll nichts tun, als beten. Jetzt aber, Gottlob — ich kann Dir wenigstens das Schreckliche mitteilen — und nun rasch zur Pförtnerin! Wär dieser Brief erst in ihrer Hand! Man bewacht mich auf Schritt und Tritt!

O Rainer! Es ist gräslich. Wider meinen Willen eingekleidet werden? Und keine Rettung? Sind sie nicht Alle, Alle zu meinem Verderben verschworen?! O! ich bin in Verzweiflung! Rainer, Geliebter! Nur noch 8 Tage! Rette, rette Deine unglückliche — Marie!

Vierzehntes Kapitel.

Im stillen Klostergarten.

So war Marie selbst plötzlich zu der furchtbaren Gewisheit gelangt, daß sie schlau und planmäßig in eine Falle gelockt war, aus der kaum ein Entrinnen möglich. Was sie Rainer im ersten, tötlichen Schrecken ihrer trostlosen Lage geschrieben, war nicht im Geringsten übertrieben. Im Gegenteil. Sie wurde, ohne daß sie es wuste, viel schärfer bewacht und beobachtet, als sie glaubte. Einige der fünfzig guten wolmeinenden Schwestern wichen kaum aus ihrer Nähe. Es war ihr unmöglich, den an Rainer im ersten Morgengrauen in fieberhafter Angst vor Entdeckung geschriebenen Brief an diesem Tage der Schwester Pförtnerin unbemerkt zu-

zustecken. — Sie brachte in Verzweiflung eine schlaflose Nacht zu. Als der Morgen graute, und sie aufgeregt vom harten Lager aufsprang, und die verschloßne Tür, die weißen Wände, das vergitterte Fenster ihrer engen Zelle trostlos anstarrte, weinte sie. . . Dann betete sie und — faste plötzlich einen Entschluß und betete wieder — um Verzeihung. —

Schwester Clemenzia trat bald darauf, nachdem sie den Riegel draußen zurückgeschoben, in die Zelle. Sie war freundlich und harmlos, als ob nichts vorgefallen wäre. Sie kam, Marien zur ersten Messe abzuholen. Die fromme Schwester sprach in den hochtönendsten, herzlichsten Frasen von ihrer innigen Liebe zu Marien, von ihren reinen, wolmeinenden Absichten in Bezug auf ihr wahres Glück, von den himmlischen Freuden des Klosterlebens. Aber Marie ließ sie nicht ausreden. . Sie fiel der treuen Schwester um den Hals und rief mit übernächtig stralendem Blick: „O Clemenzia! Dank dem Himmel mit mir! Ich bin andern Sinns geworden. Ich bin erleuchtet! O ich werde es finden, das himmlische Glück! Der Herr, zu dem ich gebetet, wird

mir helfen! O habt Geduld mit mir! Ich will ja Alles tun, was Ihr wollt! Schon bin ich ruhiger! Es wird jeden Tag beßer gehn! Nun komm! Laß uns beten!" —

Die Wirkung blieb nicht aus. Die Priorin und die Nonnen sahen Marien mit verklärten Augen in brünstiger Andacht neben Schwester Clemenzia knien. Sie bemerkten ebenso staunend am ganzen Tage ihre heitre Miene, und stille Freudigkeit. Die Priorin war hocherfreut. Schwester Clemenzia feierte stille Triumpfe. Alle waren beruhigt. Die übermäßige Strenge der Bewachung ließ sichtbar nach. Marie fand auf diese Weise endlich am Nachmittag des zweiten Tags Gelegenheit, auf einige Augenblicke zur Pförtnerin zu kommen. Hastig drückte sie der Alten den Brief mit einem Goldstück in die Hand, und flüsterte: „Besorgt ihn gleich! Bringt mir auch gleich die Antwort mit, wenn sie da ist!" — Aber schon sprangen zwei Schwestern herzu. „Was habt Ihr zusammen?" schrien sie, wie aus einem Munde — „Sie will am Ende fliehn! Schwester Hanna! Bei den strengsten geist=

lichen Strafen! Redet die Wahrheit!" — Die alte Pförtnerin verschwur sich zornig mit einer Sündflut von Worten, unter den heftigsten Gebärden hoch und teuer, daß Marie bloß nach ihren Freundinnen Norchen, Finchen und Sefchen gefragt, die eben mit zwei Schwestern und andern Mädchen einen Spaziergang außer dem Kloster machten. — Jene aber nahmen Marien in ihre Mitte und führten sie fort. Seitdem wurde sie wieder schärfer bewacht. Aber ihre Freundlichkeit und Ergebenheit schienen sich mit jedem Tage zu vermehren, zur großen Genugtuung aller fünfzig frommen Schwestern! — Nur von jeder Berührung mit der Außenwelt wurde sie möglichst streng abgeschloßen. Selbst ihre Freundinnen und Bekannten aus der Heimat durfte sie nicht mehr sehn, außer Stina Gans. Diese war schon so fromm, gottselig, und redete so salbungsvoll, wie die älteste Nonne. Aber Marie übertraf sie noch, so daß Stina ganz erstaunt war und die wunderbare Veränderung ihrer Freundin nicht genug segnen konnte! —

Nun wurden die frommen Andachten, Beichten,

Bußübungen und Gebete täglich häufiger und länger. Die Vorbereitung zum Noviziat dieses Ordens ist genau durch bestimmte Regeln vorgeschrieben. Sie hat große Aehnlichkeit mit jenen geistlichen Vorübungen der Jesuitenzöglinge vor dem Eintritt ins Noviziat. Es sind dieselben, welche Ignaz von Loyola in der Höhle von Manreza anstellte, und deren streng vorgeschriebener Gang folgender ist: „Man hat zuerst den gegebenen heiligen Stoff der Betrachtung durchzulesen, und seine Gedanken über die einzelnen Punkte und die anzuwendenden Vorspiele, sowie über die Anwendung des Gefühls zu ordnen. Mit dem Glockenschlag beginnt man alsdann, sich einige Schritte vom Betpult entfernt hinzustellen und Gott und alle Heiligen als gegenwärtig zu denken. Danach küßt man die Erde, nähert sich demütig dem Betschemel, kniet wieder und beginnt die Vorspiele in Tätigkeit zu setzen. Diese bestehen in einer lebendigen, sinnlichen Vorspiegelung des Orts, der Personen, der Eigenschaften der Personen, als Schönheit 2c. einer lebhaften Vergegenwärtigung der Scenen, oder bei abstrakten Themen einer lebhaften Vorstellung des ent-

sprechenden sinnlichen Bildes. Hierauf Begehrung des notwendigen Geists, um vorschriftsmäßig zu verfahren, dann Uebergang zu den einzelnen Punkten der Betrachtung. Diese müßen gleichfalls sinnlich gehalten werden, indem man sich in eine demütige, ehrfurchtsvolle, teils in eine reumütige, teils in eine anbetende Stimmung versetzt. Jede Auffaßung mit dem Verstande ist untersagt, jede Durchforschung der Aufgabe, Zergliederung, Vergleichung, Prüfung ist streng verboten; mit dem Herzen, dem Gemüt, der Fantasie allein soll die Betrachtung aufgefast werden, die Anschauung soll innerhalb der gegebenen Punkte umherschwärmen, aber nie die Grenze derselben überschreiten. Der so erfüllten Fantasie wird dann die Anwendung des Gefühls beigesellt. Man küst z. B. die Krippe von Bethlehem, die schönen Glieder der Maria. Man fühlt das Feuer der Hölle. Man sieht in den Flammen des offnen Abgrunds den Teufel leibhaft die Verdammten quälen, und hört diese heulen. Man schmeckt die Süßigkeiten des Paradieses, die Bitterkeit der Hölle 2c. Dann, von solchem Eindruck ergriffen, regt man den Willen

8*

auf und macht die Nutzanwendung ebenfalls in angegebener Weise durch das Colloquium, Anrede, Zwiegespräch mit Gott, Kristo, der allerseligsten Jungfrau, denen man die besten Wünsche zuruft und deren Antwort man vernimmt."

Dieß ist die unverbrüchliche Vorschrift Loyolas, welche die Schwestern vom Herzen Jesu im Ganzen mit einigen, dem weiblichen Karakter angepaßten Aenderungen d. h. Gefühlssteigerungen, gleichfalls bei der Vorbereitung zum Noviziat befolgen.

Marie übertraf alle Andern, besonders in der vorgeschriebnen „demütigen, ehrfurchtsvollen, teils reumütigen, teils anbetenden" Stellung. . .

Am vierten Tage kam mit andern Nonnen die Soeur tailleuse, um Marien das Maß zu der weißen Novizenrobe zu nehmen. Obwol sie dünkte, man meße ihr das Sterbekleid an, obwol ihr zu Sinn war, wie einer Verbrecherin, der man das weiße Armsünderhemd anpaßt, zum letzten Gang — aufs Schaffot — Marie verzog keine Miene. Aber sie sah sich beobachtet und — lächelte. — Die Roben der übrigen vier einzuklei-

denden Novizen waren schon fertig. Auch die Schere, unter der (demnächst) Stinas dünnes, blondes, etwas struppiges, und Mariens reiches, seidenweiches braunes Haar fallen sollte, war schon geschliffen...

Am siebten Tage trafen die nächsten Angehörigen mehrer der einzukleidenden Novizen ein und wurden von den Nonnen höchst gastfreundlich empfangen. Am Nachmittag kamen auch Herr und Frau Gans, Herr Kranz, Tante Zilligen und — Herr Wichtig an. Vielleicht wird der gute Leser staunen, auch diesen alten Bekannten wiederzusehn und fragen: „Was will denn der hier?" — Herr Kranz aber hatte seinem Freunde mit dem grösten Bedauern die Eröffnung gemacht, daß aus der sosehr von ihm gewünschten Heirat nichts werden könnte, weil seine Tochter plötzlich fromme Gedanken gekriegt und sichs in den Kopf gesetzt, ins Kloster zu gehn. Zugleich hatte er ihn gebeten, ihn und die Tante nach Kloster B. zu begleiten, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Herr Wichtig strich bei dieser Mitteilung seufzend über seine Perrücke und sah sich verstohlen im Spiegel. Eine stille Entsagung zog durch

sein großes Herz. Dann aber dachte er, wie rührend es doch sei, wenn er seine beiden alten Geliebten, „Stinchen und Mariechen," nach denen er so lange mit aller Aufbietung' seiner körperlichen Vorzüge und geistigen schlauen Ueberlegung vergebens getrachtet, nun Kristo als Bräute geweiht sähe. Das gewährte ihm nicht geringe Genugtuung. Auch traute der kluge Meister dem Dinge noch nicht so recht und wollte sich deshalb Gewisheit verschaffen. Er tröstete sich schließlich mit dem Gedanken, daß wenigstens kein anderer irdischer Nebenbuhler über ihn den Sieg davon getragen, und daß es noch mehr Mädchen in der Welt gäbe, auch reiche Halfentöchter. Er ergriff sein volles Glas Wein, stieß mit Herrn Kranz an und versprach, ihn zu begleiten. — Als sie im Kloster B. ankamen, glühten die beiden Herrn wie Vollmonde. Besonders aber Herr Kranz verbreitete eine in diesen heiligen Mauern so ungewohnte und unbeliebte Athmosfäre um sich, daß die Nonnen die Tücher vors Gesicht hielten. Der unglückliche Mann konnte seinen Mismut und seine Leidenschaft nicht mehr mit Wein stillen und hatte schon seit

längerer Zeit zu stärkern Getränken gegriffen. Er genoß jetzt täglich eine große Menge gebrannter Waßer.

Eine Stunde nachher traf auch Pater Haß im Kloster ein und ließ sich sogleich zur „Révérende Mère“ (Priorin) führen. —

Herr Kranz und Tante Zilligen aber verlangten bald nach ihrer Ankunft, Marien zu sehn.*) Schwester Clemenzia bat, ihr zu folgen, indem sie bemerkte, Marie liebe die Einsamkeit und bete andächtig Tag und Nacht. Als die Drei in die Zelle traten, saß Marie mit gefalteten Händen regungslos auf ihrem Bett. . . Sie schien die Eintretenden kaum zu bemerken. . . Dann starrte sie den Vater und die Tante mit großen Augen gleichgiltig an. . . Aber sie regte kein Glied zum Gruß. . . Kein Wort kam über ihre Lippen. . .

„Stört sie nicht,“ flüsterte Schwester Clemenzia, „sie ist jetzt in himmlischer Verzückung! Dann kennt sie Niemanden!“ —

Da faltete Tante Zilligen in höchstem freudigstem

*) „Zur größern Ehre Gottes“ wird auch die „Klausur“ gebrochen!

Erstaunen die Hände und blickte stumm und ehrfurchtsvoll auf die geliebte Nichte, und Trähnen frommer Rührung liefen über die faltigen Wangen der alten gottseligen Jungfrau. Auch Herr Kranz weinte, aber es waren weniger Trähnen väterlicher Rührung, als überflüßige Spirituosen, die sich mittelst der Trähnendrüsen Luft machten. . . So standen sie lange. . .

Plötzlich sah Marie wieder auf. Es waren wilde Blicke, die sie auf ihre nächsten Verwandten schleuderte. . . Dann sprang sie auf, stand mit einem Schritte vor ihnen, richtete ihre schöne, schlanke Gestalt zu voller Höhe empor, daß sie die drei Andern weit überragte. Ihr edles Antlitz war blaß wie die Wände der Zelle. Ihre Augen blickten mit unheimlich übernatürlicher Glut, schleuderten Blitze auf den Vater, auf die Tante. So stand sie, **eine Medea,** so rief sie endlich:

„Also Ihr kommt auch noch?! Ist es nicht genug, daß Ihr mich betrogen, verlockt, verraten, verkauft habt?! Ihr wollt auch noch sehn, wie das Lamm zur Schlachtbank geführt wird?! O! Pfui! — — Aber weh Euch! Noch lebt ein gerechter Gott! Er wird Euch

strafen für die unmenschliche Sünde, die Ihr an mir tut! Er wird mich rächen, mich armes, armes Opfer Eures Geizes, Eurer Dummheit! Fort von hier! Hinaus, Heuchler! Verräter! Ich will keinen Menschen mehr sehn! Ich hasse die Menschen! Ich will allein sein!!"

Sie sank zurück aufs Bett und drückte den Kopf in beide Hände. Herr Kranz und Tante Zilligen wollten reden; aber Schwester Clementia zog sie beide gewaltsam fort aus der Zelle. —

Pater Haß saß bei seiner Freundin, der Priorin, im traulichsten Gespräch. Beide musten sich sehr lange, sehr genau kennen; denn ihr Benehmen war gegenseitig ganz ohne Zurückhaltung... Plötzlich stürzte Schwester Clemenzia herein und berichtete treu den Auftritt in Mariens Zelle und die leidenschaftlichen Worte derselben...

„Hast Du den Riegel wieder vorgeschoben?" fragte die Priorin.

„„Ja, Révérende Mère!"" antwortete Schwester Clemenzia.

„Du kannst gehn!"...

Pater Haß und die Priorin waren wieder allein.

„Ist es denn möglich?! O die Schlange!“ rief die Priorin, eine Dame von etwa 40 Jahren.

„„Merkst Du wirklich, teure Schwester,“ sagte der Pater, lächelnd das vor ihm stehende Glas Wein leerend, „daß Alles sich bestätigt, was ich Dir soeben gesagt?““

„O noch immer kann ichs kaum glauben!“ rief die Priorin wieder. — „Wie fromm war ihre Miene, wie liebevoll ihr Benehmen, wie seelenvoll ihr Blick! O! Uns Alle so zu teuschen, so sicher zu machen!“

„„Ja, Schwester, dieses Mädchen ist eins der gebildetsten und gescheitesten, die mir je im Leben vorgekommen. Sie ist eine Schlange, das ist wahr, und wer nicht auf der Hut ist, den überlistet sie. Wärs mir doch selber fast einmal so gegangen! — Doch wenn Ihr sie für Euren Orden gewinnt, werdet Ihr ein ausgezeichnet brauchbares Mitglied an ihr haben! Darum aufgepaßt! Ich habe mein Mögliches getan. Jetzt ists an Euch!““

„Wol! Ich will auf der Hut sein! — Gleich eil ich zu ihr und stelle sie zur Rede über ihre Heuchelei!

Sie soll mir nicht entwischen, und nicht zum zweiten Mal mich hintergehn!" sagte die Priorin aufstehend.

„„Amen! — Aber sei nicht zu streng! Freundlichkeit ist wirksamer, als Strenge!"" sagte der Pater, indem er sein Glas aus der vor ihm stehenden Flasche wieder voll schenkte. —

Die Priorin gieng. Als sie den Riegel zurückgeschoben und zu Marien in die Zelle trat, fand sie diese vor dem Betschemel knieend, aber ganz das Gegenteil jener wilden Medea, die Schwester Clemenzia ihr geschildert. Sie hatte geweint. Sie war mild, sanft, freundlich, im höchsten Grade weiblich.

Als die Priorin ihr zornige Vorwürfe machte und ihr strenges Examen beginnen wollte, rief Marie unter Trähnen: „O Révérende Mère! Verzeihen Sie mir! Aber warum haben Sie mir den Anblick der Meinen nicht erspart?! Da erwachten plötzlich wieder alle Erinnrungen, die ich eben mühsam begraben und vergeßen, die Erinnrungen an die Heimat, die Welt, an alle Freuden der Kindheit, an die sündliche Lust, die ich jetzt verdamme! — Noch einmal, vergeben Sie mir! Es

war die letzte heftige Aufwallung meines weltlichen, eitlen Sinns, der letzte Ausbruch meines armen sündigen Herzens! — Jetzt ist Alles vorbei! Von nun an gehör ich ganz Ihnen und diesen heiligen Mauern. Verfügen Sie über mich, wie Sie wollen! Strafen Sie mich, ich wills dankbar annehmen als eine Züchtigung des Himmels! Aber noch einmal flehe ich Sie, ersparen Sie mir einen solchen wiederholten Anblick derer, die mich an die Welt erinnern und meinen Geist abziehen von himmlischen Gedanken!“ —

Die Révérende Mère sah das junge Mädchen lange zweifelnd an. Aber als sie in diese großen blauen Augen, diese Milde, Ergebenheit und Demut ihres ganzen Wesens sah, umarmte sie Marien und redete ihr tröstend, liebevoll zu.

„„Es geschehe, wie Du willst, teure Schwester in Kristo! Jeder neue Anblick, der die bösen Erinnerungen weckt, soll Dir erspart werden. Nun bete!““ —

„Ach noch um Eins bitt ich, Révérende Mère! Mein Kopf schmerzt mich sosehr! Ich war seit 4 Tagen nicht im Hof, nicht im Garten. Darf ich noch

einmal vor Abend mit Schwester Clemenzia frische Luft schöpfen? Es wird mich erquicken und stärken zu dem Gebet dieser Nacht in der Kirche und zu dem heiligen Akt morgen!“ —

„„Es sei! Im Hof und im Garten siehst Du bis Abend keinen Menschen. Erhole Dich, stärke Dich. Bei Einbruch der Nacht beginnt das Gebet und dauert bis morgen zur ersten Messe. Gott stärke und segne Dich!““

Marie verneigte sich dankbar und küßte demütig die dargereichte Hand der **Révérende Mère**. Diese verließ die Zelle.

Marie hatte ihren Zweck endlich erreicht. Seit vier vollen Tagen war sie, außer zu den Buß- und Andachtsübungen in der Kirche, gar nicht mehr aus der Zelle gelaßen. Selbst die Speisen — magre Fastenkost — waren ihr dorthin gebracht. Nach ihrem Eintritt hatte die begleitende Nonne jedesmal den Riegel gleich wieder vorgeschoben. Die Wirkung dieses Zellengefängnisses auf Mariens lebhaften Geist blieb nicht aus. Oft glaubte sie, wahnsinnig zu werden. Dennoch

hielt sie ganz fest an der einmal gewonnenen Ueberzeugung, daß sie notwendig Ergebung in ihr Schicksal heucheln müsse, daß nur die sorgfältigste Verstellung ihr zur Erlösung, oder doch Erleichterung ihrer strengen Haft, vielleicht zur Rettung verhelfen könne. Jetzt war ihr endlich gelungen, was sie so sehnlich gewünscht. Sie durfte, wenn auch unter strenger Bewachung, noch einmal hinaus ins Freie. Vielleicht gelang es ihr auch, die Pförtnerin einen Augenblick heimlich zu sprechen. Ein letzter, wenn auch schwacher Hoffnungsstral fiel in die düstre Nacht ihrer Gedanken ..... Bald darauf erschien Schwester Clemenzia. Beide giengen in den innern Hof und wandelten im frommen Gespräch Arm in Arm im Stral der Abendsonne unter den alten hohen schattigen Linden. — —

Wo aber war denn eigentlich Herr Wichtig geblieben?! — Ergieng er sich in dem herrlichen Garten und Park und genoß im Schatten der vielhundertjährigen Baumgruppen oder eines dichtgeschloßenen Laubengangs die reinen Freuden der Mutter Natur? Nein! — Wohnte er vielleicht dem Unterricht der



Zöglinge in den Sälen des Pensionats bei und übte mit gestrenger Miene pädagogische Kritik? Nein! — War er trotz Klausur! auf den Gängen, wo sich die Zellen der Nonnen, Novizen und Pensionäre dicht aneinanderreihen, bei einer höchst pikanten, interessanten Inspekzion beschäftigt? Nein! — Oder war er vielleicht gar in der Kirche? Auch nein! — Wo war er denn? — — In der Küche bei der Schwester Köchin und Kellermeisterin stand er in einem höchst vertraulichen Kopf an Kopf! —

Er war nämlich durch das unbehagliche Gefühl seines knurrenden Magens und die lieblichen Bratengerüche, welche in seine Nase stiegen und allerlei angenehme Erinnerungen weckten, zu dem lebhaften Verlangen getrieben, die Küche und den Keller des Klosters näher kennen zu lernen. Er gieng also der Nase nach und gelangte bald richtig zum Ziel seiner Wünsche. Da stand die kleine dicke Schwester Köchin mit hochglühendem Gesicht vor dem großen, mit einer Menge siedender und bratender Kochtöpfe dichtbesetzten Herde, und zwei Laienschwestern waren vollauf beschäftigt, ihr

zu helfen. Denn es gab heute Abend, zu Ehren der eingetroffnen Fremden ein leckres Festeßen, und es galt, den alten Ruhm der Klosterküche zu bewähren.

Die Soeur Cuisinière war eine, etwas über vier Fuß hohe, außerordentlich dicke, wohlgenährte Laienschwester. Es war ein höchst possirlicher Anblick, diese kleine, viereckige, fast kugelrunde, von Fett, Gesundheit und Küchenfeuer stralende Person zu sehn, bei der ihre Kunst so außerordentliche Erfolge gehabt hatte. Der verdrießlichste Mensch hätte sich Angesichts dieser komischen Figur nicht des Lachens enthalten können. Auch Meister Wichtig hatte eine solche Anwandlung. Als aber die Schwester plötzlich ihr volles leuchtendes Antlitz zu ihm hinkehrte, und ihn von Kopf bis zu Fuß musternd und fragend beschaute, näherte er sich ihr mit ungemeiner Ehrerbietung, entschuldigte mit tiefen Bücklingen die Freiheit, die er genommen, diesen Raum zu betreten, und gab sich als einen Freund des Herrn Kranz zu erkennen, mit dem er gekommen sei, der heiligen und erbaulichen Handlung morgen beizuwohnen.

Da wurde Schwester Martha ganz freundlich.

„Seid mir willkommen, mein lieber Herr," rief sie ganz vergnügt, zu dem stattlichen Meister aufblickend — „seht Euch nur überall um. Ich glaub, wir brauchen uns nicht zu schämen! Nicht wahr? Das ist eine Küche!" setzte sie stolz und befriedigt hinzu, als sie bemerkte, wie Herr Wichtig staunend in dem hohen, weiten, hellen Raume umhersah — „so groß, schön und proper findet Ihr keine zweite in der Welt! — Trina, wende den Braten und begieß ihn!" —

„„Sehr schön!"" rief der Meister bewundernd — „„ich sah in meinem Leben noch keine solche!"" —

„Ja, es wird Euch schon schmecken heut Abend, bester Herr, wir haben viele schöne Gerichte, Braten, Aufläufe, Pasteten — Lisbeth! Sieh nach dem Auflauf, daß er nicht anbrennt! — Wenn Ihr nur gehörigen Hunger mitgebracht —?"

„„Ach, ja, leider zuviel, verehrteste Schwester!"" rief Herr Wichtig, indem er das in seinem Munde bei Herzählung der zu erwartenden leckern Bißen zusammengelaufene Waßer verschluckte und begierig die süßen Wolgerüche einsog — „„Ihr müßt wißen, verehrteste

Schwester, daß wir den ganzen Tag gereist sind und nichts Ordentliches gegeßen haben. Jetzt ists erst fünf —""

„Und bis sieben Uhr könnt Ihr nicht warten. O, lieber Herr, da können wir gleich helfen! — Nun seht mir! Ist doch wieder kein Stück Holz mehr da! Was seid Ihr nachläßig! Trina, Lisbeth! Holz geholt! Geschwind!"

Die Beiden beeilten sich, dem Befehl der strengen Gebieterin über Küche und Keller nachzukommen.

„Was befehlt Ihr denn nun, lieber Herr?" fragte, als sie allein waren, teilnehmend die kugelrunde Schwester, indem sie äußerst freundlich mit ihren kleinen im Fett der roten Wangen versteckten Augen zu dem hungrigen Meister aufblickte — „Ein Hähnchen? Ein Täubchen? Rehbraten? Fasan? Kalbsbraten? Ein Pastetchen? Alles steht zu Dienst!"

„„O zuviel! Alles ist mir lieb!"" rief entzückt der Meister — „„Ach, wie gut und freundlich Ihr seid, meine liebe, verehrteste Schwester!"" Dabei beugte er sich tief herab und umfaste die runde, fette, mit dem

Oberkörper gerade Linien bildende Hüfte seiner Woltäterin.

Schwester Marta aber lächelte so vergnügt und still befriedigt, daß ihre kleinen Augen in den froh gehobenen Backen völlig verschwanden. Wie lang wars ihr nicht mehr begegnet, von einem so jungen, stattlichen Herrn umarmt und gedrückt zu werden! Mit innigem Wolbehagen genoß sie eine Zeitlang das langentbehrte, angenehme Gefühl, bis plötzlich die Tritte der zurückkehrenden dienenden Schwestern hörbar wurden. Da watschelte sie so rasch, als ihre Wolbeleibtheit erlaubte, zu einer Tür, wobei das große Schlüßelbund an ihrer Seite feierlich klirrte, stieg einige Stufen herab, und arbeitete sich bald darauf wieder empor, Arme und Hände beladen mit allerlei leckern, kalten Speisen, goldgelber Butter und schneeweißem Brod, die sie auf einen Tisch vor dem freudestralenden Meister niedersetzte, den sie einlud, ohne Umstände zuzugreifen. Der ließ es sich nicht zweimal sagen, und arbeitete sogleich mit vollen Backen darauf los.

„Aber, da Ihr hungrig geworden nach der langen Reise, lieber Herr, werdet Ihr gewis auch durstig sein; denn es ist ein heißer Tag!“ sagte die fette Schwester wieder, nach einer Pause, in der sie alle Töpfe revidiert.

„„Ich kanns nicht leugnen!““ erwiderte Herr Wichtig, indem er einen Fasanschenkel eifrig mit den Zähnen bearbeitete.

„O da können wir auch helfen! Durst sollt Ihr warlich nicht leiden bei uns, so wenig, als Hunger. Kommt nur mit, lieber Herr, in den Keller. Oder wollt Ihr mich nicht begleiten?“

„„Mit Vergnügen!““ schmunzelte der eifrige Eßer, indem er einen raschen musternden Blick auf die vor ihm stehenden Schüßeln warf, die er alle bereits geprobt, bis er sich endlich an den Fasan hielt.

„Aufgepast, daß mir nichts anbrennt, und es nachher heißt: Schwester Marta versteht ihre Kunst nicht!“ rief sie den Dienerinnen zu und winkte dem Meister, der sich inzwischen eine große Butterschnitte mit einem Bruststück vom Fasan zurechtgemacht und, dieß

in die Hand nehmend, willig der voranwatschelnden kleinen Führerin folgte.

Nachdem sie eine Strecke im Gange fortgewandelt, stieg diese ein Par Stufen herab, zündete ein Licht an, suchte aus den dreißig Schlüßeln ihres großen Bunds den rechten und schloß eine Tür auf. Dann stiegen sie wieder zwanzig Stufen hinab, wobei Herr Wichtig der fetten Schwester, welche äußerst vorsichtig und langsam gieng, an die Seite eilte und galant den Arm bot. Sie nahm denselben gern und führte den durstigen Meister durch die kühlen, schönen Räume des Gemüse- und Vorratskellers immer weiter, bis ihnen plötzlich schon von fern die Flaschen entgegenblitzten. Der Weinkeller war noch kühler und größer als der vordere, und übervoll von Flaschenlagern und Fäßern.

„Hier habt Ihr alle mögliche Auswahl, mein liebster, bester Gast," sagte die kleine dicke Kellermeisterin stolz — „alle schönen französischen und deutschen und griechischen Weine; aber wenn ich Euch raten darf —"

„„Nun, geliebte Schwester?"" fragte gespannt Herr Wichtig.

„Versucht mal den hier! Das ist mein Lieblingsgetränk. Echter, süßer Spanier! In keinem Kloster der Welt gibt es beßern!“ rief die kleine Feinschmeckerin mit funkelnden Augen. Dabei holte sie schon ein Fläschchen, so rund, als sie selbst, aus einem Versteck und entkorkte es mit gröster Behendigkeit. Auch einen blechernen Becher holte sie aus demselben Schlupfwinkel, schenkte ihn mit einer im Licht golden stralenden Flüßigkeit voll und kredenzte ihn mit einem äußerst anmutigen Knix dem erfreuten Meister. Dieser probte, schnalzte mit der Zunge, lächelte still und süß zu seiner kleinen Hebe nieder und leerte den Becher auf einen Zug. Aufs Neue füllte diese denselben mit dem herrlichen funkelnden Südwein. Schon wollte Herr Wichtig wieder begierig zugreifen; aber dießmal führte ihn seine fette Hebe selbst an die dicken Lippen und leerte ihn ebenso behende, als gemütlich. — Unter wechselseitigen Knixen und Bücklingen leerte das würdige Par auf diese Weise zwei der kleinen dickbäuchigen Flaschen. Beim letzten Glase war Herr Wichtig auch glücklich mit seiner Butterschnitte fertig.

„Nun noch eine!“ sagte die Kleine in seliger Stimmung, zu ihrem Gast aufblickend „die Dreieinigkeitszahl bringt Glück!“ — und entkorkte die Dritte.

Herr Wichtig, welcher jetzt beide Hände frei hatte, wischte sich den Mund, nahm mit der Linken das Glas und krabbelte mit der Rechten dankbar seiner lieben, kleinen Woltäterin unter dem fetten herabhängenden Kinn. Das tat dieser unendlich wol, denn sie lächelte süß, mit behaglich grunzendem Kichern und sah zu ihrem freundlichen Gast mit äußerst zärtlichem Blick empor. Dieser aber umfaste, indem er das leere Glas zurückgab, ihren feisten Nacken, beugte sich herablaßend nieder und drückte — natürlich in allen Ehren — einen herzhaften Kuß auf die wulstigen Lippen seiner kleinen Freundin . . . Und die Blendlaterne beleuchtete zwei glühende dicke Köpfe . . .

Herr Wichtig hatte wirklich großen Durst . . . aber die kleine, fette Woltäterin — stillte all sein Verlangen mit außerordentlicher Zuvorkommenheit . . . .
Sie musten wol lange, sehr lange im Keller allein zusammengeblieben sein . . . Denn plötzlich riefs oben

an der Treppe: „Schwester Marta! Schwester Marta! Wo bleibt Ihr denn?" — Da versteckte die Gerufne behende die Flaschen und Becher, hielt sehnsüchtig noch einmal ihren zu einem runden Wulst gespitzten Mund zu dem neuen Freund empor, welcher nicht ermangelte, noch einen Abschiedskuß, und zwar einen „tüchtigen Butz" (Kuß) darauf zu drücken und watschelte dann Arm in Arm mit dem glücklich gewonnenen dankbaren Freunde zurück, den sie gesättigt, erquickt, gekühlt, erleichtert hatte . . . . . .

Marie wandelte noch immer mit Schwester Clemenzia unter den Linden des innern Klosterhofs. Die dumpfe Klosterglocke schlug halb sieben. Da mahnte die Schwester, daß es Zeit sei, auf die Zelle zurückzukehren. „Nicht länger, als eine Stunde, haben wir Erlaubnis," antwortete sie auf die Bitte Mariens, noch länger zu bleiben.

„„Nun, wie Du willst, geliebte Schwester!"" rief Marie. „„Aber nach einer Stunde laß uns noch einmal in den Garten gehn, und von da gleich in die

Kirche! Die Révérende Mère hats mir erlaubt. Diese ganze Stunde aber will ich wieder beten!“ “

„Ich werde die Révérende Mère fragen,“ war Alles, was Schwester Clemenzia antwortete.

Vergebens hatte sich Marie in der ganzen Stunde nach der Schwester Pförtnerin umgesehn, welche wahrscheinlich auf ihrem Posten im äußern Hof saß. Diesen aber durfte Marie, nach dem strengen Verbot der Priorin, nicht betreten. . .

Als die beiden Mädchen den Rückweg durch die weite Halle des Erdgeschoßes machten, und eben die breiten, steinernen Stufen der zu den Zellen führenden Treppe betreten wollten, huschte blitzschnell die alte hagre Schwester Pförtnerin zu ihnen heran, ergriff ebenso rasch Mariens Hand, die sie mit ihren beiden Händen drückte und rief, wie außer sich vor Freude: „Ei, was hab ich denn gehört?! Du liebes gutes, schönes, herrliches Kind willst immer bei uns bleiben? Willst wirklich eine der Unsern werden? Gott und alle Heiligen segnen Deinen frommen Entschluß! Und die heilige Jungfrau sei bei Dir nun und alle Tage!“

„„Seid Ihr denn toll, Schwester Hanna?““ rief Clemenzia, dazwischentretend — „„Geht Eurer Wege, an die Pforte!““

„Toll? Nein, aber eine Freude hab ich, Schwester Clemenzia, eine große Freude, wie ich sie lange nicht gehabt! So ein schönes, liebes, gutes Kind! Seht ich habe nun schon 40 Jahre gesessen an der Pforte, habe Manche schon ankommen, auch Manche begraben helfen. Aber so schön, wie Ihr beiden lieben Kinder war keine von Allen!“

„„Ach, geht doch, alte Schwätzerin!““ rief Schwester Clemenzia, sichtbar geschmeichelt.

„Nun, Gott segne Euch Beide! Meine Freud ist so groß, daß ichs nicht sagen kann!“ rief die Pförtnerin, Beiden die Hand küssend.

Schwester Clemenzia aber nahm Mariens Arm, führte sie zurück auf ihre Zelle und schob den Riegel vor.

„Aber, liebe Clemenzia! In einer Stunde kommst Du doch?!“ flehte drinnen Marie.

„„Ich werde die Révérende Mère fragen!““ antwortete draußen Schwester Clemenzia. . .

Als Marie allein war, atmete sie tief und freudig auf, als ob ihr ein schwerer Stein vom Herzen gefallen wäre. Dann öffnete sie rasch die, von der Pförtnerin gedrückte, seitdem krampfhaft zusammengepreste Hand, in der jetzt ein kleiner Zettel sichtbar wurde. Sie muste denselben erst von der Hand ablösen; denn er war mit weichem Wachs fest an derselben angeklebt. Rasch öffnete sie und las begierig folgende Worte: „Liebe Marie! Such es möglich zu machen, daß Du zwischen 8 und 9 Uhr mit Deiner Schwester Clemenzia an der Mauer im Garten umhergehst. Dort erwartet Dich Dein — Rainer“. . .

Hundertmal küste Marie die eilig mit Bleistift geschriebnen Zeilen des Geliebten und dankte ebensooft dem Himmel. Schon schwelgte sie im wonnigen Gefühl ihrer Befreiung — aber plötzlich dachte sie aller Möglichkeiten, aller Gefahren, die ihre Rettung vereiteln konnten. . . Da zagte sie und wurde wieder tieftraurig. In schrecklicher Angst, in fieberhafter Spannung aller

Nerven verbrachte sie, den Himmel um Hilfe flehend, die folgende Stunde . . . . . bis Schwester Clemenzia pünktlich um halb acht Uhr den Riegel zurückschob und wieder in die Zelle trat.

„Die Révérende Mère will Dir gern noch die letzte Erholung in frischer Luft erlauben, vor dem Gebet der nächsten Nacht,“ sagte sie — „aber nur eine halbe Stunde, nicht länger. Gleich nach 8 Uhr wird das Souper zu Ende sein und die Gäste kommen vielleicht noch in den Garten.“

„„So laß uns rasch gehn, liebe Schwester!““ rief Marie in freudiger Aufregung und nahm Hut und Tuch.

„Was willst Du damit? fragte Clemenzia — „es ist ja so heiß!“

„„Ich bin sehr empfindlich gegen Abendluft. Ich fürchte, mich zu erkälten,““ sagte Marie.

Sie giengen hinab in den Klostergarten und weiter fort unter den herrlichen Baumgängen. . . Begierig atmete Marie, plötzlich aus dumpfem Zellengefängnis in frischen Wald versetzt, die langentbehrte Luft der

freien, großen, göttlichen Natur. . . Da schlug die Klosteruhr drei Viertel auf acht . . . .

Marie aber führte Schwester Clemenzia allmählich an das äußerste Ende des Parks und zog sie immer auf dem dicht unter der hohen Klostermauer fortlaufenden Wege, indem sie fortwährend scharfe, verstohlene Blicke längs der Höhe der Mauer schweifen ließ, so rasch vorwärts, daß Clemenzia kaum folgen konnte und fragte, was dieses Ungestüm zu bedeuten habe.

„„O Clemenzia!" rief Marie — „„ich bin so froh, so frei in der frischen herrlichen Luft!"" . . . .

Zweimal hatten sie den an der Mauer umlaufenden Weg zurückgelegt und Marie wollte wieder umkehren. . .

„Aber warum gehen wir immer hier? Laß uns in den Garten zurückkehren!" mahnte Schwester Clemenzia.

„„Ach hier ists so einsam! Hieher verirrt sich kein Mensch!"" sagte Marie.

Da schlug die dumpfe Klosteruhr acht. . . Fast ebenso laut schlug Mariens Herz. . . Ihr war, als

ob ihre Sterbestunde schlüge, als sie einen letzten sehnsüchtigen Blick längs der Höhe der Mauer schweifen ließ und noch immer — ihn nicht sah! . . .

Jetzt wurden in der Ferne Stimmen laut. . .

„Himmel! Da kommen schon die Gäste!" rief Schwester Clemenzia erschrocken. — „Fort, rasch fort ins Kloster!" — Sie wollte Marien fortziehn. Diese aber leistete Widerstand. . . Sie stand wie eingewurzelt. . . Ihre Augen leuchteten. . . Starr blickte sie empor. . . Dann breitete sie die Arme aus und rief: „O! Endlich!" . . .

Schwester Clemenzia schrie laut auf. . .

Auf der Höhe der Mauer saß ein junger Mann. . . Er hielt ein gespanntes Pistol auf die zitternde Nonne und rief halblaut: „Schwester Clemenzia! Sie sind des Todes, wenn Sie noch einen Laut von sich geben, oder sich nur von der Stelle rühren!" . . .

Dann warf er rasch eine Strickleiter herab, die er oben befestigte, kletterte behend, wie eine Katze daran herunter und stand plötzlich zwischen Beiden. . .

„Rasch hinauf, Marie!" rief Rainer, indem er

ihr das Tuch abnahm, mit der linken Hand die Strickleiter spannte und mit der rechten das Pistol auf Schwester Clemenzia haltend, seine Drohung leise wiederholte. . . Die Nonne stand leichenblaß und zitterte wie Espenlaub. . .

„Nun hinab, Marie!“ rief Rainer, als sie oben auf der Mauer angekommen war. — Sobald sie aber auf der entgegengesetzten Seite verschwunden war, nahm Rainer Mariens Tuch über die Schulter, das Pistol zwischen die Zähne, und kletterte rasch und behende wieder hinauf. Oben angekommen rief er:

„Sie haben Ihre Rolle hübsch gespielt, Schwester Clemenzia! Nun leben Sie wol, schöne Heuchlerin! Aber sagen Sie Ihrer Révérende Mère, man gäbe ihr den guten Rat, ihre Erbschleichereien zu laßen, und nicht ferner junge reiche Erbinnen wider ihren Willen einzusperren! Sonst würden die Gerichte kommen und Eurem „sacré coeur“ den Todesstoß versetzen!“

Nach diesen Worten zog er die Strickleiter empor und kletterte auf der andern Seite der Mauer herab. . .

Kaum war er verschwunden, als Schwester Clemenzia laut um Hilfe schreiend forteilte. . .

Auf ihre gellenden Notrufe liefen sogleich mehre Nonnen herbei.

„Was gibts? was ist geschehn?!“

„„Marie ist entflohn, entführt!““ rief Schwester Clemenzia.

Da ertönte ein allgemeines Wehgeschrei. . .

Dann kamen auch die Priorin, Pater Haß, Herr Kranz, Tante Zilligen, Herr Wichtig und dicht hinter ihm seine kleine, fette Freundin; denn, sobald die Hauptarbeit in der Küche getan war, gesellte sich wieder, wie bei Shakspere, dieser treue weibliche „Falstaff“ zu seinem geliebten „Herzenskönig Heinrich“. . .

Das war ein wildes, tolles Durcheinanderschrein weiblicher und männlicher Stimmen. . .

Kaum hatte die noch immer zitternde Schwester Clemenzia den Vorfall hastig und aufgeregt erzählt, da rief schon Herr Wichtig: „Das war kein Andrer, als der v * * * Rainer Hütten!“ —

„„Rasch einen Wagen, Révérende Mère!““

flüsterte Pater Haß der Priorin zu. „„Ich fahre sogleich nach der Stadt, setze mich mit der Polizei in Verbindung, und mittelst des Telegrafen halten wir sie schon auf der zweiten Stazion fest!““

Nach diesen Worten führte er die Révérende Mère eiligst fort. . .

Schwester Clemenzia wurde mit hundert Fragen bestürmt. Mehrmals muste sie ihre Erzählung wiederholen. Sie schilderte die Todesgefahr, in der sie geschwebt, mit furchtbaren Farben.*) Alle rangen die Hände und schrien. Herr Kranz und besonders Tante Zilligen waren außer sich. . . .

Sobald Rainer die auf der andern Seite mittelst einer zweiten Strickleiter glücklich zur Erde gelangte Marie erreicht hatte, ergriff er ihre Hand und zog sie, so rasch als möglich, zu der in kurzer Entfernung ihrer harrenden Extrapostkutsche fort. Sie stiegen ein. Der Postillon trieb die Pferde auf dem Feldwege im Galop

*) Sie wuste ja nicht, daß Rainers Pistol ungeladen war.

vorwärts, bis er bald darauf in die bequeme Landstraße einbog. Im schärfsten Trab giengs immer weiter. In einer Stunde hatten sie die zwei Meilen bis zur nächsten Stazion zurückgelegt, wo die müden, schweißtriefenden Pferde durch frische ersetzt wurden. Rainer vermied klug die Eisenbahn. Sie fuhren die ganze Nacht hindurch immer fort auf der Landstraße, bis ihnen Morgens die Türme der rheinischen Stadt winkten, die das Ziel ihrer Fahrt war. Gegen 6 Uhr hielt der Postwagen in der Stadt vor dem Hause des Landgerichtsrats von T * *. — Rainer schellte. Die Magd öffnete. Die Herrschaft war noch nicht aufgestanden.

„Sagen Sie meinem Schwager, dem Herrn Landgerichtsrat und meiner Schwester, daß ich sie sogleich in einer dringenden Angelegenheit sprechen müße!“ rief Rainer und führte Marien ins Zimmer.

Schwager und Schwester erschienen bald darauf und machten große Augen. Nachdem Rainer ausführlich und ruhig Alles erzählt, was vorgefallen, rief der Landgerichtsrat lachend: „Du bist mir ein schöner Jurist! Machst kurzen Prozeß mit Nonnen, und spielst den eig=

nen Richter! — Aber was sind alle Gesetze für Verliebte! Liebesnot kennt kein Gebot!“

„„O Du Allerweltsjunge! Was machst Du mir für tolle Studentenstreiche!““ rief die Landgerichtsrätin, ihren Bruder küssend. Dann umarmte sie Marien und sagte: „„Mein armes, liebes Kind! Ach! Was müßen Sie gelitten haben! — Aber nun erholen Sie sich! Mein lieber Bruder hat uns schon soviel Schönes und Gutes von Ihnen erzählt, daß Sie uns nicht mehr fremd sind. Mit Freuden begrüße ich Sie als künftige Schwägerin! Vorläufig bleiben Sie bei uns, solange Sie wollen! Nicht wahr, lieber Mann?““

„Betrachten Sie unser Haus als das Ihrige!“ sagte der Landgerichtsrat.

„„O wie dank ich Ihnen!““ rief Marie — „es ist meine einzige Zuflucht!“ . . . und sank erschöpft in einen Seßel.

Letztes Kapitel.

Während Rainer, der nur mit gröster Mühe einen Tag Urlaub erhalten, zu seinem Regiment zurückkehrte, blieb Marie vorläufig in jenem gastfreundlichen Hause. Die Arme hatte alle unentbehrlichsten Sachen im Kloster und zu Hause zurückgelaßen. Aber die Frau Landgerichtsrätin sorgte, wie eine Mutter, mit aller Aufmerksamkeit und Zartheit für ihre kleinsten Bedürfnisse.

Vergebens erkundigten sich Herr Kranz und Tante Zilligen nach der verlornen Tochter und Nichte. Sie erfuhren nicht das Geringste von ihrem Aufenthalt. Ihr böses Gewißen verhinderte sie, weiteres öffentliches Aufsehen von der Sache zu machen.

Rainer berichtete sofort ausführlich die ganze Geschichte der gewaltsamen Einsperrung und glücklichen Befreiung Mariens ihrem Bruder, seinem Freunde Hubert. Die Antwort war im höchsten Zorn über diese schmähliche Gewalttat geschrieben, als deren heimlichen Anstifter und Vollführer er den Pater Haß ansah, auf dem sich jetzt seine ganze Wut vereinigte. Er billigte Rainers Verfahren vollkommen und schloß: „Mein Vater — o laß mich schweigen, von dem armen unglücklichen Mann! — Tante Zilligen — verwünscht, daß sich die schwache alte Betschwester so verleiten läßt von dem schlauen Satan im Priesterrock! — Aber laß mich nur freie Hand haben, laß mich wieder zu Hause sein! Ich will ein Wort drein reden, daß sie erschrecken sollen! Es muß und soll anders werden auf Kranzhof, oder ich will nicht Hubert heißen!“ —

Rainer zog durch einen Freund, einen ganz in der Nähe von Kranzhof wohnenden Halfensohn über alle dortigen Vorfälle und Veränderungen die genausten Erkundigungen ein. Da erhielt er — als Marie bereits vier Wochen im Hause seiner Schwester war — plötz-

lich die traurige Nachricht, daß Herr Kranz einen Schlaganfall bekommen habe, daß er freilich noch lebe, aber wenig Aussicht auf Genesung vorhanden sei. In derselben Stunde, wo er den Brief erhielt, teilte Rainer Marien die Unglücksbotschaft schonend mit.

Diese reiste gleich nach Empfang derselben nach Kranzhof ab. Sie vergaß sofort Alles, was der Mann ihr angetan, sie sah im Geist nur den unglücklichen, sterbenden Vater, sie eilte voller Angst, so rasch sie konnte, um ihn noch lebend zu treffen . . . Aber sie kam zu spät. Schon am ganzen letzten Tage hatte er bewußtlos gelegen, und eine Stunde vor ihrer Ankunft war er verschieden . . . Marie weinte bitterlich am Totenbett des Vaters . . .

Drei Tage stand die Leiche über der Erde. Vergebens erwartete man Hubert. Tante Zilligen hatte ihm gleich am Todestage geschrieben. Aber sein Regiment hatte inzwischen den Standort gewechselt. Die Beerdigung konnte am vierten Tage nicht mehr verschoben werden. . . . Auf der Diele, geschmückt mit Kränzen von Mariens und Annens Händen und mit

brennenden Wachskerzen umstellt, lag im offnen Sarge der tote Halse. Die Leidenschaften hatten ausgetobt in diesem Körper, aber ihn traurig zerstört. Sein Gesicht war tiefverfallen, aber ruhig ... Da kamen die Geistlichen an, vier ältere Priester und vier Kapläne ... Die Zeremonien begannen ... Man wollte den Sarg schließen ...

Plötzlich erhob sich ein halblautes Murmeln unter dem draußen harrenden, zahlreichen Gefolge ... Es entstand ein Gedränge ... Man wich auf beiden Seiten zurück, eine Gaße bildend ... Da stürzte Hubert zur Haustür herein, an den Sarg, ergriff die Hand des toten Vaters und sank weinend neben ihm auf die Knie ... Alle traten zurück, den Schmerz des Sohnes ehrend und teilend ... Man zögerte mit dem letzten Geleit, bis nach längerer Pause Hubert sich erhob. Er schien gefaster ... Mit stiller Wehmut sah er den Sarg schließen ... Wieder traten die Geistlichen hinzu, schwangen die Rauchfäßer und vollendeten ihre Sprüche und Zeremonien ...

Da fiel Huberts Blick plötzlich auf Pater Haß,

der sich unter den Geistlichen befand ... Vergebens kämpfte er seine Bitterkeit nieder ... Er trat an ihn hinan und sagte, so ruhig, als es ihm möglich war: „Ich ersuche Sie, sich zu entfernen! Hinweg von diesem Toten! Ihr Anblick stört mich!“ ...

Pater Haß verließ das Haus ... Hubert eilte zu seiner Schwester und Tante. Nach kurzem schmerzlichen Wiedersehn hob er sie in den bereitstehenden Wagen. Dann folgte er zu Fuß dem Sarge bis zum Kirchhof des nächsten Städtchens. — —

Hubert war jetzt Herr auf Kranzhof. Schon am Tage nach dem Begräbnis seines Vaters hatte er Gelegenheit, seinem Vorsatz getreu, sich als solchen zu zeigen. Tante Zilligen machte ihm die bittersten Vorwürfe über sein Benehmen gegen den Pater, ihren geistlichen Freund. Sie klagte ebenso bitter Marien an, wegen ihrer Entweichung aus Kloster B... — Hubert hörte eine Zeitlang ruhig zu. Dann brach plötzlich, wie ein lang verhaltnes Gewitter, sein Zorn los. Er tadelte die Tante, daß sie sich von diesem Heuchler im Priesterrock zu einer so schmählichen Gewalttat gegen Marien habe

verleiten laßen. Er nannte es ein Glück, daß Rainer zu rechter Zeit dazwischen gekommen sei und die Ausführung des schändlichen Plans verhindert habe. Als die Tante dann ihrer Wut gegen Rainer Luft zu machen anfieng, verbot er ihr entschieden, ein einziges beleidigendes Wort gegen seinen Freund zu sagen. Er billige Rainers Verhältnis zu Marien, und damit Punktum. Dann rief er: „O Tante! Wie kannst Du doch so schwach und kurzsichtig sein, den Eingebungen dieses heuchlerischen, falschen Priesters zu folgen. Siehst Du denn nicht klar, was er will? Marien und ihre Mitgift ins Kloster B** zu bringen, ist ihm Gottlob mislungen. Aber bist Du denn blind, Tante, daß Du gar nicht merkst, wie er nur darauf abgeht, Dein Vermögen für seinen Orden zu gewinnen, Deine Erbschaft zu erschleichen? — Glaub nicht, ich spreche aus Eigennutz. Ich habe, auch mit der Hälfte des Hofs, genug zu leben! Meine Ansprüche sind bescheiden! Gib Dein Vermögen wem Du willst, aber lieber den Armen, dem ersten, besten Bettler, als diesen Jesuiten! — Das aber sag ich Dir hiemit ein für allemal, als Herr vom

Hause: Kommt mir der Pfaff hier noch einmal zu Gesicht, so laß ich ihn mit meinen Hunden vom Hof hetzen!" —

Da eilte Tante Zilligen, blaß und vor Wut zitternd, ohne ein Wort, zur Tür hinaus. Sie packte augenblicklich ihre Sachen ein. Schon am andern Morgen in aller Frühe fuhr sie mit Kisten und Kasten aus dem Tor des Kranzhofs, nach einem drei Meilen entfernten Städtchen, wo ein ihr befreundeter, alter, frommer Pfarrer stand. Dort mietete sie sich in einem dicht an der Kirche und Pastorat gelegenen Hause ein. —

Hubert aber blieb auf Kranzhof. Er wurde nach kurzen Verhandlungen für „unabkömmlich" erklärt und brauchte nicht mehr zu seinem Regiment zurückzukehren. — Bald nachher wurde auch die Landwehr entlaßen. Rainer kehrte nach Bonn zurück, machte einige Monate später ein glänzendes juristisches Examen und wurde gleich darauf als Auskultator, demnächst als Referendar bei einem rheinischen Gerichtshof angestellt. — —

Nach Ablauf des Trauerjahrs — vor wenigen Wochen — wurden auf Kranzhof zwei Hochzeiten

gefeiert. — Marie brauchte jetzt nach rheinischem Gesetz, da Eltern und Großeltern verstorben, keinen Menschen um Erlaubnis zu fragen, sondern konnte frei dem reinen Zuge ihres Herzens folgen. — Nur die nächsten Angehörigen und einige nähere Freunde der Brautleute waren bei der Feier zugegen: alle Verwandten Mariens und Huberts, außer Tante Zilligen (welche, obwol aufs Freundlichste eingeladen, nicht erschienen war), Rainers Eltern, Bruder und Schwester, und ihr Gemahl, der Landgerichtsrat, endlich Annens glückliche Mutter. Rührend war der Anblick dieser guten Frau, welche mit gefalteten Händen und Trähnen in den Augen fern abseit stand, versunken in den seligen Anblick ihrer geliebten Tochter, die seit dem Tode des Vaters der Mutter einzige, aber treue Stütze gewesen!

Aber noch glücklicher waren die Brautleute. Marie am Arm Rainers — Anna am Arm Huberts — da wuste man kaum, welches der beiden Pare das schönere war. — Anna trug ein reiches, schwarzes Damastkleid, das der liebreizenden Blondine überaus schön stand. Die bescheidne Magd, die jetzt Herrin auf Kranzhof

werden sollte, fühlte sich höchst beengt in dem ungewohnten prächtigen „Stat," sie schlug noch demutsvoller, als sonst, die Augen nieder. — Marie trug ein reiches, schneeweißes Spitzenkleid. Sie sah aus, wie die reizendste Novize. —

Das war ein langer, stattlicher Zug, als die Wagen mit den Brautleuten und Hochzeitsgästen im benachbarten Städtchen vor dem Bürgermeisteramt auffuhren, und Alles lief zusammen, die herrlichen Pare zu bewundern. Feierlich schloß der Bürgermeister, als Vertreter des Stats die Zivilehe und ließ die Ehekontrakte unterzeichnen. —

Dann giengs zur katholischen Kirche, wo Hubert mit Annen vor den Altar trat, und, dem Herkommen und Annens herzlichstem Wunsch gemäß, die kirchliche Einsegnung erfolgte. Rainer und Marie befanden sich unter den Zuschauern. Der katholische Priester hatte sich natürlich geweigert, den Segen über sie zu sprechen, weil Rainer sich geweigert, das von ihm geforderte Versprechen, seine Kinder demnächst in der katholischen Konfession erziehen zu laßen, abzugeben. — „Mit dem

Segen des Priesters hats immer noch Zeit!", sagte Rainer. „Die Ehe ist kein Institut der Kirche, sondern des Stats! Dieser aber hat eben unsere Ehe geschloßen, uns eben so fest und heilig verbunden, daß keine Macht des Himmels und der Erde im Stande ist, dieselbe wider unsern Willen zu lösen!" — Marie erklärte sich herzlich einverstanden. — „Dafür laß Dich küssen, mein liebes, verständiges Weibchen!" rief der junge Gatte und umarmte sie. —

Unter dem Freudengeschrei der hinter den Wagen herrennenden Straßenjugend kehrte man nach Kranzhof zurück. Dort setzte man sich zum fröhlichen Mahl nieder — und wie nun allmählich bei demselben sich die reinste, heiterste Stimmung entwickelt, wird der freundliche Leser am Ende zwei Gäste an der Tafel vermißen, die doch sonst bei festlichen Gelegenheiten auf Kranzhof nicht fehlten. Zuerst den würdigen, unvermeidlichen Herrn Wichtig. Aber wenn dieser auch sonst hier wie zu Hause, und auch noch am Begräbnistage anwesend war, so hörten doch mit dem Tode seines Freunds, des Halfen, seine Besuche auf. Und wenn er in angenehmer

Erinnerung genoßner Leckerbißen auch an diesem Tage ein heimliches Verlangen spürte, beim Hochzeitschmause mitzuwirken, so dachte er doch mit unwillkürlichem Schreck an die bei letzter Gelegenheit verlorne Perrücke. — Obgleich seitdem der stattliche Meister zwei neue und noch schönere Perrücken für sein würdiges Haupt gekauft, und an Gewicht und Würde sichtbar zugenommen hat, auch zweimal nach Kevlaar wallfahrtete, so ist es ihm doch noch immer nicht gelungen, sein ersehntes Ziel zu erreichen: eine reiche Erbin heimzuführen. Er geht noch immer auf Freiersfüßen, er ist noch „zu haben" — und sollte vielleicht eine der schönen Leserinnen Gefallen an dem stattlichen jungen Mann gefunden haben — doch der Autor will sich den Kuppelpelz nicht verdienen! —

Tante Zilligen aber hatte nun schon ein Jahr geschmollt, und fehlte auch jetzt bei dem freudigen Doppelfest. Sie hatte mit dem alten Pfarrer, ihrem Freunde, alle ihre Familienangelegenheiten wiederholt weitläuftig, vertraulich durchgesprochen. Aber der alte, würdige und woldenkende Herr hatte ihr keineswegs in Allem Recht gegeben, er hatte sogar ihr Verfahren schonend mis-

billigt. Bei Huberts Aeußerung über des Paters Absichten hatte er lächelnd gesagt: „Nun, so Unrecht mag Ihr Neffe doch wol nicht haben!“ — Uebrigens hatte der würdige Pfarrer ihr stets zugeredet, sich mit ihren nächsten Verwandten auszusöhnen. Aber die von Zeit zu Zeit wiederholten Besuche des Paters hatten dieß noch immer verhindert. — Als die Tante zuerst hörte, daß Hubert die Anne heiraten wolle, war sie, wie aus den Wolken gefallen. Sie hätte eher an ihr Ende, als daran gedacht. Im ersten Augenblick rief sie: „O wie dumm ist der Junge! Konnte er nicht eine Halfentochter mit 100,000 Taler kriegen?“ — Als sie aber dann an die echte Frömmigkeit, die stille Häuslichkeit und den Bienenfleiß, auch an die Schönheit der Anne dachte, mußte sie am Ende doch zugestehn: „Hubert hat recht getan! Eine beßre Frau kann er nicht finden!“ — Endlich kam die freundliche Einladung zur Hochzeit. Da hatte sie lange überlegt und mit sich gekämpft. Der würdige Pfarrer und Freund hatte ihr aufs dringendste zugeredet, hinzufahren. Schon machte sie Anstalten. Aber am Ende siegte doch ihr Eigensinn und ihre Bitter-



keit gegen Rainer und Marien. Sie bestellte den schon gemieteten Wagen wieder ab. —

Auf Kranzhof aber saß man noch gegen Abend an der Tafel heiter zusammen. Eben hatte ein humoristischer Trinkspruch des Landgerichtsrats die fröhliche Stimmung noch erhöht. . . Da öffnete sich plötzlich die Tür, und hereintrat — Tante Zilligen mit ihrem alten Freund, dem würdigen Pfarrer . . . Hubert jubelte laut: „Tante! liebe Tante!“ — sprang auf und eilte in ihre offnen Arme. Die Tante vergoß Trähnen der Rührung. Dann umarmte sie auch Marien, die zu ihr geeilt war und rief: „Alles sei vergeßen!“ Und Annen drückte sie ans Herz und sagte: „O Du liebes, frommes Kind hast Dein Glück verdient!“ Selbst in Rainers dargebotne Rechte schlug sie ein. . . Und der greise ehrwürdige Pfarrer stand daneben und lächelte stillbefriedigt über sein gutes Werk. Er hatte noch am Mittag seine Freundin zur Abreise gedrängt. Seine unermüdliche, versöhnliche Zurede war endlich von Erfolg gekrönt. Aber die Tante wollte durchaus, daß der alte Herr mitfahren sollte. . .

Nun begann der Festjubel von Neuem. Von Allen herzlich bewillkommnet, wurde die Tante zwischen Hubert und Annen gesetzt, der fremde Herr Pfarrer aber erhielt den Ehrenplatz zur Rechten Annens, der jungen Frau vom Hause. . . Man war seelenvergnügt bis spät in die Nacht. —

Am andern Morgen saßen Hubert und Rainer allein im Hinterstübchen. Sie waren eben aufgestanden. Anne, oder vielmehr die junge Frau Kranz brachte den Kaffee herein. Hubert umfaste zärtlich sein junges reizendes Weibchen, das vor seinem liebevollen Blick die Augen in holder Verschämtheit niederschlug, und schüchtern, mit flüchtigem Aufblick Rainer einen guten Morgen wünschte, dann aber errötend in die Küche zurückeilte.

Da kam Tante Zilligen herunter, trat in die Küche, umarmte die neue Nichte und fragte mit schelmischer Miene: „Nun Anne, wie hast Du geschlafen?“ Das junge Weib wurde purpurrot, als die alte, fromme Jungfrau sie bei diesen Worten mit neugierigem und etwas hexenhaft dämonischem Blick ansah. . . Tante Zilligen

aber wartete die Antwort nicht ab, sondern fuhr fort: „Ach Anne! Nun muß ich nochmal wieder wegfahren und bliebe doch sogern gleich immer hier!" . . . Dann nahm sie die neue Nichte wieder in die Arme und rief: „Nicht wahr, Anne, wir wollen uns schon vertragen? Sollst über mich nicht zu klagen haben! Mach Alles nach Deinem Sinn und Willen; Du verstehsts ja! — Ich will in Glück und Frieden meine Tage bei Euch beschließen! Lange dauerts doch nicht mehr mit mir — aber Anne! Das hoff ich noch zu erleben, daß ich Deine Kinderchen auf meinem Arm und Schoß wiege! Anne! Was soll das ne Freud sein!" — Wieder errötete das junge Weib und seufzte tieffreudig und ahnungsvoll... Bei den letzten Worten zog Tante Zilligen ein Papier aus dem Busen, riß es mitten durch und wollte es ins Feuer werfen.

„„Bitte, gebts mir doch! Das kann man ja beßer brauchen! Wenn auch nur zu Fidibus für meinen Hubert!"" sagte Anne.

Als die Tante sah, daß Anne gleich ein Stück abriß und kunstvoll einen Fidibus zu drehen anfieng,

nickte sie befriedigt und verließ die Küche. Das junge Weib gieng wieder ins Zimmer und legte einige ihrer niedlichen Fidibus vor ihren Hubert.

„Was für ein Papier hast Du denn da, mein Aennchen?“ fragte dieser und nahm die zerrißne Schrift.

Anne erzählte wie sie dazu gekommen. Hubert las: „Wir von Gottes Gnaden, Friedrich Wilhelm der Vierte, König von Preußen u. s. w.“ Dann setzte er hinzu: „Das ist was für Dich! Rainer! Es scheint ein Dokument oder dergleichen. — Aber nun bring uns auch ein Licht zu dem Fidibus, mein Aennchen!“ Anne eilte hinaus.

Rainer hatte die zerrißne Schrift gleichgiltig zur Hand genommen und überblickt. Aber mit jedem Wort, das er las, wuchs seine Spannung, sein Erstaunen. Nicht allein, daß er die vorhandenen Stücke zusammensetzte und begierig jede Zeile, jedes Wort las, auch die von Annen gefertigten Fidibus faltete er wieder auseinander und brachte die Stücke wieder an die Stelle, wo sie ausgerißen waren. . .

„Nun, was ists denn?! Das scheint ja sehr wichtig!“ rief Hubert.

„„Nichts mehr, und nichts weniger, als ein vollgiltiges Testament Deiner Tante!““ antwortete Rainer.

„Nicht möglich!“

„„Darin verschreibt sie, außer einem kleinen, der Kirche in O. vermachten Legat, ihr ganzes Vermögen, Kapitalien unt Immobilien dem Herrn X** in K**! — Das ist nämlich derselbe Vertrauensmann, auf dessen Namen auch das neugekaufte Ordenshaus in K** geschrieben!““ bemerkte Rainer.

„Also den Jesuiten?!“ rief Hubert in höchster Spannung. —

„„Ja! — Kein rheinischer Notar kann ein richtigeres Testament machen, als dieß!““

„Als dieser Pater Haß gemacht, wolltest Du sagen!“ verbeßerte Hubert. Dann nahm er freudig die Papierstücke aus den Händen seines Freunds und rief: „O Rainer! Dieser glückliche Riß ist uns 100,000 Taler wert!“

Dabei zerriß er die Stücke in tausend kleine Fetzen und sagte zu der eintretenden Anne, welche Licht brachte:

„Liebes Aennchen! Wenn Du mir einen Gefallen tun willst, so mach doch keinen Fidibus mehr davon, sondern verbrenne dieß Alles!"

Anne fieng die vielen Papierstückchen in der Schürze auf und eilte damit in die Küche; während Rainer zwei der von ihm verdorbnen Fidibus sorgfältig wieder zusammenfaltete und dabei bedächtig die Worte sprach: „Voluntas hominum est ambulatoria!" (der Menschen Wille ist wandelbar. Pandect. De testamentis etc.).

An den beiden wichtigen Fidibus aber steckten Hubert und Rainer ganz gemütlich ihre Zigarren an.

Druck von H. W. Schmidt in Halle.





